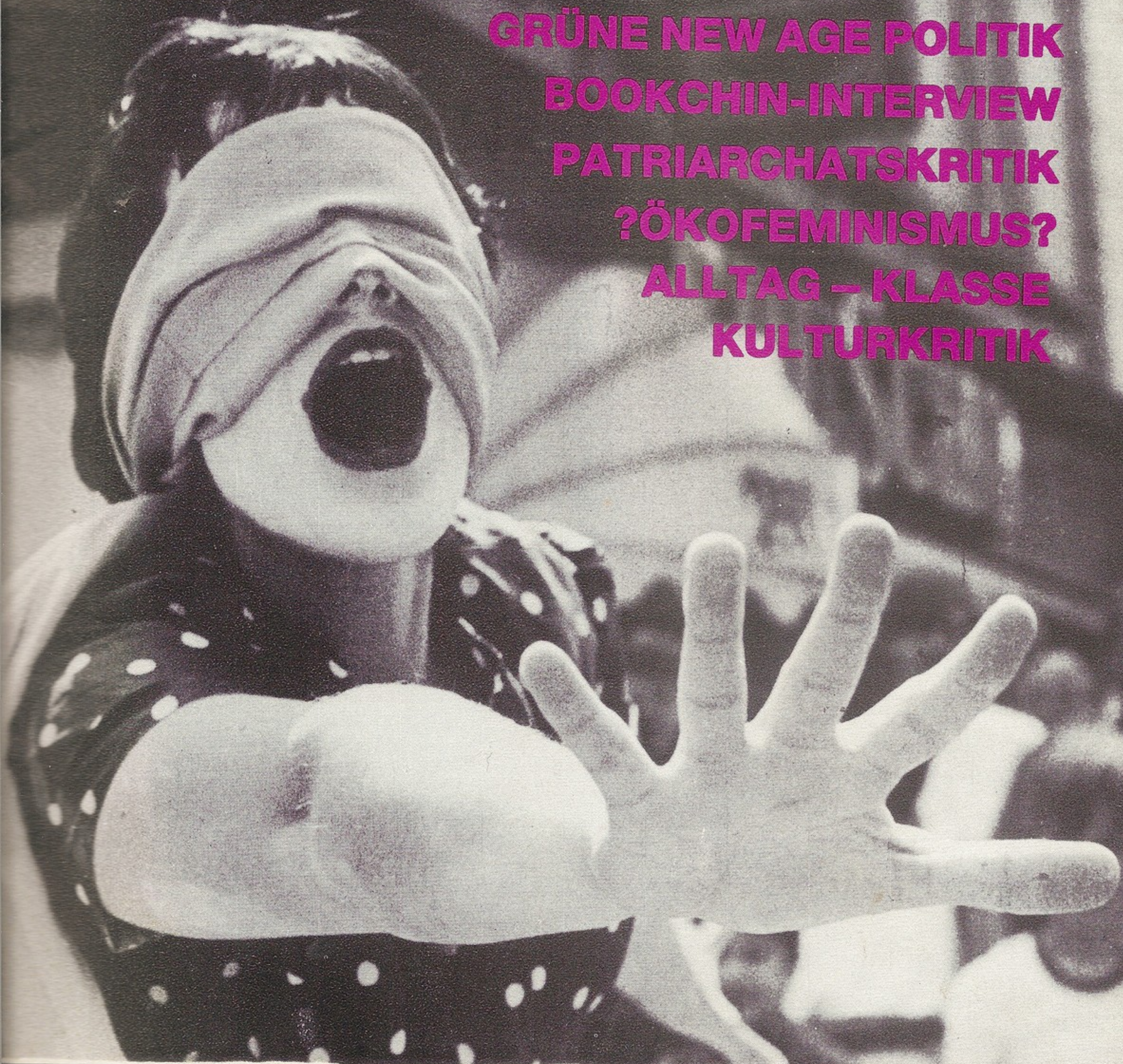
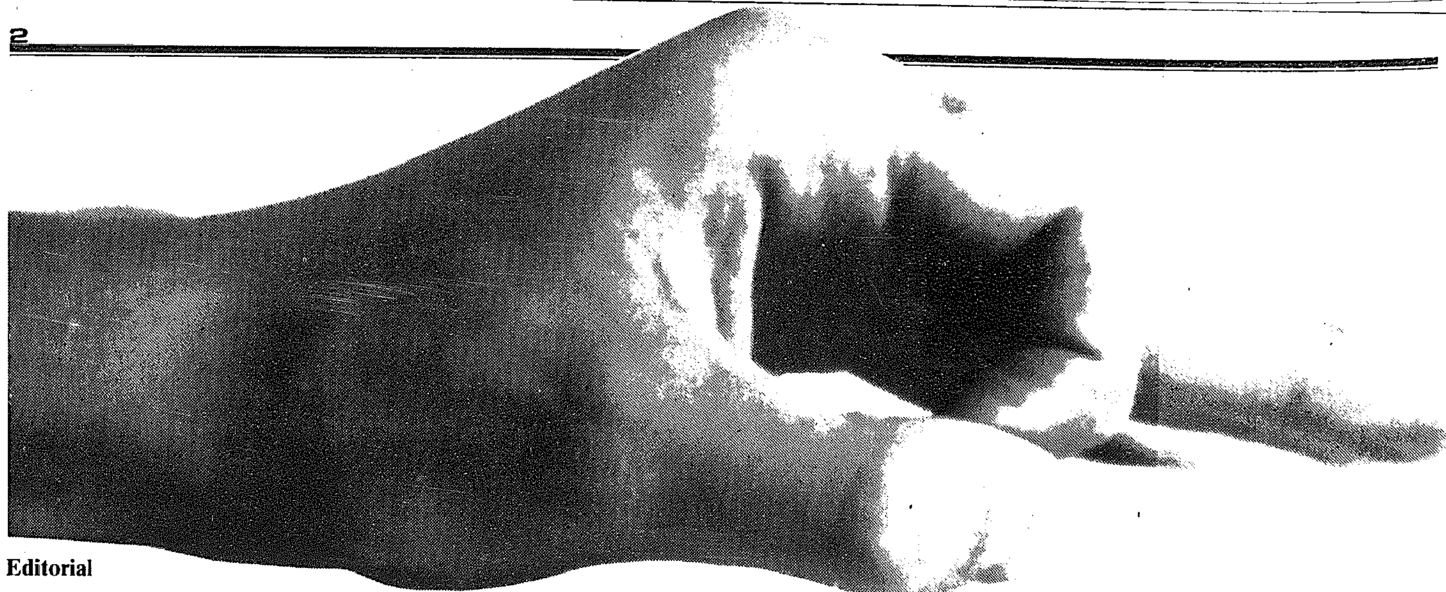
NR.26 4/87 5.- DM

schwarzer FADEN

VIERTELJAHRESSCHRIFT
FÜR LUST UND FREIHEIT

GRÜNE NEW AGE POLITIK
BOOKCHIN-INTERVIEW
PATRIARCHATSKRITIK
?ÖKOFEMINISMUS?
ALLTAG – KLASSE
KULTURKRITIK





Editorial

Schwerpunktthema dieser Nummer ist *Patriarchatskritik*; verstanden als kritische Analyse der kulturellen Grundlagen der Männergesellschaft. Mit *Kultur* verbinden sich zwei Vorstellungen: In seinem einleitenden Beitrag beschreibt *Herby Sachs* zunächst den umfassenden Zusammenhang von *Kultur* – die Inhalte, die Ideologie, die Voraussetzungen unserer weißen, westlichen Zivilisation der Männergesellschaften, in denen wir durch unsere Sozialisation verwurzelt sind. *Rosella di Leo* und *Ynestra King* spiegeln mit ihren unterschiedlichen persönlichen und theoretischen Ausgangspunkten die doppelte Beziehung des *Anarcha-Feminismus*. Rosella di Leo ist ursprünglich Anarchistin und setzt anarchistische Akzente in der Diskussion um die Kritik am Patriarchat. Ynestra King versteht sich als Ökofeministin, *Murray Bookchin*, über dessen Sozialisation wir im Interview *Peter Einarssons* näheres erfahren, machte innerhalb der anarchistischen Bewegung auf sie aufmerksam.

Beide Beiträge veröffentlichen wir nicht ohne Widersprüche. Die zu *Der Ursprung des Nils* sind eher formal: Rosella di Leo geht an ihr Thema typisch akademisch heran. Aufbau des Artikels und Sprache sind vollkommen von der universitären Art des Diskurses geprägt, auch noch nachdem wir ihn sprachlich überarbeitet haben. Das wird (hoffentlich nicht) viele LeserInnen abschrecken, die sich auf diese Ebene nicht zwingen lassen wollen.

Die ziemlich desolate Situation libertärer Gruppen, das betrifft Vorgehen, Organisierung und Inhalte, macht aber deutlich, wie notwendig es ist, solche Fragen – wie die nach der Entstehung von Herrschaft – aus dem abgeschotteten Bereich akademischer Diskussionen in die Bewegung hineinzutragen. Wir müssen nicht alle Diskussionen von Null her anfangen, aus dem hohlen Bauch heraus führen, sondern können uns auf *vorhandene* libertäre Ansätze beziehen.

Die Widersprüche zu Ynestra Kings Thesen sind dagegen grundsätzlich. Wir stimmen ihnen nicht zu. Da sie aber exemplarisch das zusammenfassen, was in den Köpfen vieler feministischer Vertreterinnen einer anderen, »weiblichen« Form von Politik spukt, stellen wir sie doch vor. Durch die kritische Auseinandersetzung mit diesen ökofeministischen Thesen, die auch in der libertären »Szene« verstärkt Einzug halten, könnten wir unsere eigene Theorie daraufhin überprüfen, inwieweit sie vielleicht auch dem philosophischen Kuddelmuddel des *New Age*, zu deutsch: *Wende*, aufsitzt.



Photo: Manfred Kampschulte

Inhalt

Titelbild: Manfred Kampschulte, Leverkusen



Aufruf zum Wiederverkauf: Wir suchen nach wie vor Menschen, die sich nicht scheuen auf Demos oder Veranstaltungen den *Schwarzen Faden* zu verkaufen; wir geben 30% Rabatt. Da sich seit Jahresbeginn 1987 die Papierpreise um 20% verteuert haben und wir zudem den SF auf 68 Seiten ausgeweitet haben, ergibt sich inzwischen wieder ein Defizit pro Nummer, das von **200 Neuabos** oder 200 Wiederverkaufsexemplaren aufgefangen werden könnte. Keine Unmöglichkeit wie wir meinen. Bitte werbt für ABOs und überlegt euch den Wiederverkauf, auch wenn's nur *einmalige* Versuche für ganz und gar einmalige Veranstaltungen sind! Speziell für die Buchläden: denkt daran, daß der SF auch nachbestellt werden kann.

In eigener Sache: Rowohlt druckt ungefragt SF nach

Unsere bisherige Impressums-Aufforderung "*Nachdrucke gegen Quellenangabe sind ausdrücklich erwünscht*" erwies sich erstmals als Bumerang. Ohne mit der Redaktion, dem presserechtlich Verantwortlichen, dem Verlag oder den Autoren Rücksprache zu nehmen, lediglich mit Quellenangabe findet sich ein gekürzter Ausschnitt des Lupus-Texts aus *SF-23* (1/87) im rororo-aktuell-Schnellschuß "*Ihr habt unseren Bruder ermordet – Die Antwort der Brüder des Gerold von Braunmühl an die RAF*" - herausgegeben vom "Links-"Sozialdemokraten Freimut Duve.

Nun könnten wir uns nicht groß aufregen, wäre der Text vollständig abgedruckt worden - aber er ist selbstredend auf die Aussagen reduziert worden, die an der RAF Kritik üben, während andere Passagen - zum Staat, zu Europa etc. weggelassen wurden. Im Ergebnis wurde der Text dahingehend "vereindeutigt", bis er ins grün-sozialdemokratisch-liberale Anti-Terrorismus-Konzept paßte.

Über den Umgang großer Verlage mit authentischem Szenematerial, das von kleinen Verlagen publiziert wird, ließe sich eine eigene Debatte eröffnen - zumal die großen bürgerlichen Verlage bei Raubdrucken nicht gerade generös mit dem Copyright umgehen. Im Rechtfertigungsschreiben des Rowohlt-Verlags heißt es kurz und knapp, es sei ihnen nicht möglich gewesen, den Verleger des Schwarzen Fadens festzustellen. Nun ein Blick in den VLB-Katalog oder das ZIS-Zeitschriftenverzeichnis hätte genügt.

Doch darum geht es uns nur in zweiter Linie: wesentlicher ist, daß wir - genausowenig wie Lupus - uns nicht (und erst recht nicht für die derzeit laufende Schein-Amnestiedebatte) - benutzen lassen wollen. Nicht nur, daß der Text verstümmelt wurde, sondern vor allem auch durch den Kontext, in den er in dem Braunmühl-Buch steht. Beides - die verkürzte Wiedergabe und der eindeutige politisch-zweckbestimmte Kontext - verfälschen die ursprüngliche politische Aussage des Papiers. Ganz abgesehen davon, daß dieser Text in dem rororo-Buch schon des Themas wegen nichts zu suchen hat, weil es sich bei dem Autonomen-Papier *keinesfalls* um eine Reaktion auf die Ermordung v. Braunmühls handelte, sondern um eine Neubestimmung autonomer Politik, die in ihren wesentlichen Teilen schon vor den RAF-Anschlägen verfaßt und diskutiert worden war.

Wir werden deshalb öffentlich und juristisch gegen den Rowohlt-Verlag vorgehen, mit den Zielen, daß in etwaigen weiteren Auflagen der SF-Text aus dem Buch herauszubleiben hat und einer Schadensersatzforderung für den unautorisierten Abdruck in der 1. Auflage. Das nachträgliche Honorarangebot von 200.-DM lehnen wir selbstverständlich ab. Die Schadensersatzsumme soll jeweils zur Hälfte Libertären Zentren und dem Konto »Waffen für El Salvador« zukommen.

Trotzdem-Verlag/SF-Redaktion



SF-Spendenliste:
J.D., München 10.-; J.M., Berlin 30.-; R.R., Dillenburg 7,50; T.P., Ebscheid 30.-; J.S., Sprockhövel 10.-; R.L., Hamburg 5.-; H.G., Hamburg 25.-; J.B., Ludwigsburg 5.-; G.O., Gelsenkirchen 35.-; M.B., Rosenheim 5.-; R.H., Neumarkt 10.-; W.A., Anrich 20.-; J.S., Berlin 5.-; R.M., Hamburg 50.-; W.F., Australien 50.-; M.K., Frankfurt 15.-; J.P., Bochum 30.-; H.-P.K., Flensburg 15.-
Spenden im monatlichen Dauerauftrag (unsere Traumvorstellung): F.-J. M., Dortmund 15.-; N.H., Nürnberg 75.-
Spenden für die Sondernummer Feminismus: I.K., Frankfurt 100.-; A.B., München 50.-; P.Z., Wuppertal 15.-



Impressum:
Herausgeber: Trotzdem-Verlag/FLI
V.i.S.d.P.: Herby Sachs, Moosweg 165, 5090 Leverkusen; namentlich gezeichnete Beiträge stehen unter der Verantwortlichkeit der VerfasserInnen und geben nicht die Meinung der Herausgeber, der Redaktion oder gar des presserechtlich Verantwortlichen wieder.
Mitarbeit: Eingesandte Artikel sind erwünscht, speziell solche von AugenzeugInnenberichten aktueller Ereignisse und Veranstaltungen, die eine analytische Aufarbeitung versuchen; wir suchen immer ÜbersetzerInnen von theoretischen (Vorsicht: polit-soziologischen!) Texten aus dem Französischen, Italienischen und Spanischen – wir können viele von euch mit solcherart politischer Arbeit (und somit dezentraler SF-Mitarbeit) eindecken! Da wir den Anarchismus offensiv vertreten wollen, (d.h. ihn und uns nicht so einfach ins kriminelle Abseits abdrängen lassen wollen), bevorzugen wir namentlich bzw. von Gruppen gezeichnete Beiträge; lassen uns aber im Bedarfsfall auch von der notwendigen Anonymität überzeugen; bei theoretischen Beiträgen ist vorherige telefonische Absprache sinnvoll; Photos, Graphiken etc. sind willkommen.
Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden Mitglieder der Redaktion; ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht; Honorare bleiben auch unsere Wunschvorstellung; Ausnahme: für aufwendige (Photo-)Interviews (die gegen Vorabsprache mit uns auch von Nicht-Redaktionsmitgliedern geführt werden), können Zuschüsse bezahlt werden.
Nachdrucke gegen Quellenangabe, Belegexemplare und nach Vorabsprache mit der Redaktion sind ausdrücklich erwünscht!
KNASTFREIEXEMPLARE bleiben solange das EIGENTUM des VERLAGS, bis sie den Gefangenen ausgehändigt sind. Eine »Zur Habe-Nahme« ist keine Aushändigung!
Auflage: 2500 Exemplare; Verlag, Satz und Vertrieb: Trotzdem-Verlag, Grafenau; Druck: Druckerei Moosweg, Leverkusen; Weiterverarbeitung: Libellus-Verlag, Stuttgart.
Erscheinungsweise: vierteljährlich + eine Sondernummer jährlich; Photos: ungezeichnete aus dem SF-Archiv.
Abonnementsgebühren: 15.-DM für 4 Nummern, Sondernummern werden mitgezählt, wer sie nicht haben will, muß sich bei uns melden. Bezahlung der ABOs im voraus; automatische Verlängerung mit neuer Rechnung nach Ablauf des ABO-Zeitraums, d.h. bitte gebt uns schriftlich Bescheid, wenn ihr den SF nicht mehr haben wollt.
Anzeigenpreise: 1 Spalte 200.-DM + MWST; 1/2-Seite: 350.-DM + MWST; 1 Seite: 1000.-DM + MWST (d.h. haben wir nicht so gern!). Anarchistische und alternative Kleinverlage erhalten 20% Rabatt; Dauerkunden: 50%!

Redaktionsanschrift: SCHWARZER FADEN, PF 1159, 7031 Grafenau-1; Tel.: 07033 – 44273; ISSN: 0722 – 8988.

Einzelnummer: 5.-DM
4 Nummern: 15.-DM
Außerhalb des dt. Postbezirks: 16.-DM
8 Nummern: 30.-DM
Probenummern (ältere Ausgaben) nur gegen Rückporto!
Sondernummer ARBEIT: 5.-DM
Sondernummer NOSTALGIE (Artikel aus SF o – 12): 10.-DM
Sondernummer Feminismus (Mai 1988): 6.-DM
SF-Konto: F. Kamann, Ktonr. 574 63-703 beim Postscheckamt Stuttgart.(*Den Namen "Kamann" keinesfalls vergessen.*)

Redaktionsschluß Nr.27: 1.2.88
Anzeigenschluß Nr.27: 15.2.88
Redaktionsschluß Sondernummer FEMINISMUS: 9.4.88

Ist doch alles so schön bunt hier! –

Vom Marsch durch die Institutionen zur »Entsorgung« ideologischer Altlasten. Die GRÜNEN und kein Ende . . .

von Friederike Kamann

Photo: Klaus Malorny

Oder etwa doch? *»Die Grünen sind am Ende«* titelte der *Pflasterstrand* in seiner Augustausgabe, *»Den Grünen läuft die Jugend davon«* die *Süddeutsche Zeitung* am 10.10.87.

Prozentuale Einbrüche bei den letzten Landtagswahlen, verschärfte Grabenkämpfe zwischen *Fundis* und *Realos*, Parteibasis contra Parlamentsfraktion (und angenommenes Wahlvolk) um den richtigen Weg heraus aus dem Stimmen- und Stimmungsloch.

Es geht um Zahlen, denn: *nur* Zahlen zählen auf dem Weg durch die Parlamente. Doch wo sollen nur die neuen Wähler herkommen, wenn die alten scheinbar gerade davonlaufen? Da muß knallhart kalkuliert werden: *»Wir haben faktisch längst punktuelle Zusammenarbeit mit Teilen der CDU-Wählerschaft praktiziert. Nichts zeigt die beschriebene Tendenz klarer als die Tatsache, daß bei der letzten Bundestagswahl 2 Prozent mit der Erststimme CDU und mit der Zweitstimme Grüne gewählt haben.«*

So rechnet Fritz Kuhn, Fraktionssprecher der Baden-Württembergischen GRÜNEN mit Blick auf die kommenden Landtagswahlen 1988. Und leitet daraus ab: *rechts*, da wäre noch was zu holen! »Links« scheint alles ausgereizt. Die Leute, die versuchsweise mal GRÜNE gewählt haben, würden danach sowieso wieder zur SPD zurücklaufen. Weil die SPD es eben (noch) besser kann – das staatsmännische Geschäft!

Orientierung auf *»wertkonservative«* Bevölkerungsgruppen ist angesagt. Denen läßt man dann auch großzügigerweise ihren geliebten jungdynamisch-bodenständigen Landesvater Lothar Späth. Er darf Ministerpräsident bleiben. Wenn er nach dem Verlust der absoluten CDU-Mehrheit in der Nach-Wahl-Nacht geknickt einen netten Juniorpartner sucht, wird er schon erkennen, daß da die GRÜNEN für das Land – vor allem den Boden, die Luft, das Wasser – am besten sind.

Auch leichter zu handhaben als die ehrgeizigen Herren von der technokratischen Konkurrenz der SPD und FDP. Denn die GRÜNEN glauben eben noch naiv an ihre parlamentarische Sendung.

Wird es in Zukunft im *Ländle* also zwei FDP's geben – die geschmähte *Zahnärztepartei* und die der *alternativen Junglehrer, Rechtsanwälte und Architekten?* Die der Protagonisten eines *»gelben«* und die der Protagonisten eines *»grünen«* Kapitalismus, die beide eifrig um die Rolle des Steigbügelhalters der CDU konkurrieren? Als solche Nothelfer für Innovationen in einer ökologisch bedrohlichen Lage der Gesellschaft sind sie natürlich von höherer Stelle erwünscht. Als Pool grüner Ideen, auf die es, was die GRÜNEN scheinbar als einziges noch beklagen, aber kein Copyright gibt.

Der Weg dahin ist längst beschritten, zu weit, als daß es noch irgendwie zurückginge. Das sollten vielleicht auch *Jutta Ditfurth* und FreundInnen endlich erkennen, die sich immer noch bemühen, an die einstige Aufbruchstimmung der GRÜNEN wiederanzuknüpfen. »Ganz anders« kann es nie werden, wenn man gängige Wege, wie den des Parlamentarismus einmal beschritten hat. Da gibt es stattdessen nur noch eins: Augen zu und durch! Gefragt ist deshalb jetzt Disziplin, vor allem Parteidisziplin! Disziplin nicht um der Partei willen; und wenn doch um der Partei willen, dann dient ja gerade das der *»Sache«*, die drohende ökologische Katastrophe aufzuhalten. Denn der Weg und das Ziel sind inzwischen eins geworden.

So versuchen die GRÜNEN sich selbst und uns, ihren möglichen WählerInnen, ihre unbedingte Notwendigkeit immer neuaufzuschwatzen. Ein wahlpolitischer Erfolg, nein – das muß inzwischen schon eine auf wahlpolitischem Erfolg beruhende Regierungsbeteiligung sein, sei ein Erfolg auf dem Weg zur Lösung aller uns bedrängenden Fragen. Die GRÜNEN sind und bleiben eine Katastrophenpartei, operieren mit Schreckgespenstern, wie alle anderen Parteien auch. Und das wollen sie ja auch: *werden wie die anderen*; endlich richtig hineinpassen in die Gesellschaft, wählbar für jeden und jede.

Die dazu notwendige ideologische Entschlackungsphase erleben wir gerade. »In« zu sein, »modern« und sich gleichzeitig auf konservative Wählerschichten zu orientieren, bedeutet: keine linken, keine radikalen Utopien mehr zu entwickeln. Weil davon doch nur Wählerinnen und Wähler abgeschreckt würden. Deshalb wird versucht, dem gängigen Bild, wie sich Leute hier in der BRD Politik vorstellen, immer mehr zu entsprechen. Damit verabschieden sich die GRÜNEN endgültig von ihrem ehemaligen Anspruch, der *parlamentarische Arm einer außerparlamentarischen Bewegung zu sein.* Umgekehrt läuft es jetzt: **vom Parlament aus versuchen sie, die Bewegung zu disziplinieren und wahlstrategisch zu dirigieren**; also, die Leute, die zu weit nach vorne schießen, zu zügeln. Auf die 2 Prozent, die die *»kleine radikale Minderheit«*, zu der man/frau sich selbst einmal zählte, auf BRD-Ebene vielleicht ausmacht (lokal, z.B. in Unistädten sieht das natürlich anders aus, deshalb tönt es dort auch noch seitens der GRÜNEN anders), muß eine Partei, die die 10% (und darüber) konstant anstrebt im Notfall eben verzichten.

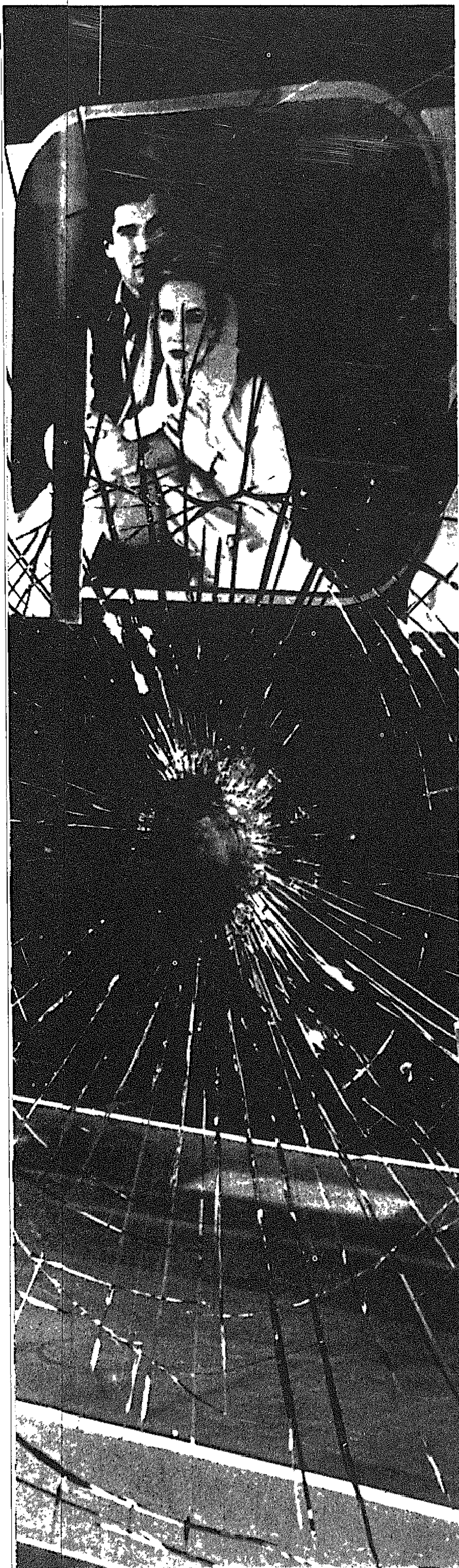
Fatal wie sich das in der Ausdrucksweise niederschlägt, der Zynismus der Haltung ist kaum noch zu überbieten. Es geht um *»Entsorgung«*, so bringt es der *Pflasterstrand* um den sich immer noch ungestraft libertär nennenden Cohn-Bendit auf den Begriff:

»Die GRÜNEN hantieren nach wie vor mit dem politischen Instrumentarium der 70er und der frühen 80er Jahre. Vor allem für jene haben die GRÜNEN keine plausiblen und attraktiven Konzepte, die als junge Mitgestalter einer prosperierenden Gesellschaft frei von Revolte-Erfahrungen jeglicher Art die bundesrepublikanische Normalität als durchaus befriedigend empfinden und trotzdem ein relativ ›kritisches‹ Verhältnis zum Staat, zum Fortschrittsdenken, zur Umweltpolitik haben. Noch erfreut sich die Öko-Partei auch in diesen Kreisen eines beträchtlichen Sympathievorschusses; nach dem vorläufigen Ende realpolitischer Mitverantwortung auf Regierungsebene wird allerdings durch das den GRÜNEN eigene links-ideologische Säbelgerassel dieser Vorschuß weiter dahinschmelzen. Abgesehen davon haben auch die um den Jahrzehntwechsel durch Hausbesetzungen, Friedensbewegung etc. politisch sozialisierten potentiellen Grünwähler die Schnauze voll von den anachronistischen Schaukämpfen der Altvorderen und deren Zöglingen. Wer außer denen, die ihn betreiben, versteht noch den Sinn des Fundi-Realo-Konflikts. Politische Altlastenentsorgung wäre das Gebot der Stunde. Indes, als parteiinterner Müllminister/in ist derzeit niemand in Sicht.« (Pflasterstrand Nr.268, S.19)

Da haben wir auch gleich die neue Zielgruppe: den umweltbewußten Yuppie (besonderes Qualitätsmerkmal: frei von jeglicher Revolte-Erfahrung). Ihm/ihr müssen »praktikable Handlungsperspektiven« geboten werden, und politische Aufstiegschancen in einer ›jungen, dynamischen Partei‹. Radikalität der Utopie ist nicht mehr gefragt von denen, die was geworden sind. Sie ist Relikt der 70erJahre. Opportunismus ist zeitgemäß und verbirgt sich geschickt hinter der so häufig zitierten Floskel vom Pragmatismus, von der Realpolitik.



Photo: Manfred Kampschulte



Was heißt aber Realpolitik?

Ein Beispiel: waren nicht die Szenarien, die die GRÜNEN zum Ausstieg aus der Kernenergie letztes Jahr nach Tschernobyl entworfen haben *»Jetzt und s ofort möglich«* gerade deshalb so realistisch, weil sie auf der ungeheuren Überkapazität bundesdeutscher Stromversorgung fußten? In einem *taz*-Interview behauptete nun Herr *Fischer* von den GRÜNEN Hessens das Gegenteil: Aber was meint er mit dem Wort »realistisch«?

Es bedeutet bei ihm nicht mehr – was ist machbar – sondern: **was ist parlamentarisch durchsetzbar.**

Die Herren Parlamentarier beweisen mit solchen Äußerungen die These, die ihnen alle KritikerInnen des Parlamentarismus von Anfang an entgegenhielten: ihr Blickfeld wird eingeschränkter! Die Blickrichtung wird zu der des Herrschers: von oben nach unten auf die WählerInnen, denen es ja eigentlich ganz gut geht. *»Trotzdem wollen sie jemanden, der aufpaßt, was etwa mit der Umwelt passiert.«* (PS, S.21) Die GRÜNEN haben es nicht mehr nötig, Aufträge und Mandate mitzunehmen; sie hören nicht mehr auf das, was als Forderungen formuliert wird, sondern denken darüber nach, was die »Menschen« denken könnten. Mittels Umfragen, politischer Psychologie etc. statt sich als Protestpartei zu betätigen, versuchen sich die GRÜNEN nun als »attraktive Reformpartei«. Und die dazu notwendige »programmatische Debatte« – die z.B. Fischer mit solchen »Interviews« im Pflasterstrand zu forcieren gedenkt, darf seiner Meinung nach, *»nicht geführt werden in der Perspektive, wir bleiben Oppositionspartei auf lange Zeit, sondern wir helfen uns nur selbst weiter, wenn wir uns die Mühe machen, Reformpolitik als praktisch umsetzbare Politik zu definieren. Das heißt, Politik denken unter dem Gesichtspunkt Regierungsmacht.« (PS, S.21)*

New Age, Newspeak – wie weit geht das noch bei den GRÜNEN? Z.B.: die für bestimmte Gesetze parlamentarisch vorgeschriebene 2/3-Mehrheit wird zur *»Konsensentscheidung«* umgedeutet (Fischer, PS, S.22); die Forderung nach dem Austritt aus der NATO erscheint *»nur noch wirklichkeitsfremd«* (O-Ton Schily), obwohl doch gerade diese Forderung auf den inneren Militarisierungseffekt einer Mitgliedschaft in einem aggressiven Militärbündnis zielt. Schily befindet sich *»natürlich«* auf dem Boden des Rechtsstaates, hält Recht für Gerechtigkeit und bejaht das staatliche Gewaltmonopol. Daß dieses als staatliches Prinzip des Strafens, die staatlich sanktionierte Definition in »gut« und »böse« durchsetzt und aufrechterhält und so viele Gruppen überhaupt erst an den Rand der Gesellschaft drängt, steht nicht zur Debatte.

Die *»Wende«* hat so auch in den Köpfen grüner (ehemals linker) Politiker stattgefunden. Sie sind Parlamentarier geworden. Die Bedingungen parlamentarischer Arbeit werden von ihnen zu Bedingungen politischer Arbeit *überhaupt* umgedeutet.

Utopie?

Was ist das für Menschen, die nur noch in Machbarkeiten denken? *»Revolution ist nicht mehr machbar. Ist auch nicht mehr denkbar. Sie ist auch nicht wünschbar.« (Fischer, PS, S.22)*

»Du wirst mit einer pragmatischen Politik, die sich orientiert an der Durchsetzung und an ihren moralischen Grundsätzenweiterarbeiten müssen.« (PS, S.22/23)

Auf diese Weise, wo nur noch die Sachlage entscheidet, degeneriert die Utopie der Freiheit zur bloßen Verteidigung der Menschenrechte und der Kreis zur CDU ist wieder geschlossen. Ist es nun auch der letzten klar? Damit haben wir nichts mehr zu tun – hier werden **wir** als *»ideologische Altlast«*, die dem Zeitgeist nicht entspricht *»entsorgt«*.

Uns als Anarchisten, ging es immer darum, Lernprozesse in Gang zu setzen, Umdenkungsprozesse. Das kann nicht dadurch geschehen, daß wir uns auf gerade die politischen Formen beziehen, die wir ändern wollen. Parlamentarische Politik bedeutet immer Verwässerung, Angleichung der weniger mächtigen an die mächtigste Position; ist somit immer eine Form von Herrschaft, und nicht – wie uns nun auch die GRÜNEN weismachen woll(t)en – einfach eine Art von gesellschaftlicher Meinungsbildung. Die GRÜNEN können aus all diesen Gründen nicht länger Drehpunkt der Diskussionen bleiben. Dafür wird nun bei Vielen zunächst eine große Ratlosigkeit einsetzen. Viele Leute werden sagen, man/frau kann eben doch nichts machen, doch nichts ändern. Und jetzt konzentriere ich mich eben doch besser auf meine »Privatheit«, wie ich die organisieren kann, damit es mir dabei besser geht. Gefordert ist da unsere radikale Kritik. Wir können aufzeigen und in Diskussionen einbringen: Hier, es *gibt* andere Möglichkeiten, auf unterster Ebene die Belange selbstorganisiert in die Hand zu nehmen. So können wir wenigstens dazu beitreagen, daß keine neuen falschen Hoffnungen in den Parlamentarismus mehr geweckt werden können.

Ob die GRÜNEN ihre Integrationsfähigkleit erfüllen können oder nicht, liegt nicht zuletzt an uns selbst.

Was uns entgegenkommt ist jedoch: als »normale« Partei definieren die GRÜNEN alle Interessierten nur noch über deren Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe, machen aus allen Lobby oder Nicht-Lobby. Deshalb werden sie viele, die in ihnen ursprünglich einen Hoffnungsträger auf Veränderung sahen, auch schnell wieder frustrieren. Ein Zeit(geist)zeichen von links, was sich dann in der *Süddeutschen* so liest: *»Jürgen Dyckerhoff macht bereits Action – wenn auch nicht ganz auf Parteilinie. Zum Mißfallen seines Grünen-Kreisverbandes fühlt er sich zunehmend von der Praxis autonomer Gruppen angezogen. ›Der Knackpunkt‹, versucht er diese neue Beziehung zu ergründen, ›kam für mich, als ich merkte, wie machtlos wir mit unserer Bürgerinitiative gegen den Rangierbahnhof waren.‹ Doch dann erzählt er von Caspar, einem jungen Findelkater, für den er sich seit neuestem auch noch engagiert. Zweimal schon in den letzten Wochen will er Caspar dem Tod entrissen haben, als er erst an Katzenseuche, danach an Bauchfellentzündung erkrankt war. Beide Male schaffte er das Vieh in die Tierklinik. Weil ihm das Geld für die Arztrechnung ausgegangen war, sammelten die Autonomen auf ihrem Plenum für Caspar: ›Von so einem Zusammengehörigkeitsgefühl‹, schwärmt Jürgen Dyckerhoff, ›kannst du bei den Grünen nur träumen.›« (SZ, 10.10.87)*



Von der ideologisierten Klassenmacht zum Mythos neuer Nachbarschaft?

von Wolfgang Haug

Lang genug hatte es gedauert bis sich die »Linke« von der klassischen Fixierung auf die Ökonomie, auf die Betriebe, das Proletariat und die Klassenmacht gelöst hatte. Spöttisch könnte angemerkt werden, daß es seitdem auch mit der »Linken« in der BRD vorbei ist; sie ist entweder »grün« und »staatstragend« geworden oder kämpft als »linksradikale« Randgruppe um gesellschaftlich relevante Perspektiven für ihre Politik.

Zwar fanden in den letzten 15 Jahren soziale Kämpfe in der BRD statt – und so gut wie ausschließlich unabhängig von der, langezeit über ihre Vorkriegstraditionen überbewerteten, Arbeiterklasse, – doch blieb ein Unbehagen über die Zufälligkeit der Auseinandersetzungen, über die Wellenbewegung, über das Reaktionsverhalten usw. – kurz: es fehlte sowohl die breite Aufbruchstimmung der frühen 70er Jahre wie die zugrundeliegende Perspektive für den Aufbau von *Gegenmacht*.

Für diese Perspektivendiskussion gibt es zwei Vorgehensweisen: entweder wir suchen nach dem *revolutionären Subjekt*, das dazu beitragen könnte, unsere Bewegungen potentiell zu verbreitern – oder wir versuchen das Vorhandene – also uns selbst – effizienter (und damit in der Folge auch für neue Leute anziehender) in Szene zu setzen. Überflüssig zu sagen, daß es von anarchistischer Seite nur um das Letztere gehen kann, daß wir dabei aber mehr Schwierigkeiten bekommen werden als uns lieb sein kann.

Das begehrte Subjekt der Begierde

Die Suche nach den potentiellen *Trägern* der sozialen Kämpfe ist die eher übliche (und marxistische) Herangehensweise; die Paradeantwort »Proletariat« kam bis vor wenigen Jahren nur noch schwer über linke Lippen. Dies hat sich angesichts der zynisch so benannten *industriellen Reservearmee* von registrierten und unregistrierten Arbeitslosen und Jobbern wieder verändert. Auch mir scheint es vor diesem Hintergrund wieder nachvollziehbar, von *Klassenkampf* zu reden, solange wir die soziale Situation der Betroffenen zugrundelegen. Um daraus jedoch ein politisches Konzept zur Gesellschaftsveränderung abzuleiten, fehlt auch weiterhin das entscheidende Moment, was schon den Gewerkschaften in der gesamten Nachkriegszeit gefehlt hatte: massenhaftes Klassenbewußtsein.

Diesen Widerspruch scheinen mir die GenossInnen der *wildcat* wegtheoretisieren zu wollen, wenn sie zum *»1. Mai in Kreuzberg«* schreiben:

»In so 'ner Situation rächt sich, daß die Autonomen über ›Kiezstrukturen‹ und ›Stadtteilpolitik‹ reden, anstatt die revolutionäre Perspektive als Klassenmacht, als proletarische Autonomie praktisch zu entwickeln. Die Autonomen gerieten in die Defensive und machten

sich dann als »politische Schicht« Gedanken, mit denen sie in gefährliche Nähe einer radikalen Sozialarbeit oder noch krasser ausgedrückt einer neuen Kiezbullerei kamen. (. . .) Eine revolutionäre Perspektive besteht nicht darin, effektivere Kampfformen auszutüfteln, sondern im Verstehen der Neuzusammensetzungsprozesse, im Entwickeln des revolutionären Bruchs aus der Subjektivität der Klasse. Die Frage nach der Subjektivität der Klasse ist keine akademische oder der richtigen Auslegung von Marx, es ist ganz einfach die Frage danach, woher die Kraft kommen wird, den Kapitalismus zu zerstören.« (Wildcat 42, S.30)

Die »Neuzusammensetzung« der revolutionären Kräfte bedeutet – so liest sich's in der *wildcat* – nichts anderes als alle TeilnehmerInnen an der Randale am 1. Mai in Kreuzberg. Auf diese Weise wird jedoch die Randale, mythischer der »riot«, zum Ersatzbeweis für das ansonsten nirgendwo zu verortende neue Klassenbewußtsein. Da die Deklassierung Vieler nun mal offensichtlich ist, muß sich das entsprechende Bewußtsein finden lassen: *»Randale ist die Fortsetzung der proletarischen Verhaltensweisen im Viertel.« (wildcat 42, S.30)* Na Prosit – da macht Stadtteilarbeit doch erst richtig an! Aber noch ist es für »uns« nicht zu spät zu kapieren: *»Allzu lange haben sich die Autonomen im bornierten Verständnis eingeigelt, daß außerhalb ihrer Ghettostrukturen sowieso nichts abgeht, haben die Frage nach einer sozialen Verbreiterung als Bündnis mit den Bürgern, den Normalos oder den GRÜNEN mißverstanden. Die Randale vom 1.Mai könnte für die Autonomen 'ne Chance sein zu kapieren, daß es außerhalb ihres Ghettos revolutionäre Kräfte gibt, daß die Klasse kein Phantom ist.« (Wildcat 42, S.31)*

Gut miaut, schwarze Katze – aber schwer konstruiert. Die Übertragung englischer riots von 1981 und 1985 auf den 1.Mai in Kreuzberg ist mehr als gewagt. Richtig an dem direkten Vergleich scheint mir nur die Ventilfunktion für Menschen, denen dieses System weder Integrations- noch Aufstiegs- noch Identitätsangebote machen kann. Allein aus dieser objektiven Klassenlage als Deformierte und Deklassierte muß jedoch noch lange keine revolutionäre Perspektive – gar eine neue Zusammensetzung revolutionärer Kräfte entstehen; noch nicht einmal dem »Aufstand« selbst kann ohne weiteres »revolutionäre Kraft« unterschoben werden. Bleibt es bei dieser oberflächlichen Bestimmung revolutionärer Politik, so befinden sich die *wildcat*-GenossInnen in einer ähnlich prekären Lage wie seinerzeit die Roten Frontkämpfer, die auch nicht begreifen konnten, weshalb soviele objektiv Deklassierte anstatt in ihre Reihen in diejenigen der SA liefen.

Skins

Die objektive Klassenlage ist also bei weitem keine Garantie; damals nicht und heute nicht. Und es gibt eine weitere Übereinstimmung zwischen damals und heute: die Faszinationskraft linker Veränderungsmodelle der jeweiligen kapitalistischen Gesellschaft war und ist gebrochen. Es ist also kein Zufall, daß männliches, jugendliches Protestverhalten heute auch nach rechts gehen kann. Und hier scheinen mir die *wildcat*-GenossInnen gefährlich zu verharmlosen, wenn sie die Ursachen für diese Entwicklung hauptsächlich bei den Faschos suchen, die Schlägertrupps anwerben oder in platter linker Antifa-Arbeit, die anfällige »Jugendgruppen« weiter nach rechts treibe. Sicherlich gibt es platten Antifaschismus, und sicher müssen wir versuchen Gruppen differenziert anzugehen, aber in linkem Fehlverhalten die Ursachen für die zunehmende Ausbreitung rechtsextremer Gruppen sehen zu wollen, ist doch etwas zuviel Masochismus und wird noch schiefer, wenn gleichzeitig die proletarische Herkunft der Skins positiv überbewertet wird (vgl. die *wildcat*-Veröffentlichung *»Zehn Tage die England veränderten«*, Commune-Rhizom Verlag Berlin 1985).

»1979 z.B. verweigerte man einigen der Skins den Zutritt zu einem Rock-against-Racism Konzert und verleumdete sie als National Front Haufen. Die Skins schlugen zurück, wobei unter anderemmehrere Lastwagen mit Verstärkeranlagen in die Brüche gingen.« (S.37, Zehn Tage...) Die Schuldigen (?) sind also nur die dämlichen intellektuellen (?) Linken? Die Skins dagegen sprechen die klare Sprache der Proleten und schlagen zurück – was sie ungeheuer sympathisch macht, oder wie ist das?

Klar sind auch für die *wildcat*'s die Skins nicht nur »gut«, – obwohl sie mit der Übersetzung der »10 Tage« sich alle Mühe geben zu relativieren, weil es auch rote, gar jüdische Skins gibt – so kommen sie nicht darum herum, die angebliche Wahllosigkeit von Skingewalt zu bemängeln:

»Die Skinheads treffen oft durchaus den richtigen Feind, aber ihre wahllose Grausamkeit (Rentner verprügeln etc.) bietet den idealen Stoff für die Federfuchser der Sensationspresse. (. . .) Gelegentlich sind die Skinheads imstande, die reichen Schweine in Chelsea aus ihren Luxusvillen zu zerren, aber andere Male verfallen sie in eine völlig kaputte psychotische Raserei, die nicht das geringste Klassenbewußtsein zeigt.« (S.38)

That's it. Die Skins haben kein Klassenbewußtsein und wollen es in ihrer Mehrheit auch gar nicht vermittelt bekommen. Und *wahllos* schlagen sie recht selten zu, dafür gleichen sich die Opfer zu häufig. Ihre proletarische Herkunft wird an diesen Handlungsweisen auch nichts korrigieren, eher im Gegenteil: gerade weil die Skins in Proletariervierteln oder Altstädten zuhause sind, stossen sie im Alltag andauernd auf linke Gruppen, Alternativler und Ausländer, an denen der realkapitalistische Frust vordergründig ausgetobt werden kann.

Auch sind Gruppenidentifikationsmuster, die über uniformierte Kleidung, Militärstiefel und Nationalismus laufen, nicht weit genug vom rechtsradikalen Milieu entfernt um gegen deren Vereinnahmungsversuche eigene Werte zu mobilisieren. Wenn sich die Skins dennoch nicht vollständig vereinnahmen lassen, liegt dies nicht an ihrer proletarischen Herkunft, sondern weil FAP, ANS, DVU etc. noch zu inhaltlich vorgehen. Eine Nichtmitgliedschaft in solchen Gruppen heißt deshalb noch lange nicht, daß Skins weniger rechts oder weniger gefährlich wären – bzw. daß die Symbiose mit den Faschos nicht beiden Seiten höchst gelegen kommt: im Prozeßfall sind die Skins keine organisierten Nazis sondern nur 'ne Jugendbande; und eine Fascho-Organisation steht immer besser da, wenn sie sich im Notfall von ihrer Schlägertruppe distanzieren kann. Und auf der subjektiven Ebene dürfte es den Skins genügen, wenn sie bei der Hauptsache, der Randale mit den »Roten«, dabei sind, während die Faschos sicher dankbar für diese neue – diesmal für die Parteikasse besonders kostengünstige – SA sind, denn im Gegensatz zu früher müssen nun nur die konkreten Auftritte honoriert werden.

Wenn sich also z.B. auch Skins bei der nächsten Randale in London oder Berlin beteiligen, so ist dies absolut kein Grund über eine »neue Zusammensetzung aus aufgestautem Klassenhaß« zu frohlocken; wer es tut, wird sich bös wundern, wenn er tags darauf freudig auf die neuen Kampfgenossen zugeht . . .

Objektiv ist also nur die Klassenlage und daß die Betroffenen sowohl nach links wie nach rechts wie in den Alkohol gehen . . .

Strukturen schaffen . . .

»Uns geht es darum, gemeinsam zu überlegen, welche langfristigen Projekte und Kerne wir aufbauen und vernetzen wollen, an welchen Inhalten und praktischen Notwendigkeiten sich militante Kerneentwickeln müssen (von Ökologie über »Schattenwirtschaft« bis hin zu eigenen Medien, radikaler Medizin, Werkstätten und Sportverein . . . Eine autonome Organisation hätte nur Sinn, wenn sich darin militante Kerne wie Mosaiksteine zueinander- und ineinander fügen, wenn sich jenseits von Aktualität und Bewegung eine Kontinuität und Verbindlichkeit jener Kerne entwickelt, in denen Politik und Alltag, gegenseitiges Vertrauen und Kompetenz, Lust und Ausdauer, Geborgenheit und Risiko miteinander verschmelzen.«

(Lupus, Stand autonomer Bewegung, Reader zu den Libertären Tagen)

Was hier vorformuliert wurde, blieb auch nach den Libertären Tagen wenig mehr als ein allgemeiner Anstoß in die richtige Richtung, eine Aufforderung den Alltag in das eigene Politikverständnis stärker einzubeziehen, die anarchistische Forderung einer Verbindung von öffentlich und privat herzustellen und effizienter und kontinuierlicher politisch miteinander zu leben. Es bedeutet eigene Rollen zu hinterfragen und zu überwinden und geht im Gegensatz zu den *wildcat*-GenossInnen nicht von einem abstrakten revolutionären Subjekt, sondern von uns selbst aus; – oder dem wenigen, das (noch/schon) konkret da ist; was den unschätzbaren Vorteil hat, daß wir jederzeit beginnen können.

Den Alltag anstelle der Klasse oder der Arbeit zum Kristallisationspunkt von Widerstand zu machen, bedeutet für viele den Stadtteil – und daran knüpfen sich einige Fragen:

Bleibt dieser Stadtteil anonym, ist es recht einfach sich theoretische Konzepte zu überlegen; besteht bereits ein großes linkes-alternatives-ausländisches Spektrum, so liegen die Ansatzpunkte auf der Hand. Für den Großteil kleinerer Städte und Gemeinden trifft dies sicherlich nicht zu; dort wird die Anonymität geringer – die Widersprüche zu den »Nachbarn« werden deutlicher. Auskommen, Tolerieren, vielleicht Verstehen, Andersartige akzeptieren, Freiräume durchsetzen, – heißen die konkreten Ziele, von Gegenmacht träumt dabei noch niemand. D.h. aber auch, daß wir das Konzept kritisch hinterfragen müssen – und damit auch anarchistische Begriffe wie »kleine Einheiten schaffen«, »Anarchie ist machbar...« etc.

Der wesentlichste Unterschied zur Organisationsform über die Klasse oder die Sphäre der Arbeit besteht im Fehlen der Gemein-

samkeit, die bei anderen politischen Konzeptionen oft als einziges vorausgesetzt werden konnte. Der Stadtteil oder die »Nachbarschaft« ist keine Interessengemeinschaft im allgemeinen Sinn und erst recht keine im politischen. Die einzelnen BewohnerInnen gehören vielfältigen und unterschiedlichsten Gruppen an, deren Interessen für die Beteiligten zumeist wichtiger sind als das – in Städten – meist eher zufällige Wohnen. Je zahlreicher jedoch die Interessen, je höher die Ansprüche, desto schwieriger wird es, diese in der unmittelbaren Nachbarschaft unterzubringen; die Suche nach Gleichgesinnten, Austauschpartnern weitet sich aus und geht schnell über den eigenen (als einengend empfundenen) Lebensbereich hinaus. D.h. diejenigen Alltagsaktivitäten, die am kommunikativsten, am direktesten auf Gemeinschaft zielen, sind oft diejenigen, die lokal nicht zu befriedigen sind und scheiden daher für unseren Ansatz aus. Ein Umstand, der sehr bewußt gehalten werden muß. Dagegen gibt es Alltagsaktivitäten, um die es lokal gehen könnte – nämlich Wohnen, Essen, die Straße in Besitz nehmen, gemeinsame Zentren schaffen . . . – was auffällt ist: es sind zumeist die Bereiche, die heute der größten Privatheit/Individualisierungunterliegen. Dies aufzubrechen bedeutet, daß ein Interessenbewußtsein für solche Veränderungen geschaffen werden muß – und insofern sitzen wir in derselben Problemfalle wie die Klassenbewußtseinstheoretiker.

Konstatieren wir eine breite Interessenlosigkeit der meisten Mitbewohner im Stadtteil an den sie direkt umgebenden Einrichtungen, so hat dies fraglos mit ihrer Erfahrung politischer Einflußlosigkeit auf kommunaler Ebene zu tun – zu sehr sind die Rathäuser bloße Verwaltungsorgane geworden, Stellvertreterbürokratien für die eigentliche Staatsbürokratie. Andererseits hat dies auch mit der Aufspaltung der Menschen in unterschiedliche Lebens-, Arbeits- und Freizeitbereiche zu tun: nur noch für die Minderheit bedeutet der Stadtteil/die Gemeinde auch zugleich den Arbeitsplatz und darüberhinaus, den Ort, wo sich eigene Interessen leben lassen. Wer jedoch den Wohnort als bloßen Schlafplatz begreift, weil seine täglichen Konflikte und Inanspruchnahmen woanders ablaufen, der/die aktiviert sich nicht mehr übermäßig in der unmittelbaren Wohnumgebung. Wer sich am Wohnort politisch engagiert, hat oft keinerlei Einfluß auf die ihn mitbetreffenden Verhältnisse am Ort seines Arbeitsplatzes – aus diesem (konstruierten und vereinfachten) Beispiel leitet sich politische Apathie ab, die wir als gegeben erkennen müssen.

Strukturen schaffen, den Alltag politisieren bedeutet nicht zuletzt, die Aufspaltung von Leben und Arbeit anzugehen, gleichzeitig aber Freiräume für – zumindest – außerirdische Erfahrungsmöglichkeiten mitzudenken.



Photo: Klaus Malorny

Selbstkontrolle = Staatskontrolle?

Neben diesen eher praktischen und erfahrbaren Problemen, die sich uns mit einer Perspektive »die alltägliche Gegenmacht aufbauen« stellen, taucht noch die politische Frage nach der Gefährlichkeit auf: nehmen wir an, die »Nachbarschaften« funktionieren, jeder kennt jede und übt dadurch gewollt und ungewollt eine Selbstkontrolltätigkeit aus. Wenn wir unsere Utopien einer Aufhebung von öffentlich und privat in der bestehenden kapitalistisch-patriarchalische Gesellschaft aufbauen wollen, müssen wir uns zunächst erinnern, welche Vor-Erfahrungen uns warnen. Daraus ergibt sich sehr schnell die Frage, warum die von Gustav Landauer und Martin Buber mitkonzipierte »Gartenstadtidee« sowohl während der Kaiserzeit, wie der Weimarer Republik wie auch der Nazizeit amtlicherseits gefördert worden ist? – Aus einer idealtypischen Umsetzung der freiheitlich sozialistischen Ideen konnte sich die jeweilige Staatsform versprechen ihre Kontrolle auf die immer noch eher unzugängliche »Privatsphäre« der damals am Experiment beteiligten Gartenstadtbewohner auszudehnen, und sie gleichsam als soziales Experimentierfeld für andere Formen der Erfassung und Ausbeutung zu betrachten.



Photo: Gerhard Walker, Gießen

Welche Krankheit darf's denn sein?

– zur Erhellung des Geisteszustandes der (Freiburger, nur der?) Szene

von Matthias Deutschmann

Während es – folgen wir den offiziellen Absichtserklärungen – in der undogmatischen Linken (neben und gegen die Grünen) um den Aufbau neuer verbindlicherer Strukturen geht, werden solche dort, wo sie noch existieren erstmal demontiert. In *Freiburg* redet nicht mehr jeder Linke mit jeder Linken – wo kämen wir denn da auch hin?

Mit-Ursache war – neben allgemeiner Bewegungsflaute – der Kauf der Spechtpassage durch Teile der Szeneprojekte, was sofort als Dolchstoß gegen die Hausbesetzerbewegung gewertet wurde. KritikerInnen des Kaufs wohnen inzwischen als MieterInnen in der Spechtpassage, was neben unnötigen Fronten auch noch die Pikanterie von Vermieter-Mieter-Verhältnissen mitsichbringt; – die daraus resultierenden Konflikte werden inzwischen anstatt in Gesprächen mit Flugblättern und Zerstörungs-Aktionen ausgetragen – wie gesagt: nicht jeder spricht mit jeder. *Matthias Deutschmann,* Freiburger Szene-Kabarettist, bringt die desillusionierende Ratlosigkeit in die einzig angemessene Sprache. Wir danken der *Freiburger Stadtzeitung* (SZ) für die Erlaubnis zum Nachdruck.

sf

Mit dem Titelgespräch »*Wir müssen verstehen, an welcher Krankheit wir leiden*«, **hat die Stadtzeitung einen begrüßenswerten Beitrag zur Erhellung des herrschenden Geistezustandes geleistet. Anfangs fiel es mir schwer, mich durch den Wildwuchs von Analyse, Anspruch und Frustration zu kämpfen; später habe ich dann begriffen, daß die Diskussion auf sechs Stadtzeitungsseiten nichts anderes als feinste Betroffenenberichterstattung ist. Was sich auf den ersten Blick wie eine verwirrte Darstellung liest, entpuppt sich beim zweiten Lesen als virtuose Darstellung von Verwirrung. Je mehr man zu sagen hat, desto schwerer fällt einem das Reden. Trotzdem: ein Kompliment an die Patienten. Diese Diskussion hat mich angeturnt; ich möchte gerne mit auf die Suche nach der Krankheit, die uns alle verbindet.**

SZ: »*Der immer wiederkehrende Vorwurf an die Projekte: Kein gemeinsamer, übergreifender Zusammenhang! Im Auge...*« Der berühmte übergreifende Zusammenhang! Die Gemeinheit dieser Frage liegt in ihrer Allgemeinheit. Die Floskel wird als Köder ausgelegt und wer beißt zuerst an?
Das Radio: »*Für das Radio kann ich sagen, daß ein solcher Zusammenhang besteht.*« Und wie sieht der aus, fragt sich der Leser? »*Das Radio wird von bestimmten Leuten gemacht, die einen bestimmten politischen Zusammenhang haben.*« Mehr wird nicht verraten. Aus Sicherheitsgründen. Wer trotzdem weiterfragt erfährt: »*Wir wollen das Radio befreien von den Fesseln der Wirtschaftlicchkeit und den Hörerzahlen.*« Aber ist es davon nicht längst befreit. Oder meinen sie das Radio an und für sich?
Aber die Medienwerkstatt!: »*Wir brauchen den Blick nach Außen*«. »*Die Arbeit vom Kino ist von vorneherein nach Außen gerichtet*«, das Kommunale Kino dazu. Und die SZ: »*Wir sind natürlich auch nach Außen orientiert und...*« –

eine versteckte Empfehlung für's Radio – »*schalten uns nur noch ein, wenn's nötig ist.*«
Und jetzt kommt der AAK, aufgepaßt!: »*Der mangelnde Zusammenhang war vor der Gießereihalle schon sehr deutlich.*« Am Willen zur Halle hat es aber nie gefehlt und nur die «*Utopie des nach Außen Gerichteten hat bewirkt, daß wir fast nur noch nach innen diskutiert haben.*« Alles klar. Der Schuß droht



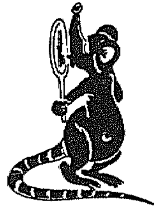
ständig, nach hinten loszugehen. Aber wer sich nicht in die Halle begibt, kommt darin um.
Wer weiterliest, erfährt vom Netzwerk die erschütternde Wahrheit: »*Bei den Projekten, die noch nicht richtig laufen, ist es klar, daß Politik noch eine große Rolle spielt*«. Noch, aber dann... »*ist die Motivation, etwas zu tun die Verwaltung der eigenen Arbeitsstrukturen.*« »*Wenn du die Buchführung in der Gießereihalle machst, dann wirst du wahrscheinlich keine Zeit mehr für politische Inhalte haben.*« Jetzt ist klar, warum die Autonomen keinen Schützenverein aufmachen. Es ist die Angst vor der Buchführung.
Ein altes Problem: Bürokratie war schon immer konterrevolutionär. Und die Medienwerkstatt fragt sich: »*Wir haben einen Apparat, so gut wie nie zuvor, die Frage ist nur, was er vermitteln will.*« Der Apparat wahrscheinlich gar nix. »*Welche Inhalte dahinter stehen*«. Das ist das Problem der Inhalte. Sie stehen immer dahinter und wehe, wenn der Apparat zu laufen beginnt, die Inhalte müssen hinterherrennen. Angesichts solcher grundsätzlicher Probleme sehnt sich der Vertreter des AAK nach der guten alten Zeit: »*Ich möchte es gar nicht mehr erzählen, aber der Schwarzwaldhof..., was uns früher geeint hat war das gemeinsame Haus*«. Denn da



haben ja alle gewohnt, nicht wahr? Vielleicht sollte die Gießereihalle doch besser zum Hotel umgebaut werden? »*Von dem, was ich im Kopf habe, würde ich die Halle als defensives Projekt begreifen. Die Utopien, die ich in die Halle stecke, sind ganz schön klein geworden*«.



Daß Arbeit in die Halle gesteckt wird, ist verständlich. aber daß die Utopien das mit sich machen lassen. Jedenfalls stecken sie jetzt in der Halle, wie der Teufel im Detail.
Was ist das bloß für eine Krankheit, an der wir leiden?
Medienwerkstatt: *Wir haben mal eine unheimliche Ausstrahlung gehabt*« –

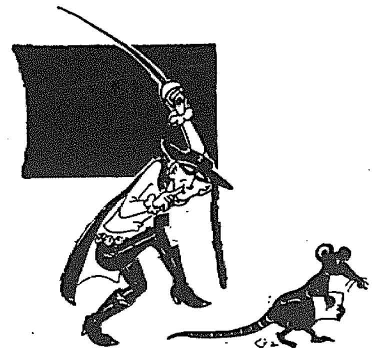


nicht doch, unheimlich? »*die Leute haben sich anstecken lassen...*« Radio: »*Aber wenn du uns hier anguckst...*« AAK: »*Das grenzt an Leichenfledderei.*«
Wenn das Wahr ist, muß schleunigst ein Pathologe her.
Vorläufig lautet die vorsichtige Diagnose: Die Leute leiden an ihrer eigenen Vergangenheit. Die müßte mal ausgemistet werden, denn wir haben weder alle im Schwarzwaldhof gewohnt, noch sind wir im Mariengrab beerdigt worden.
Schluß mit der Gemeinheit, Sätze aus dem »*Zusammenhang*« zu reißen. Die letzten beiden Seiten der Diskussion sind wichtig. Die Methode »Gremliza-Expreß« wäre hier verfehlt.
»*Gedacht wurde damals schon unterschiedlich. Nun ist es klar. Peng!*« Der Hans vom Buchladen weiß, worüber er spricht, denn Jos Fritz ist zur Zielscheibe revolutionär-antiimperialistischer Befreiungspolitik geworden. Es scheint so, daß einige Leute nach jahrelangem Zaudern in der Szene jetzt den wirklichen Gegner ausfindig gemacht haben. Der Feind ist mitten unter uns. Jetzt gilt es »*zwischen uns dem Feind einen klaren Trennstrich zu ziehen*« (vermutlich Mao)(Mao!, d.S.) und das kann bedeuten, daß der Schritt, der hier vollzogen werden soll, bei einigen Kämpfern mitten durchs Gehirn geht.
Zu den Pfingstereignissen wurden ja leider auch Erklärungen verfaßt, die hinter dem fröhlichen Feuerzauber die ganze Tragödie der Konspiration zum Vorschein kommen lassen. Sicher sind das nur wenige, die sich als Sinngeber aufspielen und schreiben: »*Global denken – lokal handeln*«. Oder »*Hier zu kämpfen, heißt auch selbst einen Bruch zu vollziehen*«.
Aber es bleibt ja nicht bei revolutionären Phrasen. Aus bestimmten Ecken kommt ja die Forderung »*noch mehr peng zu machen!*«
Und weil eben kaum miteinander geredet wird, geht das große Rätselraten los, wenn Revolutionäre in einer heldenhaften Aktion »*Mietkampf überall*« auf den frisch renovierten Boden des Buchladens sprühen, oder Stahlstifte in BKS-Schlösser treiben. Wer denn die Kasse mit den Spenden für politische Gefangene geklaut hat, bleibt auch im Dunkeln. Hier erwarten wir einen Bekennerbrief!

Entwurf für einen Bekenner brief

Wir haben uns heute morgen einmal selber in die Fresse gehauen Weil wir neue Menschen werden wollen und auf diese Weise den Bruch mit uns selbst vollziehen müssen. Der Feind ist in uns. Der Kampf geht weiter

Seit das Schimpfwort vom Scheineprojekt die Runde macht, wird das politische Klima mehr und mehr vergiftet. Gemeint ist damit die Spechtpassage. Daß hier gekauft wurde, kann offenbar nicht verziehen werden. »*Was aber hindert die Pfingstgeister daran zu kämpfen, wenn sich 30 Leute in Freiburg zusammentun, um ein Haus zu kaufen?*« Wenn es wahr ist, was die Interpretatoren der Pfingstnacht schreiben, daß also der Geist der Revolte sich an Pfingsten materialisiert hat, dann befürchte ich einen Religionskrieg im Grün. Dann ist auch klar, wer die Heiden sind.
Die Frage Schwein oder Mensch hat sich bereits als Kriterium empfohlen, mit wem denn die Revolution noch zu machen sei. Vielleicht langt es ja wieder zur Totalsperrung der Wilhelmstraße und einem Achtungserfolg gegenüber den Bullen. Davon unberührt bleibt natürlich der Kampf gegen die Schweineprojekte, denn da wohnt ja der eigentliche Feind. Hier muß das Messer gewetzt werden, denn »die Schweine von heute« sind ja bekanntlich »die Schinken von morgen«. Und da der Kannibalismus noch nicht allgemein akzeptiert ist, muß momentan noch zwischen Schwein und Mensch unterschieden werden. Aber jeder zweite ist schon Schwein. Schwein muß sein. Beiß rein.



Nachsatz: Ich gehe inzwischen nicht mehr davon aus, daß es sich um *Selbstzerfleischung*« der Szene handelt. In diesem Kima ist für die vielbeschworene Solidarität kein Platz. Daher halte ich die Rede vom übergreifenden Zusammenhang für illusorisch. Wenn überhaupt, dann müssen jetzt neue »*Zusammenhänge*« gebildet werden, damit die Mischung aus Schweigen, Grinsen und Hinterhältigkeit nicht mehr das Klima vergiftet. Vielleicht ist es besser, zu sagen was uns trennt, als mit der Lupe zu suchen, was noch einen könnte.

I. Regensburger Fachtagung für Lust und Freiheit vom 4.12. bis 20.12.87
Kurz das Programm der Wochen:
4.12.: *Horst Stowasser*: Die Geschichte des Anarchismus in Deutschland
5.12.: ab 16 Uhr Ausstellung zum obigen Thema im BIWAK-Büro, Engelburgerstrasse; ab 18 Uhr Videos zur Hafenstrasse und »Paßt bloß auf!« anschließend Fest; nach 24 Uhr Themroc.
6.12.: ab 18 Uhr AK zum Anarchismus seit 68 bis heute (BIWAK-Büro)
7.12.: ab 17 Uhr Video »Die lange Hoffnung«; Veranstaltung über Augustin Souchy
8.12.: ab 17 Uhr Video »Rotmord« (über Münchner Räterepublik)
9.12.: 19.30 Uhr Kabarett mit *Matthias Deutschmann*
(im Brandl Bräu, Ostengasse)
10.12.: 19.30 Uhr *Friederike Kamann*: Feminismus und Anarchismus (im Brandl Bräu)
11.12.: 19.30 Uhr *Wolfgang Haug:* Verfall der Arbeit (Brandl Bräu)
12.12.: Großes Fest! ab 19 Uhr im Unterholz, Silberne Fischgasse
13.12.: Frühschoppen im BIWAK-Büro, WAA-Spaziergang
14.12.: ab 17 Uhr Videos »La Makhnovcina« und »Die Matrosen von Kronstadt«
15.12.: *FAU-Vortrag zur Stahlkrise* (geplant, falls nicht: *Bernd Ulrich:* Zur Perspektive sozialer Bewegungen) (Brandl-Bräu)
16.12.: ab 17 Uhr Video eines M. Bookchin Vortrags
17.12.: Vortrag von ? über die »mögliche Bedeutung von Alternativprojekten in diesem unserem . . .« (Brandl Bräu)
18.12.: Abschlußtreffen im BIWAK ab 19.30 Uhr
19.12.: ab 16 Uhr Video »Die Geisterfahrer« (mit Matthias Deutschmann als Mönch)
20.12.: ab 14 Uhr letzter Tag der Ausstellung
Veranstalter und Kontakt für Anfragen: *Libertäres Forum Regensburg, Postlagerkarte 02 85 78C, 8400 Regensburg-1.*

Unter Schwarzer Flagge Antimedien
Seit Anfang 1987 existiert *USFA*. Die Idee zu diesem Projekt entstand aus der Erfahrung, daß anarchistische Gegenkultur zwar in Ansätzen vorhanden ist, aber von Anarcho/as bisher vernachlässigt wird bzw. es schwierig ist, sich die Produkte (Platten, Cassetten etc.) zugänglich zu machen. Außerdem begreifen wir z.B. Musik mit anarchistischen Texten als ein wichtiges Agitationsmittel! Medien aller Art (TV bis Schallplatte) spielen eine zentrale Rolle bei der Bewußtseinsbildung. Deshalb ist eine radikale Gegenkultur und ihre Verbreitung nicht nur Lebensausdruck einer sozialen Bewegung, sondern auch ein wichtiger Faktor zur Verwirklichung ihrer Utopien. (Zu beachten ist auch, daß Konsum-Konzerne wie z.B. EMI direkt im Rüstungsgeschäft stecken!)

Bisher vertreiben wir fast ausschließlich Fremdproduktionen wie Schallplatten aus Holland und England (The Ex, Conflict, Chumbawamba). Dabei verkaufen wir diese Produkte *ohne* Profit, d.h. wir schlagen pro Platte zw. 1 bis 2.- DM drauf um die Unkosten (Porto) zu decken.

In Zukunft wollen wir uns verstärkt um Eigenproduktionen bemühen (auch in Richtung Videos, Pamphlete etc.)
Bestelladresse: *USFA, c/o Förderkreis, PF 311, 4730 Ahlen.*



Photo: Will Firth, Canberra

Libertäres Regional-Info für NRW: das Info soll dazu beitragen, daß anarchistische und autonome Informationsdefizit in unserer Region abzubauen und einen kontinuierlichen Informationsfluß zwischen den Libertären in Gang zu bringen. Die bestehenden informellen Kontakte sind meist zufällig und neigen zu ›ideologischer Abkapselung‹ gegenüber anderen Strömungen. Deshalb soll das Info ein Forum für alle libertären Richtungen sein, das zu einem besseren gegenseitigen Verständnis beitragen und auch interessierte Menschen außerhalb unseres ›Dunstkreises‹ ansprechen soll.
Inhaltlich soll es Berichte über die Aktivitäten in einzelnen Städten, Arbeitsbereiche und Selbstdarstellungen aktiver Gruppen, libertäre Veranstaltungshinweise bzw. Hinweise auf Sachen, die für uns von Interesse sind, (ständig aktualisierte) Kontaktadressen und Anlaufstellen für Interessierte, sowie eventuell ein Pressespiegel und thematische Einzelbeiträge, die nicht regionalbezogen sind, gegeben.
Das *Libertäre Forum Krefeld* übernimmt vorläufig die Redaktion, d.h. wir nehmen Beiträge, die uns zugeschickt werden entgegen und produzieren natürlich auch eigene. Sofern uns nicht fertig layoutete Seiten (A-4) geschickt werden, übernehmen wir die graphische Gestaltung etc. Das Info wird nicht in großer Auflage gedruckt, sondern an die Kontaktadressen verteilt, die es weiterkopieren sollen. Eine Zensur findet selbstverständlich nicht statt, aber die Redaktionsgruppe behält sich vor, zu kontroversen Beiträgen kommentierend Stellung zu nehmen.
Schickt alles oben beschriebene an: *Libertäres Forum Krefeld, Postlagerkarte 054792 C, 4150 Krefeld 1.*

Weitere Anlaufstellen für NRW:
– **Libertäres Zentrum Moers, Essenberger Str. 100, 4130 Moers.**
– **Libertäres Forum, c/o S.W., Sandträgerweg 101, 4000 Düsseldorf-12**
– **Libertäre Aktionsgruppe, c/o R.R., Solingerstr. 203, 4018 Langenfeld**
– **ALIBI. c/o J.E., Hammerstr.29, 4400 Münster**
– **Libertäres Zentrum, Friedrich Ebertstr. 238, 5600 Wuppertal**
– **Autonomes Zentrum, Oellendahlerstr. 6a, 5600 Wuppertal**
Und als Vorausinformation:
Im Januar findet in Köln eine anarchistische Woche statt; veranstaltet von Autonomen, Graswurzlern, FAU, FLI, Anares u.v.a.

In **Ahlen** gibt es inzwischen auch einen Treffpunkt, der Mo, Mi, Fr ab 16 Uhr geöffnet ist: **Restrisko, Südenmauer 11, 4730 Ahlen.** Wer diese Möglichkeit unterstützen will: Postgiroamt Dortmund, Kto. Thomas Pälmke, Nr. 489 40 468. Überschreibt euer Hab und Gut, Ändert eure Testamente!



GEDÄCHTNIS

Für FLI-FreundInnen: Abteilung gelebte Erfahrung:

Der Nerother Bund



Dieser aus der Jugendbewegung stammende Bund erhält heute neuen Zulauf. Es handelt sich um eine Gruppierung, deren Mitglieder sich national, keinesfalls als rechtsextrem sondern als »aufrechte Deutsche« empfinden; ein Männerbund, der von der SA als Konkurrenzverband ausgeschaltet wurde, so daß sie in ihren Ahnentafeln sogar ihren »Widerstand« gegen den Nationalsozialismus hervorkramen können – was sie allerdings nur wenig sympathischer macht.

Warum wir sie hier kurz vorstellen, hängt mit der Konfrontation zusammen, die sich beim letzten FLI-Treffen auf dem Gelände der Burg Waldeck mit den Nerothern ergab, die dort alljährlich ihre Sonnwendfeiern begehen.

Originalzitat: »Unser neuer Bund ... ist nicht mehr wie die andern Wandervogelbünde nach Landschaften in Gaue und Gruppen eingeteilt, sondern nach Freundeskreisen in Orden und Fähnlein ... Der Ordensritter schafft sich seinen Orden und benennt ihn nach seiner besonderen Eigenart. Seine Fähnlein, die früheren Ortsgruppen, brauchen nicht unbedingt zusammenzuliegen. Sie können weit auseinander entfernt liegen ... Die Größe eines Ordens ist gleichgültig, er kann aus einer Gruppe bestehen.«

Diese Organisationsstruktur wird zum Kennzeichen des *Nerother Bundes*, sie unterscheidet den Bund von allen anderen Bünden der Jugendbewegung, die auf lokalen Gruppen basierten. Es brachte dem Bund den Vorteil, daß er abweichlerische Mitglieder nicht aus den lokalen Zusammenhängen und damit aus dem Bund ausschließen mußte, sondern diesen ermöglichte, ihren eigenen Orden innerhalb der Nerother zu gründen und um überregionale Mitglieder zu werben; eine Entscheidung, die als eine wesentliche Voraussetzung für die wachsende Stärke des Nerother Bundes innerhalb der Bündischen Jugend – bis heute eingeschätzt werden kann. D.h. aber auch, daß ihren bundesweiten Treffen ein weit größerer kultischer und gruppendynamischer Gehalt zukommt, als anderen vergleichbaren Gruppen.

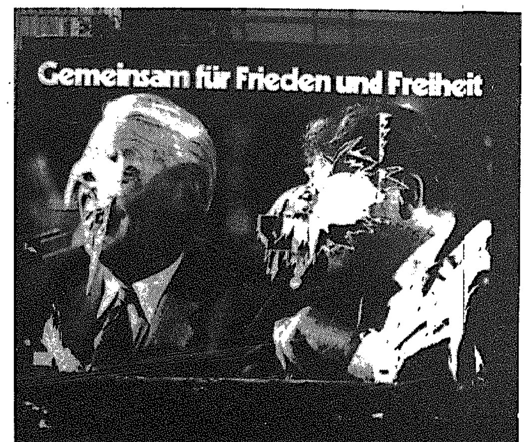
Der Nerother Bund nahm und nimmt im Gegensatz zum Wandervogel e.V. keine Mädchen auf, seine innere Organisationsstruktur ist streng hierarchisch (Prinzip der »Adelsherrschaft«), seine Kultstätte ist die »Jugendburg« (u.a. »Burg Waldeck«) und seine Attraktivität besteht in »Auslandsfahrten« (Italien, Spanien, Marokko, Kanarische Inseln, Ägypten, Finnland, Persien, Indien u.a. wurden schon vor dem 2.Weltkrieg durchwandert).

Den Zusammenhalt aller sicher(te)n die Neujahrsnächte und Sonnwendfeiern, zu denen sich die verschiedenen Orden treffen.

Der Namen leitet sich vom Gründungsort ab: eine Eifelhöhle bei Neroth wurde zum ersten Treffpunkt am Jahreswechsel 1919/1920; dort versammelte sich die Gruppe der Neorommen. Im März 1920 entdecken Robert und Karl Oelbermann und Kurt Lorenz im Hunsrück die Schloßruine Waldeck. Im selben Jahr schließen die Neorommen die Mädchen aus. Ostern 1920: Der Altwandervogel, dem die Neorommen noch angehören, trifft sich in *Bad Sachsa* und beschließt, insgesamt keine Mädchen mehr zuzulassen. In der Neujahrsnacht 1920/21 beschließen die Neorommen, die ihr Ordensmodell nicht auf den ganzen Altwandervogel ausdehnen konnten, aus diesem Verband auszutreten und einen eigenen Bund, den »Nerother Wandervogel, Deutscher Ritterbund« zu gründen. Dieersten Orden heißen »Rabenklaue, Wehrwölfe, Bockreiter.« 1922 kaufen die Nerother den Drachenkopf und das Turmfeld (18,5 Morgen) über dem Baybachtal (Waldeck), 100 Nerother gehen auf den »Hollandkreuzzug« und am 10.5.1922 wird die erste Bauhütte auf Schloß Waldeck gegründet. In diesem Stil geht es weiter: Schwedenkreuzzug 1923, Langemarckfeier der Bündischen Jugend 1924, Nordlandkreuzzug 1925, Erwerb der Burg Grenzau 1926, Lapplandkreuzzug 1928, Zehnjahresfeier auf Burg Waldeck Pfingsten 1930, Rheinlandbefreiungsfeier auf Burg Waldeck August 1930, Weltfahrten – bis zur vorübergehenden Auflösung des Nerother Bundes am 22.6.1933.

Soviel zur Geschichte des Bundes, dessen Führer der NSDAP vorschlug die interne Organisationsstruktur des neuen Deutschen Reichs gemäß den Richtlinien der Nerother zu gestalten bzw. gemäß dem Vorbild der Kriegs- und Männergesellschaft Sparta. Als Konkurrent eingestuft, wurde dieser Führer ins KZ eingeliefert und die Verfolgung der gesamten bündischen Jugend, darunter auch durchaus liberale und linkssympathisierende Gruppen (z.B. »d.j.11«), begann. Andere Nerother überlebten die Zeit auf Weltfahrten. Der »verfolgte« Bund erhielt nach 1945 seine Besitzungen, darunter auch die Waldeck, zurück, spaltete sich jedoch aufgrund der Erfahrungen in einen nach wie vor deutschtümelnden, hierarchischen und männerbezogenen sowie in einen liberalen, linken Flügel. Letzterer gewann den Prozeß um das Hauptgelände und das Tagungshaus Burg Waldeck, bildete einen Verein und öffnete sich und das Gelände für Nichtmitglieder und auch wieder für Frauen. Kleinere Flächen (heutiger Campingplatz und Haus mit Mahnmalsteinen für Jugendbewegungsführer) am Rand des Geländes wurden den ersteren zugesprochen, die bis heute die Waldeck »zurückerobern« wollen. Der Verein richtete die Waldeck-Festivals der 50/60er Jahre aus, auf denen die deutsche Folkmusik neu entstand und wo im Vorfeld von 1967/68 politische Diskussionen der Linken aufkamen; der Nerother Bund fackelte das Tagungshaus ab, störte die Festivals und sprengte die Bühne in die Luft. Mit Beginn der 68er Zeit traten viele Vereinsmitglieder in den SDS über, so daß die große breite Trägerschaft für das wiederaufgebaute Tagungshaus verloren ging und dieses heute nur noch von wenigen organisiert wird. Auf der anderen Seite erlebte der Nerother Bund aufgrund seiner Organisationsstruktur und den wiederbelebten Fahrten neuen Zulauf aus ehemaligen Pfadfinderkreisen und wie glaubhaft versichert wird von Arbeiterjugendlichen – und soll anscheinend der größte Bund der heutigen Bündischen Jugend sein – nach wie vor darauf konzentriert für seinen Bundesführer das Ersatzschloß unterhalb des Tagungshauses auszubauen. Daß die Waldeck auch in den nächsten Jahren Kultort dieser Gruppen bleibt, beweist der Erwerb der Burgruinen im Tal vor zwei Jahren und der nicht gerade geringe Zulauf Pfingsten 1987, den diejenigen von uns, die auf dem letzten FLI-Treffen anwesend waren, erlebt haben.

Photo: Welf Schröter *wh*





Es geht um die Definitionsmacht . . .

10 Jahre deutscher Herbst, — wahrlich kein Grund zum Feiern. Schon eher ein verspäteter, zuspätkommender Versuch der Auseinandersetzung mit der RAF seitens weniger; — erneut garniert mit staatlicher Repression und Integrationsangeboten, flankiert mit einer grünen Amnestiedebatte für RAF-Aussteiger/innen und — weil sie schon damals ganz wesentlich dazugehörte: mit Distanzierung — nicht mehr von der RAF, das ist längst unnötig geworden, sondern von Jutta Ditfurth, die ausspricht, was alle übriggebliebenen Linken denken und was *natürlich* veraltet ist — so jedenfalls sieht es die große Mehrheit der *Ex*-Linken. Dazu Bücher von und über die RAF und die Linke . . . es sieht so aus als erlebe das Trauma RAF für die deutsche (Ex-)Linke einen neuen Auftrieb, der Mythos wird fester gezimmert als je und der Staat tut das seine, indem er alte Briefe beschlagnahmt, und so die inhaltliche Auseinandersetzung mit diesen Schreiben erneut verhindert, weil wieder mal — uns eingeschlossen — von der Linken gegen staatliche Zensur gemeinsam und solidarisch vorgegangen werden muß und werden wird. [Gelesen haben wir die Briefe selbst noch nicht, das ist heutzutage auch nicht mehr wichtig, mitherausgeben werden wir sie dennoch; — immerhin hat sie ein Rezensent für uns und euch gelesen.]
Im folgenden kurz der Stand, der bis zum Erscheinen des SF-26 jedoch sicher überholt sein wird — da bis dahin vermutlich schon eine Gemeinschaftsausgabe nach dem Vorbild des Bommi Baumann Buchs »Wie alles anfing« und der »Lieber Krankfeiern als Gesundschuften«-Broschüre auf dem Buchmarkt sein dürfte. Wir beginnen mit einer auszugsweisen Presseinformation des betroffenen *MALIK*-Verlags, berichten über das Treffen meist linker Verlage auf der Frankfurter Buchmesse zum weiteren Vorgehen, zitieren aus der Presseerklärung der Rechtsanwälte und rezensieren das momentan verbotene Buch »Das Info, Briefe von Gefangenen aus der RAF 1973–1977«.

wh

Malik-Verlag:
»Zehn Jahre nach dem »Deutschen Herbst« 1977 wurde auf Antrag des Generalbundesanwalts und der Staatsanwaltschaft beim Schleswig-Holsteinischen Oberlandesgericht und auf Beschluß des Ermittlungsrichters des BGH vom 18.8.1987 und der Ermittlungsrichter des Oberlandesgerichts in Schleswig vom 22.9.1987 die Durchsuchung der Geschäftsräume des *Neuen Malik Verlags* und der *KVA*-Verlagsauslieferung (beide Kiel), der Geschäftsräume der Satzfirma in Hamburg und der Druckerei in Neuss angeordnet. Die Durchsuchungen fanden *zeitgleich* in den Vormittagsstunden des 29.9.1987 statt. Ermittelt wird wegen des im Juni 1987 im Neuen Malik Verlag erschienenen und vom niederländischen Hochschuldozenten und Rechtsanwalt Bakker Schut herausgegebenen Buches »das info, briefe der gefangenen aus der RAF 1973 bis 1977«, dessen Veröffentlichung bei den genannten Stellen den Verdacht eines Vergehens nach § 129a ,Abs.3 erregt hat. Angeordnet wurde die Beschlagnahme sämtlicher noch nicht vom Verlag ausgelieferter oder noch nicht vom Buchhandel verkaufter Bücher und aller Satz- und Druckunterlagen, sowie die Buchführung und den Schriftverkehr zu diesem Titel.

Gestützt auf diesen Beschluß wurden somit ca. 3000 Exemplare des Titels und alle diesen Titel (und offensichtlich nicht nur diesen Titel) betreffenden Rechnungsunterlagen beschlagnahmt. In der Setzerei und Druckerei wurden Magnetbänder mit dem gespeicherten Text und die Filmmontage konfisziert. (. . .) Das Buch »das info,briefe der gefangenen aus der RAF 1973 – 1977« wird vom Herausgeber Pieter H. Bakker Schut und vom Verlag als eine notwendige Ergänzung zu der Analyse »Stammheim« verstanden (Buchhandelsausgabe von Bakker Schuts Habilitationsschrift »Politische Verteidigung in Strafsachen, eine Fallstudie des von 1972–1977 in der Bundesrepublik Deutschland geführten Strafverfahrens gegen Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Ulrike Meinhof, Holger Meins, Jan Carl Raspe«; am 15.10.1986 an der Universität in Utrecht vorgelegt).

Das info war das Kommunikationssystem der Gefangenen untereinander einerseits und den Gefangenen mit den sie vertretenden Rechtsanwälten ihres Vertrauens andererseits. Es diente der Organisierung einer wirksamen kollektiven Verteidigung. Eine andere, für die Gefangenen ungleich wichtigere Funktion war die Aufrechterhaltung des Kommunikationsprozesses zwischen den Gefangenen, ein Mittel in ihrem Kampf um die Aufrechterhaltung der politischen Identität, gegen die Isolation und gegen die auf Vernichtung zielende Vereinzelung, letztlich ein Mittel zum Überleben.

Die Veröffentlichung dieser Dokumente dienen sowohl der zeitgeschichtlichen Forschung als auch einer sachgerechten Auseinandersetzung mit diesem, die Öffentlichkeit bis auf den heutigen Tag bewegenden Thema. (. . .)

Bemerkenswert an diesem Verfahren ist, daß erstmals ein ganz normal in einem Verlag publiziertes Buch unter Zuhilfenahme des § 129 a verboten werden soll. Damit bestätigen sich alle Befürchtungen, die die Kritiker bei dessen Einführung gehegt hatten. Das Verfahren widerspricht der Behauptung der damaligen Regierungsparteien, daß sich dieser Paragraph nicht gegen Bücher richte. (5.10.1987)«

Presseerklärung der Rechtsanwälte Koch, Wisselinck, Biskamp und Kronauer (Frankfurt):
»(. . .) Parallel zur Beschlagnahme läuft eine beispiellose Medienkampagne gegen die RAF und die politischen Gefangenen, die an ihrer Politik festhalten, wobei versucht wird die Staatsschutzversion von den Selbstmorden in Stammheim um jeden Preis aufrechtzuerhalten. Während der Medienmarkt zur Zeit mit einer Flut von Veröffentlichungen über die RAF und die Gefangenen überschwemmt wird, werden die authentischen

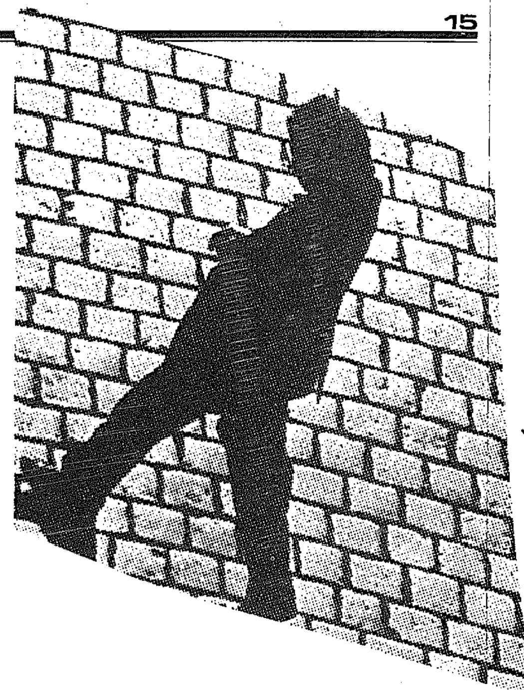
Texte von den Gefangenen aus dem Verkehr gezogen. Boykott und Beschlagnahme sollen eine Auseinandersetzung mit den Gefangenen verhindern; sollen verhindern, daß sie durch die Texte Teil der politischen Auseinandersetzung werden. (. . .) Über das beschlagnahmte Buch hinaus sol damit auch erreicht werden, daß in Zukunft kein Verlag mehr auf die Idee kommt, authentische Texte des revolutionären Widerstandes in der BRD zu veröffentlichen. (. . .)

Zur selben Zeit wurde ein Ermittlungsverfahren gegen eine Kollegin, Rechtsanwältin Ute Brandt, Hamburg, wegen Werbens/Unterstützens der RAF eingeleitet, weil sie an einem Informationsaustausch zwischen Gefangenen mitgewirkt haben soll, *›mit dem Ziel, für die Forderung der RAF nach Zusammenlegung ihrer inhaftierten Mitglieder mit den Gefangenen aus dem Widerstand eine breite Unterstützung herbeizuführen.‹* Im Rahmen dieses Verfahrens fanden am Dienstag (wohl 6.10.,SF) bundesweit bei politischen Gefangenen, auch solchen, die nicht von der beschuldigten Anwältin vertreten werden, Zellendurchsuchungen statt, bei denen umfangreiche Verteidigungsunterlagen beschlagnahmt wurden, darunter eine Zusammenstellung der Haftbedingungen, die von den Anwältinnen und Anwälten der Gefangenen im April 1987 veröffentlicht worden ist (. . .)«

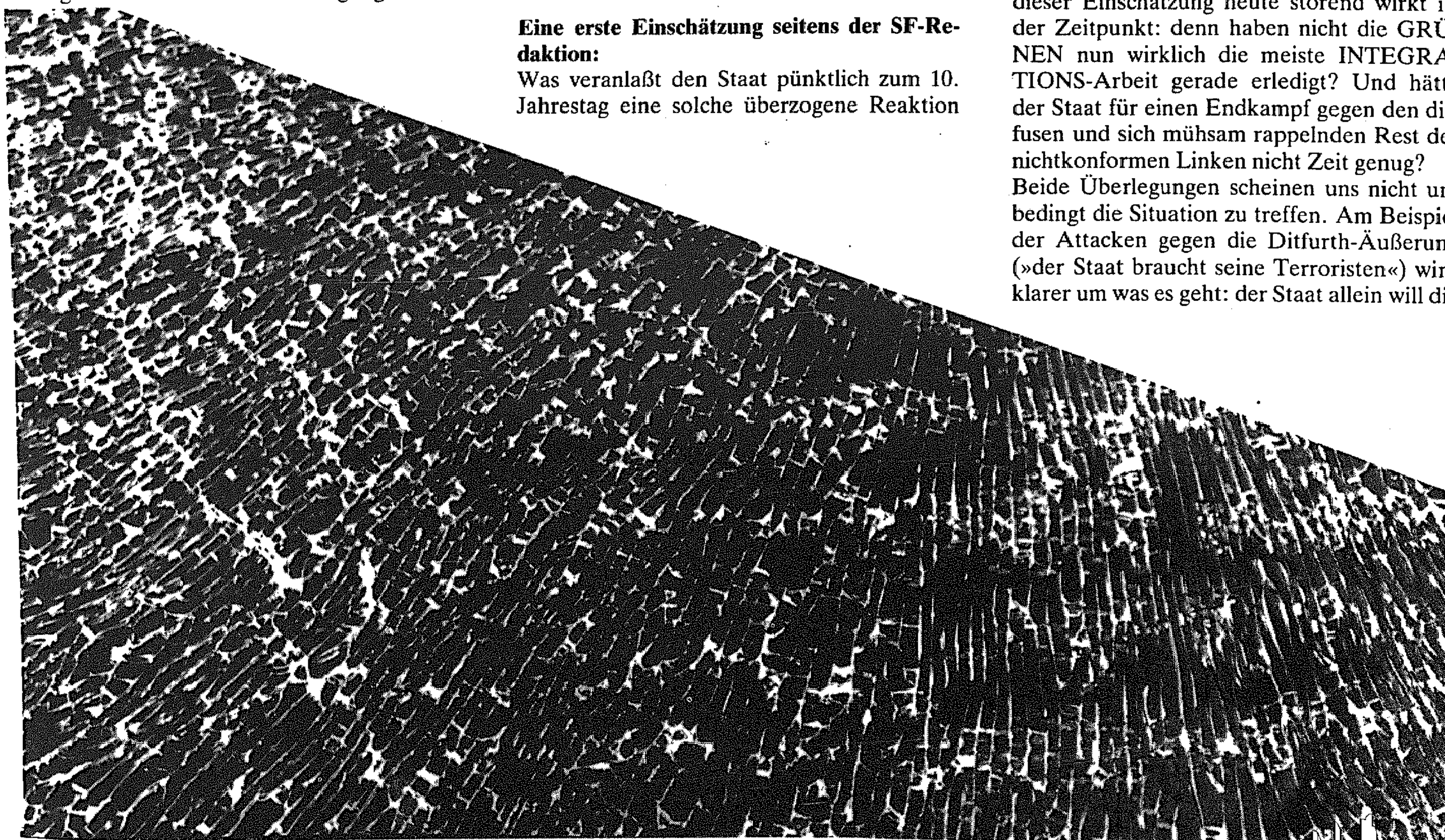
Pressekonferenz von Pieter Bakker Schut auf der Buchmesse (9.10.), SF-Kurzbericht:
Bis zu diesem Datum waren unter Zuhilfenahme der Vertriebslisten bundesweit ca. 400 Buchhandlungen durchsucht worden, weitere Exemplare beschlagnahmt. Die Staatsschutzbeamten betraten die Buchhandlungen mit genauen Angaben über die Anzahl der bestellten Exemplare aus den beschlagnahmten Vertriebslisten. Für eine öffentliche Kampagne bedeutsam ist dabei, daß kein Unterschied zwischen bürgerlichen und linken Buchhandlungen gemacht wurde. D.h. jedoch, daß alle Beteiligten ein Verfahren wegen Unterstützung einer kriminellen Vereinigung bekommen werden, – eine Tatsache, die allein aus diesem Grund in der Repressionsgeschichte der BRD noch nie da war. Auch wenn der Zusammenhang zur Beschlagnahme und zu den Durchsuchungsaktionen betreffs der *RADIKAL* in Bakker Schuts Pressekonferenz hergestellt wurde, handelte es sich dabei doch eher um ein zielgerichtetes Vorgehen gegen ein linksradikales Umfeld. Solange dies so war, konnten wir davon ausgehen, daß es dem Staat weniger um die eigentlichen Inhalte (der *Radikal, des Freiraum, der RadiAktiv etc.*) ging, sondern um das Kennenlernen und Überwachen linksradikaler Strukturen.

Verlegertreffen auf der Buchmesse, 10.10.:
(SF-Kurzbericht)
Ca. 50, zumeist kleinere linke, Verlage trafen sich um das weitere Vorgehen zu besprechen. Während der Vertreter des Rowohlt Verlags vor allem über den Börsenverein des deutschen Buchhandels, über den PEN etc. einen offiziellen Weg des Protests vorschlug und eine weitere Kriminalisierungsstufe (nach 400 Buchläden nun 100 Verlage?) für wenig sinnvoll hielt, da der bürokratische Apparat des Staates sicherlich einfach weiterlaufen wird, fassten die anderen anwesenden Verlage von Rotbuch bis zu den Anarchoverlagen den Beschluß eine Gemeinschaftsausgabe möglichst noch dieses Jahr herauszubringen. Für diese Ausgabe soll kein eigenes Vorwort (somit keine inhaltliche Kommentierung oder Einschätzung des Infos) geschrieben, sondern lediglich der Hinweis auf die Behinderung durch den § 129 a und das gemeinsame Vorgehen gegen Zensur aufgenommen werden. Daran anschließend wird die Liste der neuen Mitherausgeber abgedruckt, die auch Schriftsteller und Politiker enthalten soll – Hansen (Ex-SPD, DS) schlug *Bölling* als anzusprechenden Politiker vor. [Vorausgesetzt es ist bei Erscheinen des SF noch nichts passiert: Interessierte MitherausgeberInnen, Gruppen, Verlage etc. mögen sich direkt beim Neuen Malik Verlag melden (*Waitzstr.6, 2300 Kiel, Tel.0431/577170)*].

Eine erste Einschätzung seitens der SF-Redaktion:
Was veranlaßt den Staat pünktlich zum 10. Jahrestag eine solche überzogene Reaktion



gegen alte Briefe durchzuziehen? Zunächst gäbe es zwei mögliche Variationen:
Der Staat sitzt dem von ihm selbst durchgesetzten Tabu RAF auf und dem Mythos, der darum geschaffen wurde, wenn er nunwirklich 10 und 15 Jahre alte Briefe wegen ihres Inhalts beschlagnahmen läßt. Trotz Integrationsversuchen, trotz des Rebmann-Angebots an RAF-Aussteiger sorgt diese staatliche Maßnahme – für uns erfreulich – wieder für eine neue größere linke bis liberale öffentliche Betroffenheit gegen Repression und Bevormundung. Ein Widerspruch in der Staatsstrategie?
– Oder löst der Staat mit Verspätung den RAF-Anspruch ein und läßt »seine bürgerliche Maske fallen«? Unterstellen wir eine Strategie, was in linksradikalen Kreisen als Analyse meist getan wird, so bereitet sich die staatliche Bürokratie endgültig darauf vor, alles Unbequeme auszuschalten, die neuen Paragraphen am Versuchsballon RAF auszutesten, um Präzendenzfälle gegen spätere liberale Angriffe geschaffen zu haben. Was an dieser Einschätzung heute störend wirkt ist der Zeitpunkt: denn haben nicht die GRÜNEN nun wirklich die meiste INTEGRATIONS-Arbeit gerade erledigt? Und hätte der Staat für einen Endkampf gegen den diffusen und sich mühsam rappelnden Rest der nichtkonformen Linken nicht Zeit genug?
Beide Überlegungen scheinen uns nicht unbedingt die Situation zu treffen. Am Beispiel der Attacken gegen die Ditfurth-Äußerung (»der Staat braucht seine Terroristen«) wird klarer um was es geht: der Staat allein will die



Bedingungen für die Auseinandersetzung mit der RAF setzen. Nur Angebote, die der Staatsraison dienen, sollen diskutiert werden. Querlaufende Amnestiediskussionen, die nicht an Bedingungen (Ausstieg, Distanzierung von der eigenen Vergangenheit) geknüpft sind, werden massiv verunglimpft – Denkverbote neu aufgestellt. **Es geht um die Definitionsmacht.** Nur der Staat bestimmt, was die RAF war und wie diskutiert wird; es geht darum, das Tabu RAF, die Definition der RAF-Mitglieder als Unmenschen, aufrechtzuerhalten. Deshalb ist der 10. Jahrestag für die Staatslogik gefährlich, es könnte zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung führen, die nicht staatlicherseits gesetzt und vorgekaut wird. Deshalb werden – scheinbar widersprüchlich – gleichzeitig Teilamnestie und neue Kriminalisierungsschritte »angeboten«. Deshalb sind Originaltexte auch heute noch systemsprengend, – nicht weil sie das System in Frage stellen könnten oder neue Leute über eine veraltete ML-Sprache für die Ziele der RAF einspannen könnten, sondern weil sie die Definitionsmacht des Staates ankratzen, das Tabu durchlöchern und eigenständige Meinungsbildung ermöglichen könnten. Es gibt eine grenzenlose Angst der BKA-und Justiz-Bürokraten, daß – militärisch gedacht, (was in deren Fall nicht falsch sein dürfte) – das »Schlachtfeld« nicht mehr von ihnen bestimmt wird sondern von denen, die es zu beherrschen gilt.

f.k. und w.h.

Rezension: das info, Briefe von Gefangenen aus der RAF 1973–1977:

»warum hört man denn von dir nie nix? ist dir alles selbstverständlich klar oder was? es kann dir doch nicht entgangen sein, und war ja oft genug gesagt – ›zugefaulte fressen‹ usw. – dass das kollektiv von jedem FORDERT dass er mitdenkt, mitdiskutiert, mitmacht, bestimmt usw. tick mal, in der iso ist die schreibmaschine DAS produktions- und kommunikationsmittel.«

Als *Holger Meins* dieses am 29.9.74 an Bernhard Braun schreibt, sind die Gefangenen aus der RAF gerade zwei Wochen im Hungerstreik gegen die Isolationshaft, der die politischenGefangen von Anfang an unterworfen waren. Um die Isolation zu durchbrechen, bauten sie das Kommunikationsssystem das *info* – einerseits untereinander, andererseits zu den Vertrauensanwälten – auf.

». . . das info war die einzige möglichkeit überhaupt von isolierten gefangenen zu sozialer interaktion . . ., zu politischer diskussion, politischer information und zu orientierung natürlich,« sagte Brigitte Mohnhaupt 1976 im Stammheimer Prozeß zur Funktion des info, der Briefe, von denen der *»Stammheim«*-Autor und ehemalige RAF-Verteidiger Pieter Bakker Schut eine Auswahl im Neuen Malik Verlag herausgegeben hat. Zusammengestellt wurden sie jedoch schon von den Gefangenen in Hamburg und Stammheim 1976/77:

»wir haben die briefe genommen, die für uns selber in dem prozess wichtig waren, die uns zusammengebracht haben. in jedem davon ist der von allen, es ist der rote faden durch den ganzen stapel: der kollektive politisierungsprozess, in der isolation, getrennt zusammen kämpfen.« (Vorwort, März 1985)

Dieser kollektive Kampf beschäftigte sich zuerst mit dem *»pazifisten mit der knarre«, Horst Mahler*, der *»unkonzentrierten, begrifflosen stuss verzapfte«* (Ulrike Meinhof am 20.5.73, während des zweiten ,Hungerstreiks). Dann immer mehr mit der Frage: *»was ist ein befehl?«* Gudrun Ensslin: *»ein befehl ist das, wovon einer überzeugt ist bzw. überzeugt wird. und wenn das nicht möglich ist, ist ein befehl das, woran einer ausflippt.«* Der Begriff »Befehl« ist das Synonym für *»tiefempfundene freiwilligkeit«.* Schließlich auch mit Hungerstreikforderungen, der Bewegung 2. Juni, den Revolutionären Zellen und der Frauenbefreiung *(»dich als tante tikken«*, Ingrid Schubert, 21.11.76).

Die Diskussion kreist immer wieder um die »linie«, die Linie im Kampf. Denn: *»das einzige was zählt ist der Kampf.«* schreibt Holger Meins in seinem letzten Brief. Am 4.11.1974 stirbt er an den Folgen der Zwangsernährung. Vier Tage später schreibt Wolfgang Beer, der 1980 bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam: *»was mir hier wirklich klar wird, ist, dass nicht jede sekunde das ziel im auge haben, nicht immer konsequent sein, sich nicht ständig und immer wieder neu orientieren, zwangsläufig verrat zur folge hat, gegen uns und für den feind läuft.«*

Der Kampf – der wohl am meisten gebrauchte Begriff in diesem Buch – geht um jeden einzelnen, um das Bewußtsein jedes Gruppenmitglieds. Das geht soweit, daß die körperlichen und psychischen Folgen der Isolation, die in dem Buch schlicht nicht auftauchen, auch zu einer Frage der richtigen Geisteshaltung deklariert werden: *»die kreislaufgeschichten sind eben auch ne frage des bewusstseins.«* (Jan Carl Raspe, 30.9.74)

Die konkrete Situation in den Isolationszellen wird nie thematisiert in diesen Briefen, obwohl Andreas Baader am 2.5.76 dazu auffordert, offen zu antworten, *»und zwar offen, nach deinem ganzen bewusstsein und begriff des problems, als wäre es ein freund, der dir zuhört und nicht ein haufen in den zellen lauernder psychobullen, die von psychobullen bewacht und belauert werden. weil das die einzige möglichkeit ist – gegen die maschine: der mensch.«*

Vielleicht wurden die Wirkungen des angeprangerten »gehirnwäscheprogramms« wirklich nicht beschrieben, weil sich Andreas Baader mit seiner Devise durchsetzte: *»die situation der raf ist – gefangen oder nicht – im revolutionären krieg. von anfang an so bestimmt. das auf ein existentielles problemrunterzufummeln im universum des handelns tauscht nur ein schwein gegen einen hund. ich kann damit nichts anfasngen.«* (13.7.74) Wobei wohl die Kopfschmerzen, die Kreislauf-, Reaktions- und Konzentrationsstörungen und sämtliche andere Isolationsfolgen das existentielle Problem sind. Die andere Möglichkeit, warum dieses Problem ausgeklammert ist, liegt in der Auswahl: *»einige briefe sind gekürzt; einzelheiten über die persönliche geschichte, familie, anwälte oder auch diejenigen, die nicht mehr zur gruppe gehören, haben wir rausgenommen.«* (Vorwort)

Nicht aufgenommen sind allerdings auch die Zeugnisse der Diskussion nach dem Abbruch des »großen Hungerstreiks« 1974. Der nächste abgedruckte Brief ist der von Andreas Baader, einen Tag vor dem Prozeßbeginn in Stammheim am 21.5.1975.

Warum das so ist, bleibt offen. Der Herausgeber enthält sich bewußt und für mich bedauerlich jeder Kommentierung. So ist diese Textzusammenstellung das, was der Titel verspricht: Dokumente. Zeugnisse einer Gruppe, die nie aufgab in ihrem Versuch, ihren Ansprüchen gerecht zu werden. Ob sie ihrer Mao-Devise: *»in den reihen der revolution liebevoll füreinander sorgen.«* (Ulrike Meinhof, 20.5.73) in der Härte der Auseinandersetzung immer gerecht wurde, wage ich nach der Lektüre dieses Buches zu bezweifeln.

»wir reden heute anders, das stimmt, aber auch weil wir da durch sind. ohne diesen prozess, wo jeder bis auf den grund gestiegen ist, könnten wir es nicht, wüssten wir auch nichts.« (Vorwort)

Damit wieder mehr mehr wissen, damit die Distanzierung durch Vergessen erschwert wird – dafür ist dieses Buch gemacht und ein wichtiges Dokument. Das »info« ist längst zerschlagen. Von den vierzig Personen, die im Namensregister des Buches aufgeführt sind, leben elf nicht mehr. Im Herbst 1987 – zehn Jahre »danach« – kämpfen die Gefangenen aus der RAF immer noch für ihre Zusammenlegung im Kollektiv.

Hartwig Hansen

»*Unter Macht, scheint mir, ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kräfteverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.*«

Michel Foucault
aus: Sexualität und Wahrheit.

Die Grenzen der Schatten – Versuche zu einer »Kulturkritik«

von Herby Sachs

Die Fragen nach dem feinen Gewebe von Herrschaft und Kultur, den Mechanismen und Folgen stellen sich direkter und offener in einer Zeit, die mit sich überschlagender Geschwindigkeit vorgibt, Methoden globaler Konfliktlösungen anzubieten. Schon auf den ersten Blick unterliegt diesen scheinbaren Auswegen das »System« einer Kultur, deren Ursprung anzusiedeln ist in »natürlichen« Formen der Ausrottung, Vergewaltigung und Eroberung einer Hälfte der Menschen – den Frauen – durch den ›Mann‹ – parallel zu den unzähligen anderen Ursachen von Unterdrückung.

Wesentlicher Bestandteil einer Kulturkritik ist die Kritik am Patriarchat. Das Verhältnis von »Mann und Frau« ist nicht Teil der Natur, sondern gesellschaftlich organisiert und kontrolliert.

Die kapitalistisch-patriarchale Gesellschaft vereint Kultur (Gesellschaft) und Natur willkürlich. Kultur ist nicht als historisches Produkt durchschaubar und veränderbar. Die gesellschaftliche Entwicklung – das Verhältnis »Mann/Frau« wird auf diese Weise naturalisiert.

Als natürlich gewachsen erscheinen patriarchale Institutionen wie Familie und soziale Ordnung oder die in »Naturgesetze« gegossene Wissenschaft. Die Gleichsetzung von Natur und Kultur verdeckt Herrschaft und Hierarchie, Ökologie und Ökonomie hinter einer sich selbst regulierenden Fassade. Das Ziel ist die Erhaltung einer kapitalistisch patriarchalen Gesellschaft.

»Aus der Sicht der Herrschenden seien es »Weiße«. Unternehmer – private wie öffentliche – oder auch nur der (Ehe-)Mann ist banalerweise jeweils alles das »Natur«, wofür sie nicht bezahlen oder bezahlen wollen, was sie nichts (oder möglichst wenig) kosten soll. Das ist alles, was sie sichdurch Raub (anstatt Tausch) aneignen können. Und darüber hinaus alles, was sie nicht erneuern und eralten wollen. Dieses »was« ist tendenziell alles. Nämlich der ganze Erdball samt seinen Produkten, Waren und Menschen.«

Claudia von Werlhoff
Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus, aus:
Frauen. Die letzte Kolonie,
rororo aktuell 5347, S. 141, Reinbek 1983

Kulturkritik wächst aus einem Gegentrieb, einer Weigerung, die gegebene Welt hinzunehmen. Sie ist Teil der inneren und äußeren Unruhe menschlichen Lebens. Die Tendenz, die Welt als statisch zu erleben zeugt von ungeheurem Wirklichkeitsschwund. Die vorgegebenen eingrenzenden Mechanismen können nur als Einschränkung transparent werden in einer gegenläufigen Strömung, einer unaufhörlichen Kritik der bewußten und unbewußten Vorgänge einer Kultur. Der stetig tödlich anwachsenden Ordnung dieser Welt, dem reibungslosen Ablauf – dieser Art Kontinuität – kann mit keiner »logischen« Methode, keiner rationalen Analyse, die Hoffnung auf Utopie eingesprengt werden.

ALLE Freiheit entspringt dem Visionären

Auch vermittels der dialektischen Methode sind verschiedene Phänomene nur begrenzt – eben in komplexen Realgegensätzen – erklärbar. Jede Störung durch Irrationalität, jeder »sinnlose« Zuwachs wurde als Zusammenbruch des Rationalen für Vernunft gewertet. Der »Rationalisierung« der Welt stand die Entsinnung der Welt gegenüber. Das Irrationale (metaphysische) wird nach wie vor ausgegrenzt. (Folge der Aufklärung). Die Aufklärung brachte das Leben und Denken in völlige Abhängigkeit vom ›rationalen Realen‹. Die sinnvolle vernünftige Einheit wurde zum tragenden Bestandteil. Das Zusammenleben von Menschen erstarrte in verbindlichen Regeln zum 'rationalen Weltbild'.

Auf solchem Nährboden konnte die konservative Haltung blühen und gedeihen, die Vernunft, Gesetz und Ordnung als die einzigen Chancen der menschlichen Freiheit ansieht.

Das irrationale Chaos, der Mythos, die Unordnung würden identisch mit einem auszugrenzenden Defekt. Durch diese moralische Standardisierung reproduziert sich in reibungsloser Kontinuität, Zivilisation – weißes Weltbild – Herrschaft des Patriarchats – das ständige Abbild entfremdeter Wirklichkeit. Ein scheinbarer Teufelskreis!

»Dabei ist Bewußtsein immer falsch, wenn es im Gegensatz zum Unbewußten, zur Emotionalität, zur menschlichen Affektivität gesetzt wird. Und das wird es in der Regel.«

Klaus Theweleit
aus: Männerphantasien, Bd.1, S.223
Verlag Roter Stern, Ffm 1977

Leben und Wirklichkeit zerfallen in Abbilder und Klischees. Der Mensch weiß kaum noch zu unterscheiden, was an ihm und in ihm Wirklichkeit oder Abbild ist.

Soziale Normen erscheinen natürlich gewachsen. Herrschaft verbirgt sich als ständiges Instrument zur Kontrolle in alltäglichem Verhalten wie in gesellschafftlichen Vorgängen, die an der Oberfläche nicht durchschaubar sind – weder von Hirn noch Herz –, sondern teils verschüttet und verfälscht darunterliegen. Da greift ein Sciherheitsmechanismus gegen die verwirrende Vielfalt des Lebendigen. Die Gefahr sich in dem subtilen Netz eines Systems zu verfangen ist der gleichen ständigen Aktualität unterworfen wie die Herkunft der Eigenschaft sich selbst den Blick zu versperren durch eingefleischtes Schubladen- und Baukastendenken.

Das weiße Weltbild – innere und äußere

Kolonisation – vergewaltigt die Wirklichkeit, ob wir wollen oder nicht.

Die Wirklichkeit verliert ihr Leben – sie vegetiert als sterbendes oder totes Material. Gewalttätig wird die Verwendungdes Gegensatzpaares Rationalität/Irrationalität oft mit dem Gegensatz Objektivität/Subjektivität in Übereinstimmung gebracht. Dieses Denken in Koordinatensystemen besetzt die Wirklichkeit wie im Krieg überfallen und kultiviert Kolonisation und Vernichtung von Natur und anderen Menschen. Sie entwickelt sich imperialistisch gegen jede Art selbstbestimmter lebendiger Bewegung. Eine willkürliche Verwandlung in ohnmächtiggetretenes – Totes – findet statt. Auf dieser »entlebendigten« Wirklichkeit wird immer wieder die neue Welt, die neue Ordnung gebaut.

»Die Weißen kommen. Die Weißen gehen an Land. Und wenn sie wieder zurückgeworfen werden, dann werden sie noch einmal wiederkommen. Da hilft keine Revolution und keine Resolution und kein Devisengesetz. Sie werden mit ihrem Geist wiederkommen, wenn sie anders nicht mehr kommen können. Und Auferstehen in einem braunen oder schwarzen Gehirn. Es werden noch immer die Weißen sein. Auch dann noch. Sie werden die Welt weiter besitzen auf diesem Umweg.«

Ingeborg Bachmann
aus: Der Fall Franza
dtv 1705, S.106, München 1981

Es gilt die tag-täglichen Mechanismen aufzufinden, die das Wesen von Herrschaft und ihrer Wahrnehmung demontieren können – diesen scheinbar reibungslosen Ablauf im Leben der Menschen. Einen Platz zu schaffen für Zwischentöne und Ungeordnetes, um der Funktionalisierung für Momente zu entweichen. Es gibt eine »kulturelle« Art und Weise die Realität zu produzieren, die keine Frage der jeweiligen Staatsform ist, keine Frage der Wirtschaftsform, sondern die Frage einer kulturellen Ordnung – einer »Produktion der Realität«.

Eine Auseinandersetzung mit diesem »System der Produktion von Realität« ist lebensnotwendig, da die ständig präsente Kultur – ihre Form und Inhalt – als die bestimmenden Bedingungen auch unserer »Produktion« begriffen werden. Was nicht sag-erfahr- oder vorstellbar ist, gehört noch lange nicht verworfen oder vernichtet. Ein großer Teil der »Produktion einer Realität« liegt außerhalb selektiver menschlicher Wahrnehmung.

Das Leben bewegt sich sprunghaft diskontinuierlich

Die Auswirkungen des gigantischen Wirklichkeitsschwunds wurzeln u.a. in dem Arrangement der »tödlichen Generalisierungen« und den »Ketten der ewigen Schlußfolgerungen«. Sie stützen den Kreis der Ordnung – sie versperren die andere Sicht auf die Realität – sie behindern die Möglichkeit des Findens »unbekannter« Realität.

Die erhebliche Chance an Freiheit, die sich zur »Anpassung« subversiv verhält, könnte eine »Utopie« sein. Die Möglichkeiten zur Aneignung vielfältiger Bewußtseinsentwicklung und Erfahrungsverarbeitung eröffnen unbekannte Dimensionen einer Freiheit der Phantasie, um die Hoffnung einer Sebstbestimmung der Menschen wachsen zu lassen.

Kein Prinzip, keine heile Welttheorie, in der alle Stücke zusammenpassen kann diese Bedingung schaffen. Die Herkunft der Eigenschaft sich ständig neue Grenzen aufzubauen anstatt ins Luftleere zu phantasieren bewegt sich in der Geschichte parallel zu gesellschaftlicher Organisierung – der Kontrolle, den Gesetzen und der angeblich sinnvollen Logik von Herrschaft und Kultur.

Eine Utopie kann kein großes Ganzes sein, kein umfassendes Gebilde, eher ein Weg des mühsamen Freilegens immer neuer Schichten verschütteter Bruchstücke im Zusammenleben der Menschen auf dem steinigen Weg in die Zukunft.

Dem entgegen steht das Doppelspiel von Autorität und Anpassung, u.a. die Funktion des Staates, um die verschiedenen Kräfte der Unordnung einer Regel zu unterwerfen. Die Verinnerlichung einer »patriarchalen-weißen-europäischen Kultur« als missionarischen Träger – äußert sich in immer neuen Formen innerer und äußerer Kolonisation. Die Weichen sind schon lange gestellt in der Wahrnehmung des einzelnen wie in den »Zentren der Macht«.

»Das Höchste, was der Geist bisher vollbringen konnte, war das Erkennen . . ., daß alles, alles Irrtum und Fehlentwicklung ist, und daß die höchste, die erlösende Tat die Wiederaufhebung dieser ganzen Entwicklung und alles durch sie Bestehenden sein wird.

Otto Gross, in:
Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe
Robinson Verlag, Frankfurt 1980

Die Gedanken der Herrschenden sind die herrschenden Gedanken

Abbild und Entfremdung bewegen sich nicht in Leerräumen. Sie sind tragender Bestandteil des Lebens. Sie drängen zu einer Verarmung, da sich innere und äußere Unruhe aus der lebendigen Spannung zwischen den Menschen ausschaltet (ausgeschaltet wird). Die verarmten Vorgänge, der Chance des Chaos beraubt, sind willfähriges Mensschenmaterial auf einem immer besser kalkulierbaren Schachbrett der Geschichte.

Vieldeutige Ereignisse verengen sich zu eindeutigem Ablauf – ein Merkmal »abendländischer Kultur«.

Das Weltgeschehen gerät in einen Blickwinkel geschlossener und abgesicherter Systeme. Den stetig wachsenden Prozeß erleben wir tagtäglich in einer multimedialen Filteranlage, deren Vielschichtigkeit sich auf Dauer niemand entziehen kann. Der Boden eigenständigen Erkennens und Erlebens erblindet gewaltsam auf der Schattenseite der suggerierten Bilder dieser Erde. An dieser Stelle versickert der Fluß individueller Wahrnehmung aus kritischer Distanz. Er läuft Gefahr im Sande zu verschwinden, wobei die neuerdings wieder »vielgepriesene Transparenz« sozialer und technologischer Umstrukturierung, Masche für Masche ein Netz über die Sinne legt.

»Kulturkritik« kann eine mögliche Hoffnung auf bewegliche Revolte mit sehenden Augen, offenen Ohren und tastenden Händen sein, um einer endgültigen Vereinnahmung der Sinne, dem Kopf und Bauch, die Phantasie der scheinbar »Ohnmächtigen« entgegenzusetzen.

Anmerkung: Im nächsten *SF (1/88)* wird der Versuch unternommen, den 2. Teil – die Verbindung von Kunst und Politik herzustellen. Kunst als Fiktion – die Produktion einer neuen Wirklichkeit, die Entwürfe für Utopien hervorbringen kann.



Der Ursprung des Nils – oder Auf der Suche nach dem Ursprung männlicher Herrschaft

von Rosella Di Leo



Den folgenden Beitrag veröffentlichte Rosella di Leo, Mitarbeiterin der Rivista Anarchica und des Centro Studi Libertari in Mailand, bereits 1983 in der Zeitschrift *volonta*, Vol.37, No.3. Er diente der Vorbereitung für den Internationalen Anarchistischen Kongreß in Venedig 1984, auf dem zum 1. Mal im größeren Rahmen über die Beziehungspunkte von Anarchismus und Feminismus diskutiert wurde. Diese Diskussion wurde aufgegriffen im »Anarchica«-Kongreß zur »Reflexion über die sexuelle Ungleichheit« vom 30.-31. Oktober 1987 in Lyon, **über den wir ausführlich in unsererer nächsten Sondernummer berichten werden.**

Die Suche nach den Ursprüngen der Unterdrückung der Frau, weitergeführt als Suche nach den Urprüngen des Patriarchats führt Rosella di Leo zur Frage nach der Entstehung von Herrschaft überhaupt. In der Auseinandersetzung mit libertären anthropologischen Ansätzen (Clastres, Bertolo) stößt sie auf die kulturelle Verklammerung beider Fragenkomplexe. Der gefährlichen Versuchung, vorschnelle Antworten zu geben, begegnet sie, indem sie sich zum vorrangigen Ziel setzt, die richtigen Fragen zu stellen, Gebiete abzustecken, Richtungen aufzuzeigen.

Der Arttikel – für dessen Übersetzung aus dem Englischen wir *Irene Neres und Bernhard Arracher* danken – wurde von der **Redaktion etwas gekürzt und mit Zwischenüberschriften versehen.**

f.k.

Frauen sind nur »ähnlich«

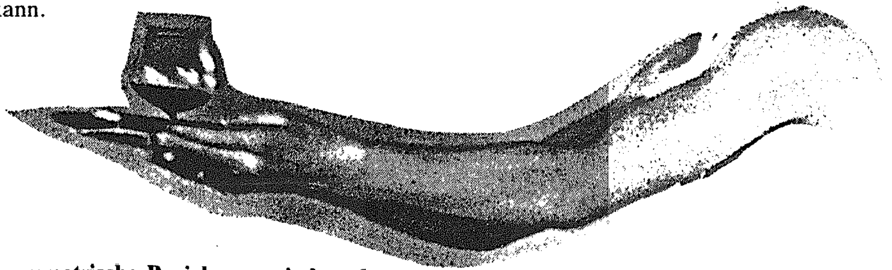
Ein Freund hat mir einmal über seinen Besuch bei einer großen landwirtschaftlichen Gemeinschaft während einer Reise nach Nordamerika erzählt, die auf den kuriosen Grundsätzen eines »islamischen Kommunismus« basierte. Als er sich die langen Erklärungen seines Gastgebers über ihre egalitären Prinzipien und Strukturen angehört hatte, fragte mein Freund (der bequem auf einem Teppich lag und mit einigen Männern der Gemeinschaft Tee trank und Katblätter kaute), welche Stellung die Frauen in diesem egalitären Kontext einnehmen. (Sie hatten den Tee serviert, stumm und mit orientalischer Bescheidenheit). Von dieser Frage auf dem falschen Bein erwischt, erwiderte der charismatische Häuptling und religiöse Führer mit einer Mischung aus Irritation und plumper männlicher Vertraulichkeit: *Nun, wie Sie wissen, sagt sogar der Prophet, Frauen sind den Männern »ähnlich«, aber nicht gleich.*

Angespornt durch einen so aufrichtig zum Ausdruck gebrachten Gedanken möchte ich diese Aussage zum Ausgangspunkt nehmen und in der Geschichte der Menschheit zurückgehen und versuchen die Ursprünge einer Auffassung offenzulegen, welche die am tiefsten verwurzelte und weitverbreitetste menschliche Kultur geformt hat, die wir hier im allgemeinen als patriarchalische Kultur bezeichnen wollen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden könnte man auch sagen, daß der Begriff »patriarchalische Kultur« alle hierarchischen Kulturen beinhaltet, in welchen der Mann im sozialen Bereich die Vorherrschaft hat und obendrein die spezifischen Formen welche diese Herrschaft in verschiedenen Zivilisationen angenommen hat. Besonders muß gesehen werden, daß »patriarchalische Kultur« nicht mit »Patriarchat« verwechselt werden darf, das ja nur eine Form männlicher Vorherrschaft in der Gesellschaft darstellt.

Die Suche hat erst begonnen

Bevor wir uns an diese schwierige Aufgabe machen, gibt es einige Punkte, die wir vorher klären müssen. Zuallererst: während ich diese Untersuchung begann, setzte ich mir, etwas kühn, das Ziel, die Ursprünge sexueller Ungleichheit herauszufinden; im Lauf meiner Studien wurde diese Vorstellung zunichte gemacht. Ich fühlte, wenn der Vergleich erlaubt ist, ungefähr dasselbe, was Livingstone gefühlt haben muß als er den Nil hinauffuhr und nicht dessen erhofften Ursprung fand, sondern immer neue Verästelungen, die in noch unerforschtem Gebiet verschwanden. Es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als wir uns in unserer Philosophie ausmalen. Es müssen noch viele Expeditionen unternommen werden, Wege erforscht und Irrungen ertragen werden, bevor wir am geheimnisvollen Ursprung angelangt sind. Aber das Abenteuer verliert nichts von seiner Faszination. Und, gerade so wie Livingstone, der auf seiner langen und mühevollen Suche auf die kalten und präzisen Enthüllungen der Satellitenphotos verzichten mußte, so müssen wir ohne den hochgezüchteten technischen Apparat auskommen und die eigenen Grenzen menschlichen Wissens akzeptieren. Die menschliche Spezies geht vollständig in ihrer Kultur auf und kann nicht hoffen, sich aus Sternenhöhen von außen und objektiv zu sehen. Unsere einzige Alternative ist, eine lange Untersuchung durchzuführen, ausgerüstet mit einigen Gewißheiten und vielen Fragen. Eine dieser Gewißheiten ist schon in der Erklärung unserer Absichten enthalten: wenn sich jemand daran macht, nach Ursprüngen zu suchen, muß er/sie annehmen, daß diese Ursprünge existieren, daß **sexuelle Asymmetrie kein Kind der Natur, sondern ein Kind der Kultur ist.** Ohne in Einzelheiten zu gehen, wird es jetzt genügen zu bemerken, daß, wenn sexuelle Asymmetrie ein Kind der Natur wäre, – eingebrannt in den biologischen Code des menschlichen Wesens –, heute Zeugen (und Teilnehmer) eines unerklärlichen Widerspruchs wären: der Verneinung ihrer »natürlichen« Beschaffenheit durch die Frau selbst. Wenn weibliche Unterordnung genetisch determiniert wäre, wären Frauen vollständig und unbestreitbar mit ihrer Natur identifizierbar, ihr Bewußtsein und ihr Dasein wären deckungsgleich. Aber im Gegenteil, wir erleben heute (ein Heute, das mit der Geburt der Frauenemanzipationsbewegung am Ende des 18. Jahrhunderts begann) die unbegreifliche Verweigerung ihrer »Natur« durch die Frau. Im Akt der Rebellion, im Begreifen des Unbegreiflichen, erklären Frauen, daß weibliche »Minderwertigkeit«, keinesfalls ihrer Natur entspricht, sondern ein Produkt der Kultur ist, welche – da sie einen Ursprung hat, – deshalb auch verändert werden kann.



Die asymmetrische Beziehung zwischen den Geschlechtern

Bevor wir uns auf die Suche nach diesen Ursprüngen begeben, ist es gut, kurz die Formen zu skizzieren, die die sexuelle Asymmetrie in der Gesellschaft der patriarchalischen Kultur annimmt. Damit sind jene Gesellschaften gemeint, welche eine hierarchische Sozialordnung haben, die sich in einen öffentlichen und einen häuslichen Bereich aufteilt, wobei der erste den letzteren formt und bestimmt. Frauen sind/waren in den häuslichen Bereich verbannt und von politischer Macht ausgeschlossen, was immer auch ihre ökonomische Rolle sein mag, und müssen/mußten sich männlicher Herrschaft auch im häuslichen Bereich unterwerfen. In diesen Gesellschaften ordnet eine nicht-egalitäre Kultur die Bedeutungen der männlichen und weiblichen Haltungen und Tätigkeiten in hierarchischer Weise. Gesellschaften derpatriarchalischen Kultur sind deshalb Gesellschaften, sich trotz einiger Unterschiede in einem Raum von Herrschaft befinden und sich durch zwei miteinander verflochtene Teilbereiche auszeichnen: dem öffentlichen Bereich und Männern auf der einen Seite – und Frauen auf der anderen. Mit öffentlichem Bereich meine ich solche Institutionen, Aktivitäten und gesellschaftlichen Lebenseinheiten, die außerhalb der Familie existieren und jenen Bereich ausmachen, in welchem sich Herrschaft entwickelt, und als Folge ein hierarchisches Modell, auf welchem die ganze Gesellschaft basiert. Dies ist der männliche Zuständigkeitsbereich.

Mit häuslichem Bereich meine ich die »minimalen Einrichtungen«, die um die fundamentale soziale Einheit (die der Familie, und deren Umfeld) aufgebaut sind, und vollständig vom öffentlichen Bereich bestimmt werden. Dies ist der weibliche Zuständigkeitsbereich.

Wie und warum diese Trennung vollzogen wurde, wollen wir später untersuchen. Im Moment reicht es, die groben Umrisse dieser disharmonischen Gesellschaft zu zeichnen, die eine hierarchische Sozialstruktur mit einer Kultur verbindet, die um Begriffe wie »höher« und »niederer« angeordnet ist, und offensichtlich die höheren Werte dem dominierenden männlichen Bereich zuordnet und die niederen dem dominierten weiblichen.

Auf der Basis dieser nicht-egalitären Gesellschaftsordnung haben wir zwei gegensätzliche Verkörperungen des Geschlechts: Auf der einen Seite der Mann; das zentrale, bestimmende Element der Gesellschaft, dank seiner angenommenen abstrakten, rationalen, aktiven, selbstsicheren »Natur«. Alle Entscheidungskraft liegt in seinen Händen; er ist derjenige, welcher »par excellence« die kulturellen Werte ausarbeitet (einschließlich der Definition der Frau); er ist es, der die Rollen mit dem höchsten Prestige in der Gesellschaft einnimmt, was immer diese auch sein mögen. Auf der anderen Seite steht die Frau, aufgrund der ihr unterschobenen praktischen, impulsiven, passiven, untergeordneten »Natur«, ein peripheres, marginales Element des sozialen Körpers; sie ist es, die jene Rollen mit wenig oder gar keinem Prestige in der Gesellschaft verkörpert. Während der Mann, der Agierende in der Gesellschaft, durch seine Rolle definiert wird, die von den vielfältigten Möglichkeiten profitiert, die ihm durch die Gesellschaft geboten werden, **ist die Frau das Objekt der Gesellschaft und wird durch ihre Verbindung zum Mann definiert; sie ist einem einzigen sozialen Modell ausgeliefert: Heirat – dem legalen Übergang von elterlicher zu ehelicher Autorität – und Mutterschaft.**

Da der soziale Status der Frauen, unter gleichen Bedingungen, immer und in jeder Situation dem des Mannes untergeordnet ist, möchte ich den Ausdruck *sexuelle Asymmetrie* benutzen. Zu beachten ist, daß er eine Generalisierung beinhaltet, ein ideales Modell, und nicht vollständig mit der dynamischen Realität der verschiedenen patriarchalischen Kulturen übereinstimmt. Dieser Mangel an Übereinstimmung ist besonders augenfällig in der heutigen westlichen Gesellschaft. Ein solches Bild ist, teilweise ein unmodernes Cliche, das die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht mehr vollständig repräsentiert. Die Vorstellung, Frauen seien in den westlichen Ländern heute immer noch ein rein soziales Objekt, am Rande stehend und ohne Einfluß, erscheint überholt. (. . .)

Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich die Stellung der Frau. heute schnell und grundlegend verändert. Selbst wenn möglicherweise die Mehrheit der Frauen heute noch immer unter die obige Definition fällt, zeigt eine substantielle Minderheit, daß diese Definition glücklicherweise unbrauchbar geworden ist. In der westlichen Welt werden die Formen sexueller Asymmetrie immer mehr verwischt und ihre Existenz bekämpft, so daß es bereits möglich ist, von einer »Krise« der patriarchalischen Kultur zu sprechen. Diese Krise stellt den Teil einer allgemeinen Zerrüttung des Wertesystems dar, auf welchem die westliche Gesellschaft basiert; (. . .) und erlaubt die Hypothese, die wesentlich für den libertären Standpunkt zu beachten ist: **daß sexuelle Asymmetrie verändert werden, ja sogar verschwinden kann, ohne daß eine grundlegende Veränderung in der allgemeinen Ungleichheitsstruktur der Gesellschaft eintritt.**

Zu den Ursprüngen der sexuellen Asymmetrie

Die erste größere Tatsache, die man in jede Überlegung zur sexuellen Asymmetrie einbeziehen muß, ist, daß sie so weit verbreitet ist, daß man der Hypothese von der Universalität des Phänomens Glauben schenken könnte. Die große Mehrheit der Anthropologen hat das schon bejaht. Michelle Rosaldo, und mit ihr eine große Anzahl von Anthropologen, kennen aber auch Mythen und verfügen über archeologische Beweise, welche zu belegen scheinen, daß die Frau in einigen prähistorischen Gesellschaften von größerer sozialer Bedeutung war. Dennoch glauben sie, daß sich auf diese Mythen und Beweise nur höchst spekulative und nicht nachprüfbare Interpretationen aufbauen lassen. Dieser Vorbehalt scheint auch noch durch die weitere Tatsache belegt, daß manchmal, in Gesellschaften in denen die Mann/Frau-Beziehung zugunsten letzterer verlagert erscheint, bei einer genauen Untersuchung doch wieder die »klassische« Asymmetrie zu Tage tritt, indem letztendliche Macht lediglich auf einen *Mann* in der Familie der Mutter überging anstatt auf einen aus der Familie des Vaters.

So scheint der Überblick über die menschliche Kultur, bei allen wie auch immer unterschiedlichen Gesellschaften, durch diesen homogenen Wesenszug, der sich ständig wiederholt, charakterisierbar. Es gibt zahllose Mythen, um die Ursprünge der asymmetrischen Beziehung zwischen den Geschlechtern zu erklären, die sich trotz der Tausende von Jahren oder Meilen, die die Kulturen, die sie erfanden, trennen, erstaunlich ähnlich sind. Die Universalität der sexuellen Asymmetrie erscheint daher als ein notwendiger Bestandteil menschlicher Kultur.

Um die Gültigkeit dieser Hypothese zu belegen, können wir die unbeabsichtige Hilfe *Levi-Strauss'* in Anspruch nehmen, der sagt, daß *»alles was für alle Menschen beständig gilt, sich notwendigerweise der Herrschaft der Gebräuche, Techniken und Institutionen entzieht, welche Gruppen voneinander trennen und gegeneinander stellen . . . Wir können daher annehmen, daß alles was am Menschen universal ist, zur natürlichen Ordnung gehört und durch den Begriff der Spontaneität charakterisiert werden kann, und daß alles, was von einer Norm abhängt, zur Kultur gehört und daher nur relative und besondere Merkmale zeigt.«* Wenn wir diese Definition akzeptieren, würde die angenommene sexuelle Asymmetrie, die Herrschaftsbeziehung zwischen Mann und Frau, mit dem biologisch unerbittlichen Merkmal ausgestattet, welches wir schon verworfen haben. Andererseits sagt Levi-Strauss, wo es eine Regel gibt, ist Kultur. Es bleibt uns nur zu prüfen, ob diesexuelle Asymmetrie konstant, gleichförmig und unkodifiziert und damit natürlich ist, oder etwa verschiedenartig, nicht konstant, kodifiziert und damit kulturell.

Bei der Betrachtung jedweder Zivilisation ist offensichtlich, daß das soziale Verhalten der Geschlechter zueinander nicht dem Zufall überlassen wird, dem Bereich der Spontaneität, sondern der Gegenstand sorgfältiger sozialer Regulierung ist. Sobald bestimmte biologische Determinierungen festgelegt sind, zieht sich die Natur zurück und spezifiziert sexuelles Verhalten nicht weiter. Dieser Freiraum wird sofort von der Kultur besetzt, deren fundamentale Rolle, wieder mit den Worten von Levi-Strauss, es ist, *die Existenz der Gruppe als solcher zu sichern und so den Zufall durch Organisation zu ersetzen; Kultur kann nicht anders, als eine Ordnung irgend einer Art einzuführen, wo keine existiert.*

Wir brauchen nun nur die Vielfalt sexueller Rollen und Verhaltensweisen in den verschiedenen menschlichen Gesellschaften zu betrachten, um den Beweis zu erhalten, daß Kultur und nicht Natur das bestimmende Element ist: während man die Aufteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern in allen Gesellschaften findet, variieren jene Rollen und Verhaltensweisen, die man als männlich oder weiblich betrachtet, sehr stark von einer Gesellschaft zur anderen. [Es gibt wenige Rollen, die zwischen den Geschlechtern nicht austauschbar sind und diese sind bestimmt durch biologische Faktoren: die Fähigkeit der Frauen zu gebären und die größere Körperkraft des Mannes. Das erstere scheint die Mutterrolle festzulegen, was eine biologische Tatsache in eine soziale Funktion verwandelt. Das zweite scheint jene männlichen Rollen festzulegen, welche mit Gewaltanwendung in Verbindung stehen, wie Krieg und Jagd. Uns scheint es, daß trotz der offensichtlichen Universalität solcher Rollenmerkmale sie in Wahrheit auch nur kulturelle Ausformungen simpler biologischer Tatsachen sind. Die biologische Tatsache des Gebärens z.B., impliziert nicht all die komplexen sozialen, affektiven und ökonomischen Beziehungen, die die Mutter-Kind-Beziehung ausmachen. Und genauso ist es nicht immer so, daß die durchschnittlich größere Körperkraft der Männer notwendigerweise das Monopol auf Gewalt impliziert.

Das ist eine Bestätigung dafür, daß das soziale Verhalten der beiden Geschlechter nicht auf instinktiven Faktoren universeller Verhaltensmodelle beruht, sondern auf kulturellen Voraussetzungen, die von Gesellschaft zu Gesellschaft sehr stark variieren. Zusätzlich wird nicht nur die sexuelle Asymmetrie durch Mythen erklärt (was die Notwendigkeit beinhaltet eine Rechtfertigung zu liefern), sondern jede Gesellschaft kodifiziert peinlich genau die besondere Form, die sie in dem gegebenen kulturellen Kontext annimmt. (. . .)



Anthropologischer Androzentrismus und Feministische Anthropologie

Nun haben wir zu klären, warum ein großer Teil der Anthropologie (die feministische eingeschlossen) die sexuelle Asymmetrie als universelles Phänomen gesehen haben. Vorgreifend kann ich sagen, daß dies die Frucht verzerrter Wahrnehmung in der Anthropologie ist, die als gegeben hinnimmt, was in Wahrheit patriarchalisch ist. So eine falsche Perspektive ist typisch für die westliche Kultur, welche, dank ihrer arroganten Einstellung zur Welt, versucht, diese gemäß ihrem eigenen Image zu reduzieren. Daseigene Hierarchieprinzip wird auf alle anderen menschlichen Gesellschaften projiziert und reduziert jede Realität auf ihr eigenes Modell. Auf diese Weise erst wird die sexuelle Asymmetrie – wie auch jedes andere Kulturmerkmal der Herrschaftsgesellschaft – zur universellen. (. . .)

In den 70er Jahren tauchte in den USA eine Strömung auf, die wir als feministische Anthropologie bezeichnen können. Ihr Hauptbeitrag war eine Kritik des *Androzentrismus*, also der männlichkeitszentrierten Betrachtung der Wirklichkeit, welche die westliche Anthropologie charakterisiert. Der androzentristische Blickwinkel zwingt nicht nur eine asymmetrische Betrachtungsweise der Beziehung zwischen den Geschlechtern anderer Gesellschaften auf, sondern interpretiert zu gleicher Zeit die Rolle der Frau als marginal; er bezieht sie entweder in die Rolle des Mannes mit ein, oder er ignoriert sie vollständig. So wird die Geschichte der menschlichen Spezies zu einer Geschichte des Mannes, während das »zweite Geschlecht« in eine undefinierte Welt absinkt, reiner Hintergrund für den »wirklichen« Protagonisten im menschlichen Abenteuer – den Mann. (. . .)



Die feministische Strömung hat sich gegen diese androzentrische Haltung gewandt und den ganzen methodologischen Rahmen der traditionellen Anthropologie an den Pranger gestellt, mit dem erklärten Ziel, den Kontinent Frau aus den Tiefen herauszuholen, in welchen ihn die männlichkeitszentrierte Kultur verbannt hatte. Es gibt zwei Probleme von besonderer Dringlichkeit für diese Untersuchung: den erschreckenden Mangel von Daten bei westlichen Anthropologen zu beseitigen und die schon gesammelten Daten noch einmal kritisch zu lesen, um aus der Geschichte der Männer, die von Männern geschrieben wurde, ein genaueres und wahreres Bild der Frau und der menschlichen Spezies herauszufiltern. (. . .) Das Bedürfnis, die unbekannte Identität des *zweiten Geschlechts* zu rekonstruieren, wurde in der Frauenbefreiungsbewegung geboren und in feministischer Anthropologie wird dieses Bedürfnis zum Versuch, die Geschichte der menschlichen Spezies neu zu schreiben.(. . .)

Kritik der feministischen Anthropologie

Es wäre aber falsch, die Frauenbefreiungsbewegung als monolithischen Block zu sehen, in dem alle die gleichen Ansichten teilen. Wir haben es in Wirklichkeit mit einer sehr breitgefächerten Bewegung zu tun, die legitimerweise gegenteilige Positionen beinhaltet. Wir dürfen deshalb nicht die Existenz einer Minorität mit libertärem Hintergrund und libertärer Analyse (anarcha-feministische Tendenz) als Grund nehmen, Kritik zurückzuhalten.]

Die Frauenbefreiungsbewegung fällt immer wieder in die analytische Vereinfachung zurück, die dem Bild der horizontalen Schichtung der Geschlechter (Männer oben, Frauen unten) in einer einfachen Pyramide entspricht. Das ist eine optisch-theoretische Illusion, welche die Realität zu einer falschen Zweiteilung reduziert, in welcher das weibliche Element mit positiven Zügen beladen wird, während das männliche Element hauptsächlich mit rein negativen Eigenschaften ausgestattet wird. Diese Zweiteilung gibt uns zwei überidealisierte und abstrakte Bilder von Frau- und MannSein, die wenig nützen, um ein tieferes Verständnis für die sexuelle Asymmetrie zu erlangen. Es sind die Bilder des weißen Mannes und der weißen Frau der Mittelklasse westlicher Länder – eine exzessive theoretische Vereinfachung, der z.B. die bekannte amerikanische Feministin *Betty Friedan* aufsitzt. Was nicht infragestellen soll, daß diese sozialen Modelle unbestreitbar die vorherrschenden innerhalb der westlichen Gesellschaft sind (d.h. am weitesten verbreitet im Sozialkörper und mit prägendem Einfluß auf die unteren Schichten) und daß die westliche Kultur heute die vorherrschende (im Sinne von am einflußreichsten) auf der Welt ist.

Noch schwerwiegender ist jedoch die andere analytische Begrenzung des feministischen Blickwinkels: die Bewegung als Ganzes läßt eine echte Analyse von **Macht** und daraus entstehenden hierarchischen Strukturen vermissen. Männliche Macht und die Struktur der sexuellen Hierarchie wurden bis in die letzten Winkel und in die kleinsten Schattierungen ihrer Bedeutung untersucht; *aber Macht als solche, Macht als absolute soziale Kategorie wurde nicht diskutiert.* Unbehelligt in ihrer Substanz wird Macht mehr oder weniger als natürlicher Teil der menschlichen Gesellschaft belassen und steht nur zur Diskussion, wenn sie zu männlicher Macht degeneriert. Gefangen in ihrer eigenen Logik bewegt sich die feministische Kritik innerhalb dieses ideologischen Rahmens, der durch das hierarchische Ordnungsprinzip begrenzt wird, ohne daß sie die Ablehnung der Asymmetrie im Besonderen mit der Ablehnung des sich dahinter verbergenden Prinzips erfolgreich in Verbindung bringt.

Unglücklicherweise führt diese theoretische Einengung, zurück zur Hauptströmung traditioneller Anthroplogie und zwar gerade an dem Punkt, an dem die Herrschaftsgesellschaft als *die* menschliche Gesellschaft überhaupt gesehen wird. Diese gleichgültge Akzeptanz von Macht als einer unvermeidlichen gesellschaftlichen Tatsache führt geradewegs zu eben der ethnozentrischen Perspektive zurück, welche die feministische Anthroplogie so sehr kritisierte. Der böse Geist wird ausgetrieben, kehrt aber immer wieder zurück.



Gesellschaftliche Mechanismen der Aufrechterhaltung der sexuellen Asymmetrie

Für die weiteren Überlegungen zur sexuellen Asymmetrie wird nun eine theoretische Differenzierung notwendig. Auf der einen Seite konzentrieren wir uns auf die *Mechanismen, durch welche sexuelle Asymmetrie in der heutigen Gesellschaft reproduziert wird.* Auf der anderen Seite können wir weiter nach dem mythischen Ursprung suchen.

Der erste Weg ist unzweifelhaft der konkretere und wird zu den besten Ergebnissen führen. Daher ist er auch der ausgetretenste, besonders von feministischer Seite.

Was immer auch die Ursprünge der sexuellen Asymmetrie sein mögen, sind wir überzeugt davon, daß wenn wir sie heute verändern wollen, wir zuerst jene Mechanismen herausfinden müssen, die sie produzieren und weitertragen, damit wir sie verändern können. Dahinter steht die Annahme, daß auch wenn die Motivationen für die sexuelle Asymmetrie verschwinden, diese trotzdem bestehen bleibt, weil die Mechanismen, die sie reproduzieren, bestehen bleiben. Da die Literatur zu diesem Aspekt vielfältig ist (ich verweise nur exemplarisch auf Simone de Beauvoir), werde ich mich darauf beschränken, die wichtigsten Mechanismen zu benennen.

Als erstes ist die unterschiedliche Sozialisation der beiden Geschlechter zu nennen, die Mann und Frau Generation um Generation formt, um sie mit der sexuellen Asymmetrie in Einklang zu bringen. Die verschiedenartige Sozialisation hat große Einflüße auf die Psyche, sie trägt zur Ausformung der männlichen und weiblichen Persönlichkeit mit all den psychologischen Attributen bei, die eine Kultur für die beiden Geschlechter vorsieht. Die strenge Aufteilung der Arbeit in der Gesellschaft nach dem Geschlecht führt zu einer weiteren Differenzierung zwischen der weiblichen und der männlichen Rolle und zieht damit die Grenzen zwischen zwei separaten Welten (. . .).

Auf der Suche nach dem mythischen Ursprung

Obwohl es unbestritten notwendig ist, diese Mechanismen zu zerstören, wird das allein nicht genügen, um sie zu eliminieren. Wenn die Hauptursachen, die sie reproduzieren nicht erkannt und identifiziert werden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß andere Mechanismen aktiviert werden, um so die Asymmetrie fortzuführen. (. . .)

Eine durchgängige Gefahr besteht in der Unmöglichkeit, unsere Hypothesen über die eigentlichen Ursachen zu prüfen, was uns dazu verleiten könnte, unsere eigenen Wünsche in diese Ursprünge zu projiezieren und so eine mythologische Erklärung zu konstruieren.

Aber steckt diese Gefahr nicht *unvermeidlich* in allem menschlichen Wissen? Sind nicht »rationale« und »objektive« Erklärungen der Realität, und der menschlichen Realität im besonderen, alle durchdrungen von den ursprünglichen Mythen der Kultur, die diese Erklärungen ausarbeitet (nicht zuletzt eben derselbe Mythos von Objektivität und Rationalität der die westliche Kultur durchdringt)? Mythos und Realität sind untrennbar miteinander verbunden: sie bilden den Stoff, aus demmenschliches Wissen gewoben wird.

Ich möchte als erstes die schon formulierte Hypothese noch einmal tiefer fassen. Die erste große Unterscheidung, die die Interpretationen der Ursprünge sexueller Asymmetrie feindlichen Lagern zuordnet, basiert auf dem Begriffspaar Natur/Kultur.

Der einen Seite können wir jene Theorien zuordnen, welche sexuelle Asymmetrie vom Standpunkt biologischer Beweggründe aus zu erklären versuchen. Unter dem anderen Aspekt können wir jene Theorien zusammenfassen, welche die menschliche Spezies prinzipiell als kulturelles Phänomen betrachten und so die sexuelle Asymmetrie in den Zusammenhang menschlicher Möglichkeiten stellen. Dieser zweite größere Teil beschäftigt sich mit Macht; die Ansätze müssen dabei unterteilt werden in solche, die einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung oder wenigstens eine Wechselbeziehung zwischen den zwei sozialen Phänomenen sehen, und jene die keinen Zusammenhang erkennen können. All die »naturalistischen« Hypothesen, die offensichtlich Macht nicht als bestimmenden Faktor in der sexuellen Asymmetrie erkennen, fallen in die erste Gruppe, während die zweite jene »kulturalistische« Interpretation enthält, die sich im folgenden dann anhand ihrer Haltung zur Macht unterscheiden.

»Naturalistische« Auffassungen von der sexuellen Asymmetrie

In dieser Gruppe finden sich all die Theoretiker, die in der passiven und untergeordneten »Natur« der Frau, im Gegensatz zur aktiven und dominierenden des Mannes, den Ausdruck einer hierarchischen Ordnung sehen, welche nicht vom Menschen geschaffen wurde, sondern unbarmherzig von biologischen Faktoren diktiert wird. Selbst wenn dieser hartnäckige Instinktdeterminismus an Glaubwürdigkeit einzubüßen scheint, so war er doch das Grundkonzept sexueller Kultur für Tausende von Jahren. Ausgehend von unbestreitbaren biologischen Unterschieden reduziert die patriarchalische Kultur diese zu den zwei fundamentalen Konzepten: *Natur und Kultur.*

Der Mann beansprucht für sich das Menschliche par excellence – die Kultur – und weist die Frau in das Reich der Natur, in eine fast vormenschliche Stufe der Spezies. Diese Assimilation wird gerechtfertigt durch die alles beherrschende Präsenz, die die Biologie im Leben der Frau zu haben scheint. Deren zyklische Existenz scheint sich im gleichen Rhythmus zu bewegen wie der Zyklus der Natur. Der Mann dagegen betrachtet sich dieser biologischen Determination gegenüber als immun, erwählt sich selbst als einzigen Repräsentanten der Spezies, der fähig ist, die Natur zu erfassen und allem eine von ihm definierte Bedeutung zuzuordnen. Für sich selbst die Rolle des einzigen Schöpfers von Kultur in Anspruch nehmend, verweigert er diese Rolle der Frau und verweist sie in die Befangenheit ihrer Erfahrung. (. . .) Menschlichkeit ist maskulin, sagt Simone de Beauvoir, und der Mann definiert die Frau nicht als das, was sie ist, sondern sieht sie im Vergleich mit sich selbst, betrachtet sie nicht als autonomes Wesen. (. . .)

Die Frau ist deshalb das Objekt, das es dem Mann erlaubt sich selbst zu definieren. Deshalb dient die Definition der Frau mehr zum Verständnis des Mannes als zu dem der Frau.

Das Motiv hinter dem Anfang des *Prozesses der kulturellen Vernichtung der Frau* durch den Mann, ist eine Frage, die weitereÜberlegungen erfordert. Wir können teilweise die nicht ganz zufriedenstellende These akzeptieren, daß diese Art von Rache im Mann geboren wurde aus seinem Neid auf die Reproduktionsfähigkeit der Frau. Ausgeschlossen von dieser magischen Fortpflanzungsfähigkeit kann er seine Überlegenheit über die Frau nur erlangen, indem er sich selbst die Fähigkeit intellektueller Kreativität aneignet, dann die Überlegenheit der Kultur über die Natur erklärt und so die Überlegenheit des einen über das andere. In anderen Ansätzen, wie dem Clastres, nimmt sich der Mann das ausschließliche Recht, Gewalt zu benutzen, erscheint in den Augen der Gesellschaft als der Herr über den Tod und stellt diese kulturelle Macht des Todes gegen die natürliche Macht des Lebens der Frau.

Eine zweite theoretische Strömung ist noch subtiler. Sie betrachtet die Frau nicht länger als »biologisch« unterlegen sondern als Unterlegene einer »biologischen Bestimmung«. Mütterlichkeit, die dauerhafte Abhängigkeit der Mutter-Kind-Symbiose, die mangelnde Körperkraft scheinen die Frau von fundamentalen menschlichen Dingen wie der Jagd auszuschließen, an welchen die Entwicklung der menschlichen Spezies festgemacht wird. (. . .) In diesem Fall würden die Ursprünge der Gesellschaft sich mit den Ursprüngen der sexuellen Asymmetrie decken.

Bei dieser extrem ethnozentrischen Deutung der Evolution der menschlichen Art, welche die Asymmetrie, die Teil *unserer* hierarchischen und ungleichen Kultur ist, in soziale und historische Situationen projiziert, die sehr verschieden sind, wird der männliche Beitrag zur Entwicklung der Spezies völlig überbewertet und jeglicher Beitrag der Frau ignoriert. *Sally Slocum* hat diese Thesen zerstört, und aufgezeigt, wie diese evolutionären Ereignisse, die bis jetzt ausschließlich mit der Jagd in Verbindung gebracht wurden, sich genauso im Bereich weiblicher Möglichkleiten finden. (. . .)



So hängt die Verfeinerung der Sprache, die zur Entwicklung der Abstraktionsfähigkeit führt und genauso erforderlich ist für Jagdaktionen wie zur Sozialisation der Kinder, ebenso mit dem Arbeitsbereich der Frau zusammen.

Wenn zuerst einmal der Schleier dieser schamlosen androzentrischen Vorstellung, der über der menschlichen Evolution liegt, aufreißt, müssen wir uns trotzdem noch fragen, warum die biologischen Funktionen der Frau sie in eine untergeordnete Position in der Gesellschaft zwangen. Es ist überhaupt nicht verständlich, warum das Austragen, Versorgen und Erziehen der Kinder, welches unbedingt notwendig für das Überleben der Gemeinschaft ist, per se weniger wert sein soll. (. . .) Es wird an diesem Punkt deutlich, daß es nicht der innere Wert einer bestimmten Rolle in der Gesellschaft ist, der ihren Rang bestimmt, sondern das Geschlecht, welches diese Rolle verkörpert: das Maskuline ist übergeordnet, das Feminie untergeordnet. Es hat also keinen Sinn, die Ursprünge oder Erklärungen für die untergeordnete Stellung der Frau in ihrer »Natur« zu suchen, sondern stattdessen in einer kulturellen Interpretation sexueller Unterschiede und der sozialen Rollen die an sie geknüpft sind.

Der Ursprung der sexuellen Asymmetrie liegt in der Kultur

Tatsächlich ist die biologische Tatsache an sich neutral, sie nimmt einen positiven oder negativen Wert nur im Rahmen eines kulturell definierten Wertesystems an. Das bedeutet nicht, daß die Bedeutung des biologischen Faktors geleugnet werden soll, er charakterisiert und unterscheidet die Geschlechter, aber er entscheidet nicht über ihr soziales Verhalten. Die »kulturalistische« Interpretation sexueller Asymmetrie geht soweit, die Verbindung von Ursache und Wirkung auf den Kopf zu stellen, welche die Beziehung zwischen kulturellen und biologischen Faktoren überlagert. Dies gelingt ihr mit der Formulierung des Konzepts der »kulturellen« Formbarkeit: es ist gerade die kulturelle Fähigkeit des Mannes, die die biologischen Faktoren ausarbeitet, und diese sind nicht diejenigen, die die sozialen Tatsachen bestimmen. Diese Stärke des kulturellen Faktors, der fähig ist, die Mehrheit der menschlichen Wesen in vorgefaßte Modelle zu zwingen und dazu noch ihre individuellen Temperamente, dient nicht nur der Verbreitung der weiblichen Charakterzüge unter den Frauen und der männlichen Charakterzüge unter den Männern, sondern erklärt, wie die Charakterzüge, die in einer Kultur als »weiblich« gelten, in einer anderen zu »männlichen« werden, auf eine ebenso diffuse wie natürliche Art.

Um dies zu erfassen, müssen wir auf den Beitrag der libertären Strömung in der Anthropologie warten, welche anfängt, Macht als absolute Kategorie zu untersuchen.

Dieser Forschungsansatz führt die Macht aus dem Versteck ihrer kulturellen Bewußtlosigkeit und betont explizit ihre Existenz, die immer zugrundeliegt, und sogar den ideologischen Raum definiert, in dem unsere Suche stattfindet. Hier ist vor allem die Pionierarbeit des französischen Anthropologen *Pierre Clastres* zu betrachten und noch mehr die des amerikanischen Ökologen *Murray Bookchin*. Obwohl sie noch weit davon entfernt sind, einen vollständigen und definitiven Standpunkt erlangt zu haben, besonders im Hinblick auf die sexuelle Asymmetrie, haben ihre Ideen doch den Weg für eine klare libertäre Analyse der menschlichen Entwicklung geöffnet.

Die erste Schwierigkeit, auf die libertäre Anthropologen stießen, war die Notwendigkeit, jenen ethnozentrischen Standpunkt zu beseitigen, der mit der westlichen Kultur so eng verbunden ist, daß er seine eigene hierarchische Struktur auf alle anderen Gesellschaften projieziert, und diese zum einzigen Gesellschaftsmodell erhebt, das existiert oder jemals existiert hat. Wir müssen aus dem ideologischen Raum der Herrschaft herauskommen, um andere Gesellschaften verstehen zu können: das war die Hauptanforderung, die die verschiedenen methodischen Herangehensweisen der libertären Anthropologie charakterisiert. Damit hat sie begonnen, bestimmte Hypothesen über die Entstehung jenes sozialen Phänomens zu skizzieren, das heute von sich behauptet universell zu sein: über den privilegierten Besitz von Macht, oder Herrschaft.



Das Matriarchat

Bevor ich hiermit fortfahre, möchte ich die Übersicht über Hypothesen zum Ursprung der sexuellen Asymmetrie mit einem Blick auf die klassische These zum Thema abschließen: das Matriarchat, und versuchen, die Frage zu beantworten, die ebenfalls schon klassisch ist, ist es ein Mythos oder Realität?

Zu dieser Diskussion kommt es gegenwärtig durch das erneuerte Interesse der Frauenbefreiungsbewegung. Dabei hat die Idee weiblicher Überlegenheit ihre volle utopische Kraft gezeigt. Angesichts einer so emotionsgeladenen These war die Einstellung der feministischen Strömung in der Anthropologie mehr wissenschaftlich. Die feministische Strömung wie auch die traditionelle Anthropologie sind an diesem Punkt in zwei Lager gespalten. Ein Lager erklärt, daß es keine konkreten historischen Beweise einer archaischen Gynäkokratie gibt, das andere Lager erwidert, daß eine Reihe archäologischer Funde den Beweis für einen anderen und höheren sozialen Status von Frauen liefern, woraus sie Implikationen für die gesamte Sozialstruktur ableiten, die noch zu prüfen sind.

Auch wenn nicht versucht wird, die nicht zur Diskussion stehende Existenz eines matriarchalischen Regimes zu proklamieren, gibt es dennoch die Überzeugung, daß die ganze archaisch-matrizentrische Kultur eine direkte Verbindung mit der verwandten Sozialstruktur gehabt hat. Diese Hypothese wird verstärkt durch die Tatsache, daß leicht erkennbar die Position und der Wert der Frau höher sind, als in patrilinearen Gesellschaften.

Es zeigt sich auch, daß die zahlreichen Mythen über das Matriarchat in primitiven und archaischen Gesellschaften – alle zielten darauf ab, zu zeigen, wie sich die Welt vom Chaos und von sozialer Ungerechtigkeit unter der Herrschaft der Frauen zur Ordnung und Gerechtigkeit unter der Herrschaft der Männer hinbewegte (was ohne jeden Zweifel auf das Geschlecht der unbekannten Autoren schließen läßt) – Ausdruck einer neuen so-

zialen Situation sind, die durch die männliche Herrschaft entstanden ist; eine Situation, die eine kulturelle Legitimierung durch die Erfindung eines rechtfertigenden Mythos einforderte.

Auf diese Weise finden wir zu der Hypothese, der jedoch noch eine tiefere Analyse fehlt, daß die Geburt der männlichen Macht eine Tatsache der menschlichen Geschichte ist, im Gegensatz zu der mehr oder weniger deutlichen Annahme, daß das Matriarchat eine rein mythische Fiktion sei, daß männliche Überlegenheit ein geschichtsloser Zustand ist. Diejenigen, die solches behaupten, sind selbst Gefangene des Mythos vom Patriarchat.

So ist für die italienische Anthropologin *Ida Magli* das Matriarchat nicht nur ein Mythos, sondern obendrein noch ein chauvinistischer. Er ist lediglich dazu nützlich, die tiefsitzenden Motivationen der Gesellschaft zu verstehen, die ihn geschaffen hat, aber nicht um unser Wissen über die Geschichte zu erweitern. Damit meint sie Anthropologen wie z.B. *Bachofen*, die diesen Mythos in unserer Kult ur neu formuliert haben, mit einer verdächtig patriarchalischen Interpretation. Er interpretierte das Matriarchat als »Nazturzustand«, dem das Patriarchat folgen mußte, das er für den »Kulturzustand« hält.

Obwohl einiges für diese These Ida Maglis spricht, geht es doch etwas zu weit, all die Hinweise als chauvinistischen Mythos herabzusetzen, die auf die Existenz einer Gesellschaft deuten, die eine andere Kultur der Geschlechter als die unsere hat. Obwohl viele das Matriarchat nur als spiegelbildliches Patriarchat sehen und damit die Unvermeidbarkeit von Herrschaft im sozialen Leben neu behaupten, stimmen wir mit Bookchin überein, wenn er sagt, daß *»ein Matriarchat, das die Herrschaftder Frau über den Mann impliziert, in der frühen Welt nie existiert hat, einfach deshalb nicht, weil es keine Herrschaft gab.«* Und mit dieser Feststellung kommen wir zum Kern des Problems.



Die Knoten der Macht

Wir müssen uns wieder der Arbeit von Clastres zuwenden, welche die Tür in ein unbekanntes Universum öffnet: *Gesellschaft ohne Herrschaft*: *»Wir müssen als erstes jene Elemente identifizieren, die unsere Kultur von primitiven unterscheiden . . . Die erste entscheidende Kategorie zur Klassifizierung der Unterschiede zwischen primitiven Gesellschaften und historischen Gesellschaften ist der STAAT. Primitive Gesellschaft = Gesellschaft ohne Staat. Das sind die Termini um die unsere Überlegungen kreisen müssen.«*

Clastres beklagt, daß diese Gesellschaften mit negativen Ausdrücken belegt werden, als Gesellschaften »ohne« Staat, Gesellschaften »ohne« Wirtschaft. (. . .) Der westlichen Kultur gelingt es nicht, andere Gesellschaften zu verstehen, außer wenn sie von ihrer eigenen Realität ausgeht, welche die der Herrschaft ist. Die Formen des Bekannten, des existierenden, bestimmen unvermeidlich die Art und Weise des Wissens. Aus dem gleichen Grund sollten wir uns nicht über den negativ belegten Terminus »An-archie« wundern. Da diese Vorstellung von Gleichheit und Freiheit in der kulturellen Realität von Herrschaft geboren wurde, ist es nur logisch, daß sie als Alternative formuliert wurde, die das gegenwärtige, das Existierende verneint.

Bislang wurden die primitiven Gesellschaften wegen der Abwesenheit einer formalen, hierarchisch ausgerichteten politischen Struktur zur Vorhölle der apolitischen Gesellschaften erklärt, zur primitiven Stufe menschlicher Evolution, welche sich unerbittlich auf den Staat zubewegt, als das Symbol politischer Reife der menschlichen Spezies, der Zivilisation. Clastres stellt sich gegen dieses arrogante Konzept der Evolution, verneint die »apolitische« Natur primitiver Gesellschaften und zeigt, wie sie stattdessen eine andere Art von Politik demonstrieren. Während die staatlichen Gesellschaften »diese geteilte Dimension vorweisen, die den anderen unbekannt ist«, ist in der Gesellschaft ohne Staat »die Macht nicht von der Gesellschaft getrennt«. Macht, weit davon entfernt abwesend zu sein, entflieht der Logik des Zwangs, der für die geteilte Gesellschaft charakteristisch ist, und befindet sich in den Händen der Gesamtheit des sozialen Körpers.

»Führer ohne Macht«

Diese Analyse der Gesellschaft präsentiert uns eine neue politische Figur, die Clastres paradoxerwesie den »Führer ohne Macht« nennt, das heißt: einen Führer, der nicht befiehlt, dessen Wort nicht die Kraft des Gesetzes hat. Wenn der Sozialkörper der Kampfplatz um die tatsächliche Macht ist, müssen wir ihn als Kampfplatz um sie potentielle Macht sehen. Er personifiziert soziale Macht, ohne sie zu besitzen, denn die Gesellschaft als Ganzes kontrolliert ihn, weil sie sich der Bedrohung bewußt ist, welche Herrschaft bedeutet und auch die gesellschaftliche Trennung, die aus ihr entsteht. Der Durst nach Prestige, der die treibende Kraft für den Füh-

rer ohne Macht ist, wird durch dieGesellschaft in Schach gehalten, mittels einer Reihe von Verpflichtungen. Die erste davon ist eine Freigibigkeit, die sich am Rande der wir t-schaftlichen Selbstvernichtung bewegt und die Schuld repräsentiert, die der Führer ohne Macht der Gesellschaft gegenüber für diese besondere Funktion hat. Die politische Bedeutung dieser neuen Figur kann deshalb nicht im Sinne der Kategorie der Herrschaft verstanden werden, sondern im Sinne des sozialen Prestige.

Macht und Herrschaft

Nun müssen wir aber zumindest unsere Begriffe von Macht und Herrschaft klären. Dabei beziehe ich mich auf *Amadeo Bertolo* und seinen Aufsatz »*Macht, Autorität, Herrschaft*«. Bertolo möchte den Begriff MACHT ausschließlich für die Funktionen verwenden, durch die sich eine Gesellschaft selbst reguliert, d.h. Normen produziert und anwendet und darauf achtet, daß sie beachtet werden. Das sind Funktionen, die »für die Existenz der Gesellschaft, der Kultur und des Menschen selbst notwendig sind, aber auch als Übung der Freiheit als Wahl zwischen bestimmten Möglichkeiten, von denen wir ausgegangen sind.«

Unter HERRSCHAFT verstehen wir dagegen jene hierarchischen sozialen Bedingungen, die als Befehls-Gehorsamsbeziehungen charakterisierbar sind und diejenigen sozialen Systeme kennzeichnen, in welchen die regulierende Funktion nicht durch das Überich der Gemeinschaft ausgeübt wird, sondern durch einen Teil der Gemeinschaft (generell, aber nicht notwendigerweise einer kleinen Minderheit) gegenüber einem anderen (generell eine große Mehrheit); d.h. durch Systeme, in welchen der Zugang zur macht das Monopol einer Fraktion der Gesellschaft ist (Einzelne, Gruppen. Klassen etc.).

Wenn wir diese Unterscheidungskriterien auf die historischen und primitiven Gesellschaften anwenden, die von Clastres untersucht wurden, dann können wir diejenigen als Gesellschaften mit Herrschaft bezeichnen, in welchen ein Teil der Gemeinschaft sich das Monopol auf die Macht gesichert hat, sie dem einen Teil weggenommen hat und damit die Gesellschaft geteilt ist. Und wir können eine zweite Gruppe als Gesellschaften der Gleichheit betrachten, in denen Macht über die ganze Gemeinschaft verteilt ist und deshalb ungeteilt bleibt. Die ersteren sind hierarchische Gesellschaften, die um die Befehls-Gehorsamsbeziehung herum aufgebaut sind; die zweiten sind egalitäre Gesellschaften, die um Beziehungen auf Gegenseitigkeit aufgebaut sind.

Es ist nun selbstverständlich, daß wir die sexuelle Asymmetrie, die für die Gesellschaften der Herrschaft als »universell« erscheint, nicht als kulturelles Merkmal der egalitären Gesellschaften gelten lassen. Nach Bookchin existieren in den Gesellschaften, die er als organisch bezeichnet, Begriffe wie Gleichheit und Freiheit überhaupt nicht, weil sie dort selbstverständlich sind. Die Vorstellung von Unterschieden existiert, aber sie sind noch nicht entlang einer vertikalen Achse angeordnet: für solche Gemeinschaften waren Individuen und Dinge nicht besser oder schlechter; sie waren einfach verschieden.

Bookchins These einer »egalitären Gesellschaft«

Bookchin siedelt diese Gesellschaften in der historischen Epoche des Übergangs vom nomadischen Leben zum seßhaften Leben an, als Gesellschaften, die durch den Blutschwur zusammengehalten wurden. Als Gesellschaften, die auf der absoluten Gleichheit der Individuen, Geschlechter und Altersgruppen basierten; auf dem Nißbrauch und dem Prinzip der Gegenseitigkeit; auf der Ablehnung sozialer Beziehungen, die auf Zwang beruhten; auf dem nicht reduzierbaren Minimum, als dem Recht jedes Individuums, von der Gemeinschaft das zu erhalten, das sein Überleben garantiert, was immer auch sein Beitrag zum Leben und Reichtum der Gemeinschaft sein möge. Eine Gesellschaft, welche anstatt des »homo öconomicus«, der für unsere Gesellschaft typisch ist, das Ideal des »homo collectivus« entwickelte.

Heimat und Welt sind ein und dasselbe für diese organische Gesellschaft, die völlig frei ist, von der fatalen Trennung zwischen öffentlichem und privatem Bereich, deren Auftauchen dann das Ende der einzigen, ungeteilten Sozietät markieren. Beide Geschlechter sind souverän, autonom, und unabhängig in ihren jeweiligen Kompetenzbereichen, die auf der fundamentalen Teilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern beruhen; eine funktionelle Teilung, die sich wirtschaftlich ergänzt und weder eine positive noch negative Bedeutung hat; beides Rollen, die notwendig sind für das Überleben der Gemeinschaft, welches in der Verantwortung beider Geschlechter steht.

Es ist eine Kultur der sexuellen Parität, in welcher Bookchin dennoch klar ein Vorherrschen des weiblichen Elements sieht, was die Bezeichnung als matrizentrisch rechtfertigt. (. . .) Zusammenfassend gesagt ist es eine Kultur, welcher jede Form von Asymmetrie fremd ist, weil sie außerhalb des Prinzips hierarchischer Ordnung steht, welche die Gesellschaft in eine pyramidische Form umstrukturiert und Verschiedenartigkeit in Ungleichheit verwandelt.

Die Entstehung von Herrschaft

Obwohl ein beträchtlicher Fortschritt gemacht wurde, um zu erklären wie dieses hierarchische Prinzip sich durchsetzen konnte, sind wir noch weit entfernt davon, eine befriedigende Antwort gefunden zu haben, warum Herrschaft auftauchte.

Ich möchte hierzu Bertolos Arbeitshypothese vorstellen, daß Herrschaft an einem bestimmten Punkt in der Geschichte der menschlichen Spezies als *kulturelle Mutation* auftauchte; als eine kulturelle Erneuerung, welche sich unter bestimmten Voraussetzungen als vorteilhaft erwies, für jene sozialen Gruppen, die sie übernahmen; zum Beispiel, um größere militärische Effizienz zu erzielen. Und so wurde Herrschaft als Modell entweder durch Eroberung oder durch Imitation für Verteidigungszwecke aufgezwungen. Eine kulturelle Mutation, die langsam vor sich ging und die Psyche, die Sprache und das Unterbewußtsein der Menschheit prägte und es nach in-eaglitären Prinzipien umgestaltete.

Paradoxerweis e müssen wir nun in genau der egalitären Gesellschaft nach den Ursprüngen dieses Prozesses der sozialen Umwandlung suchen, die schließlich und endlich zur Etablierung von Herrschaft führten.

Es gibt mindestens vier Phänomene, die als solche bezeichnet werden können, welche im laufe von Tausenden von Jahren die immer tieferen Risse in der Einheit der egalitären Gesellschaftverursachten und sie zum Einsturz brachten. Sie sind eingebunden in den weitverzweigten und zerissenen Prozeß der sozialen Differenzierung, der schließlich dazu geführt hat, daß sich das Individuum dem Kollektiv widersetzte. Dieser Prozeß führt *nicht unbedingt* zu einer Gesellschaft der Ungleichheit, *aber in Verbindung* mit dieser zufälligen »kulturellen Mutation«, repräsentiert durch das Prinzip hierarchischer Organisation, wurde die Gesellschaft der Herrschaft herbeigeführt, die heute noch immer die bestimmende Kraft ist.

!!! Es ist wichtig, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß diese primitiven Gesellschaften *nicht* dem anarchistischen Ideal der egalitären Gesellschaften entsprechen. Sie repräsentieren kein mythisches goldenes Zeitalter, die ursprüngliche Anarchie, zu der wir nur zurückkehren müssen. Und ebenso ist es gefährlich, in unserer Zeit die Hoffnung nach einer ungeteilten Gesellschaft zu äußern, in welcher der einzelne wieder verschwinden würde. Weit davon entfernt, die kulturelle Evolution von Tausenden von Jahren wieder

auslöschen zu wollen, ist die anarchistische Vorstellung einer egalitären Gesellschaft der Versuch einer Synthese des Begriffpaares Individduum/Kollektivität, welches in der ganzen Geschichte der Menschheit immer einmal zur einen und dann zur anderen Seite zu tendieren schien.

I. Die ökonomische Macht

Das erste Phänomen, das wir sehen, ist ökonomischer Art. Demographisches Wachstum und ein Anwachsen der Produktionskapazität bedeutet, daß ein unterschiedlicher Grad an Reichtum unter den Mitgliedern der Gemeinschaft möglich wurde. Die Gefahren, die in der Anhäufung von Reichtum durch den einzelnen liegen, sind klar; deshalb versucht die egalitäre Gesellschaft diese Entwicklung bewußt zu verhindern: durch die Praxis des Nießbrauchs und des Geschenks und das Prinzip der Gegenseitigkeit.



II. Arbeitsteilung

Ein zweites Phänomen, das eine langsame Veränderung der egalitären Gesellschaft mit sich bringt, ist die fortschreitende Verfestigung sozialer Rollen. Diese definieren, auf der Basis des Geschlechts, des Alters und der Abstammung, die Verantwortlichkeiten des einzelnen der Gemeinschaft gegenüber und bilden ein Stück der fundamentalen Teilung der Arbeit, welche die menschliche Gesellschaft zu charakterisieren scheint. Die Ursprünge dieser Teilung sind unsicher, aber sie kommen gewiß aus dem Bedürfnis, das Leben und die Arbeit in der Gemeinschaft rationell zu organisieren. (. . .) Die Fortführung der gleichen Teilung der Rollen über lange Zeit endet in jener Kultur, in der die beiden Geschlechter auf ihre besonderen Zuständigkeitsbereiche festgelegt sind. Damit tritt ein Differenzierungsprozeß auf, der institutionalisiert wird und über die unterschiedliche Sozialisation auch weitergegeben wird. Diese Differenzierung beeinflußt auch die Charakterstuktur der beiden Geschlechter.

An ihrem Endpunkt steht die exclusive Aneignung von Bereichen der Gesellschaft, die vorher der Gemeinschaft gehörten.

III. Trennung in ***öffentlich*** **und** ***privat***

Ein drittes fundamentales Phänomen ist das Auftauchen des öffentlichen Bereichs, der sich vom privaten Bereich unterscheidet. Dies ist vielleicht die schwerwiegenste Differenzierung, die die organische Gesellschaft erlebte. Das Auftauchen einer privaten Sphäre an einem bestimmten Punkt in der Evolution impliziert nicht, daß es der egalitären Gesellschaft an sozialen Dimensionen fehlte. Der öffentliche Bereich ist eine Absplitterung von dem Bereich, der jetzt »nur« als häuslich bezeichnet werden kann. Wie wir schon gesagt haben, sind die Begriffe »Heimat« und »Welt« ursprünglich ein und dasselbe. Die Gesellschaft ist ungeteilt; mit dem Fortschreiten des Differenzierungsprozesses wird diese Einheit in zwei Bereiche zerbrochen, welche sich langsam entfremden bis sie den Punkt des Gegensatzes und des gestörten Gleichgewichts erreichen, der die Gesellschaft der Herrschaft charakterisiert. So gerät das »Heim«, der Privatbereich in weibliche Zuständigkeit, als Bereich der Natur, der Eingeschränktheit, des »Unwesentlichen«; die »Welt« auf der anderen Seite wird zum öffentlichen Bereich der männlichen Zuständigkeit als der Bereich der Kultur, der Erfahrungsmöglichkeiten, des »Wesentlichen«.

Warum waren es die Männer, die sich den öffentlichen BereichBangeeignet haben? Eine Hypothese ist, daß die Art der Teilung der Geschlechterrollen in primitiven Gesellschaften den Mann weniger in die tägliche Routine einspannte und ihn somit freier machte, bestimmte soziale Aktivitäten zu entwickeln; was zur Folge hatte, daß der Frau der größte Teil der häuslichen Arbeit und die Erziehung der Kinder zufiel. Desweiteren können bestimmte Bedingungen wie die größere Mobilität des Mannes mehr Beziehungen in der Gesellschaft ermöglicht haben. Aber wir sind noch weit von einer zufriedenstellenden und umfassenden Antwort auf unsere Frage entfernt. Und warum hat die Frau passiv einen Differenzierungsprozeß hingenommen, der sie mehr und mehr an den Rand der Gesellschaft rückte, und warum hat sie schließlich eine Vorstellung verinnerlicht, die sie unterbewertet? Wir könnten vielleicht zur Vorstellung weiblicher »Mittäterschaft« Zuflucht nehmen, wie de Beauvoir meint, aber selbst das reicht nicht aus, um so eine verwirrende Einwilligung zu erklären. (. . .)

IV. Soziales Prestige und Herrschaft

Soziales Prestige als Wunsch nach Individualität bildet den Ausgangspunkt für den Differenzierungsprozeß. Wie auch Clastres erklärt, ist es eine Kategorie, die permanent mit Herrschaft verwechselt wird, was das Verständnis für all jene Gesellschaften verhindert, die nicht in diese Logik passen: *»Was motiviert den großen Mann? Was für ein Plan steckt dahinter? Nicht das Ziel Herrschaft, das er vielleicht anstreben möchte, das sich aber die Leute seines Stammes nicht gefallen lassen. Sein Ziel ist Prestige, das ihm erlaubt, sich selbst in einer Gemeinschaft wiederzuspiegeln, die den Ruhm eines hart arbeitenden und großzügigen Führers preist . . .«* Prestige ist ein *»an die Position gebundener Wert«*, d.h. ein auf sich selbst beschränktes Privileg, welches in der primitiven Gesellschaft, nicht mit anderen Privilegien verbunden ist. Individuelles Prestige ist an bestimmte persönliche Fähigkeiten oder Begabungen gebunden, während das Prestige einer Rolle den Besitz von Fähigkeiten, die mit der Rolle selbst verbunden sind, bedingt.

Das fundamentale Merkmal, das uns erlaubt, mit Sicherheit Herrschaft von sozialem Prestige zu unterscheiden, ist die Befehls-Gehorsamsbeziehung. Deshalb fällt jede Rollenasymmetrie, selbst wenn sie informell ist, sobald sie mit einer Befehls-Gehorsamsbeziehung verbunden ist, in den Bereich der Herrschaft, während jede Rollenasymmetrie, die keine Befehls-Gehorsamsbeziehung beinhaltet, bedingt dem Bereich des sozialen Prestige zugeordnet werden kann.

[Als Punkte 5 und 6 scheinen uns in der Analyse zu fehlen: Gewalt und Religion, SF-Red.]

Einfluß und Autorität

Indem wir auf eine von Bertolo aufgestellte Definition zurückgreifen, könnten wir sagen, daß individuelles Prestige, das sich durch persönliche Beziehungen manifestiert, in die Kategorie des *Einflusses* fällt. Dagegen gehört Prestige, das mit einer Rolle verbunden ist und sich durch zweckmäßige Beziehungen manifestiert, in die Kategorie der *Autorität.* Indem sie sich voneinander unterscheiden und verschiedene Einflüsse auf den Sozialkörper haben, sind individuelles Prestige und dasRollenprestige zwei aufeinanderfolgende Momente in demselben Prozeß der Individualisierung. Während jedoch das individuelle Prestige nicht die Zerstörung der egalitären Sozialordnung zur Folge hat, geht das soziale Prestige, welches nicht das Verschwinden und die Absorbierung des individuellen Prestige bedeutet, dennoch darüber hinaus und verlagert das Prestige von der Person hin zur Funktion. Damit institutionalisiert sich der Unterschied.

Die Verdrängung der Frauen

Weil wir den Begriff des sozialen Prestige recht allgemein definiert haben, können wir seine Beziehung zu dem Problem der sexuellen Asymmetrie erkennen. Wie überzeugend und angenehm hier auch das Bild der egalitären Gesellschaft ausgemalt sein mag, gibt es doch eine Tatsache, die unsere Aufmerksamkeit und tiefergehende Untersuchung erfordert: sobald individuelles Prestige zum Prestige einer Rolle wird, werden all diese Rollen zu männlichen Rollen. Daher erscheinen zwei gegensätzliche Hypothesen denkbar: entweder impliziert der Ausschluß der Frauen von diesen Rollen per se die Existenz von Herrschaft oder die sexuelle Asymmetrie entsteht bereits in der egalitären Gesellschaft und geht dem Erfolg von Herrschaft voraus.

Eine Analyse der egalitären Gesellschaft deckt nur zu klar auf, wie die Frau soziales Prestige über die Zeit hinweg verliert, während der Mann es im Gegenzug gewinnt. Von einer ungeteilten Gesellschaft, in welcher Prestige auf alle Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig verteilt war, in welcher die Kultur vor allem von der Frau geprägt war, kommen wir zur differenzierten Gesellschaft mit vorherrschend männlich geprägter Kultur. Während am Anfang die ersten Gruppen, die eine prestigebesetzte Position für sich selbst »erfunden« haben, wie die Ältesten oder die Schamanen, aus Frauen und Männern bestanden, verschwindet das weibliche Element mit der Zeit.

Sicher gibt es keine vollständige Trennung in diesem Prozeß des langsamen Ausschlusses der Frau, so daß sogar heute noch in bestimmten matrizentrischen Gesellschaften das soziale Prestige der Frauen ziemlich groß ist, genauso wie noch weibliche Schamanen in vielen primitiven Gesellschaften existieren. Nichtsdestoweniger verschwinden in jenen Gesellschaften, die die Vorläufer der Gesellschaften mit Herrschaft sind, die Frauen aus

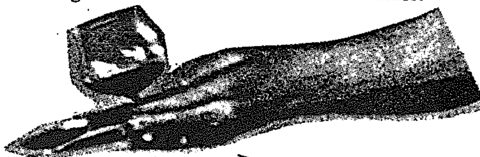
den Rollen, die am höchsten bewertet werden. Die sozialen Figuren, die sich durchsetzen, der Führer ohne Macht, der Schamane und der Krieger, sind alle männlich; und als sich die hierarchische Kultur durchzusetzen beginnt, finden sich die Frauen von jenen Rollen ausgeschlossen, die einen privilegierten Zugang vor allem zur politischen Macht, zur magisch-religiösen Macht und zur militärischen Macht haben. Wir können fast sagen, daß solange Prestige vor allem individuell ist, beide, Männer und Frauen daran teilhaben, aber sobald Prestige an Rollen festgemacht und formalisiert wird, hat es einen ausschließlich männlichen Charakter.

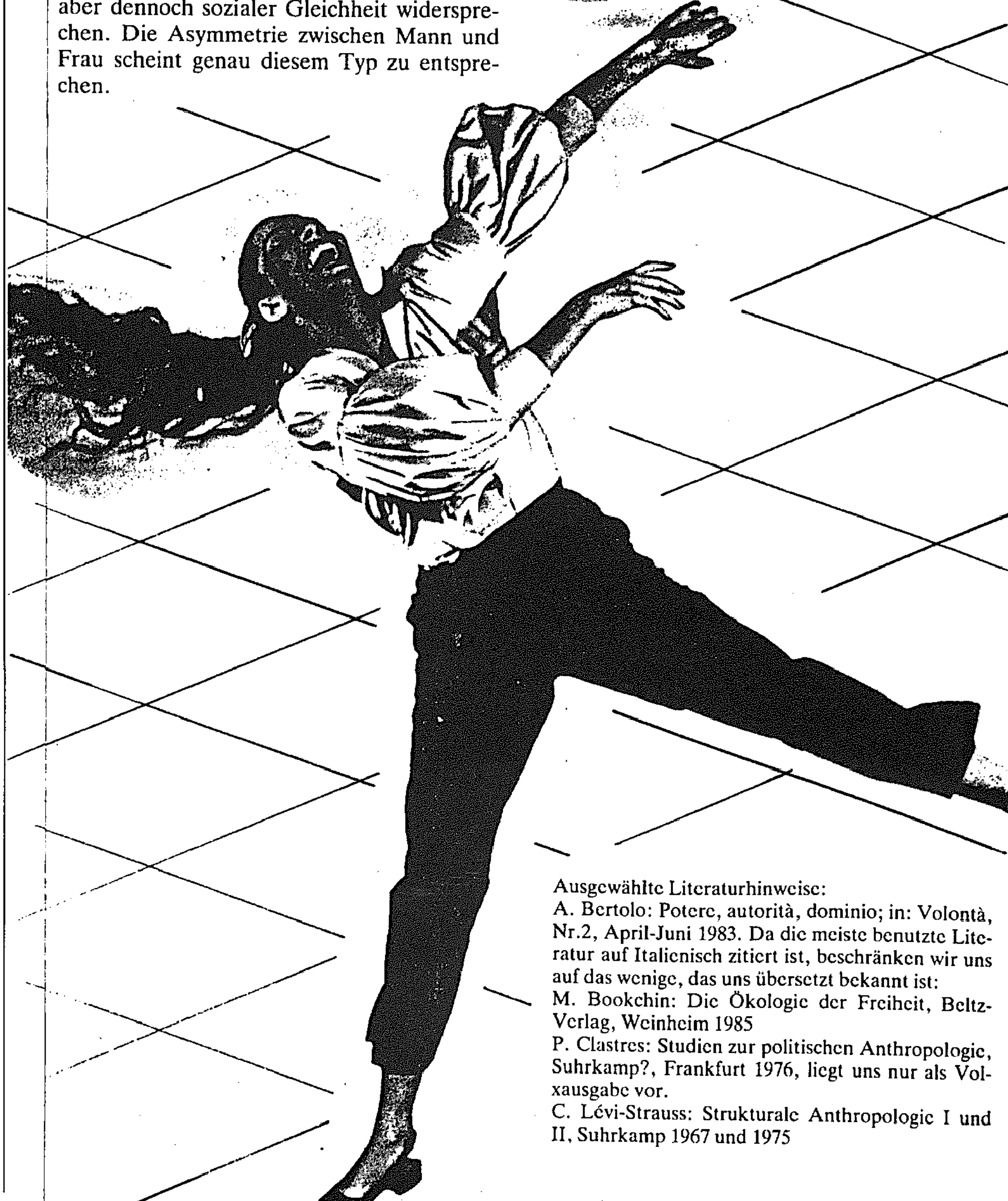
Die Beziehung zwischen den Geschlechtern kann aber nicht vollständig mit dem Unterschied zwischen Herrschaft und Prestige charakterisiert werden – der An- oder Abwesenheit der Befehls- Gehorsamsstruktur. Damit ist auch die erstgenannte Hypothese hinfällig, daß der Ausschluß der Frauen bereits Herrschaftimpliziere. Aber es ist klar, daß wir auch nicht einer Situation vollkommener Gleichheit gegenüberstehen.

Die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern als soziale Asymmetrie der Autorität

Bertolos Definition beinhaltete, daß es in einer Gesellschaft ohne Herrschaft soziale Asymmetrien der Autorität gibt, die zwar nicht in die Kategorie der Herrschaft fallen, aber dennoch sozialer Gleichheit widersprechen. Die Asymmetrie zwischen Mann und Frau scheint genau diesem Typ zu entsprechen.

Damit ist unsere Expedition am Ziel angekommen. Wie Livingstone ist es uns zwar nicht gelungen, den mythischen Ursprung zu finden, aber selbst wenn noch viele Fragen unbeantwortet sind, ist eine Karte der erforschten Gebiete im Entstehen begriffen, die nur noch genauere Formen annehmen muß. Wir haben die sozialen Asymmetrien der Autorität zwischen den Geschlechtern als solche identifiziert, die dem Auftauchen der Herrschaft vorausgingen, haben dabei vorsichtig die Wasser des Flusses Kagera betreten, in Richtung auf das, was herkömmlich als Quelle des Weißen Nils aufgefaßt wurde. Im Gegensatz zu jenen Geographen jedoch, die den Kagera mit der Ehre bedacht haben, als Ursprung des Weißen Nils zu gelten, sind wir überzeugt, daß diese Ehre all den Zuflüssen gebührt, die den Victoria-See speisen. Oder, um die Metapher beiseite zu lassen, wir glauben nicht, das sexuelle Asymmetrie einen einzigen Ursprung hat, sondern im Gegenteil ihre Quellen so komplex und verästelt sind wie die des Nils. Diese vielen Ursprünge zu suchen, ist jetzt unsere Aufgabe. Ihre Entdeckung wird sicher einen wichtigen Beitrag zu einer anderen sehr wichtigen Karte leisten, die ebenfalls noch in weiten Teilen unvollständig ist: die der Geburt der Herrschaft.





Ausgewählte Literaturhinweise:
A. Bertolo: Potere, autorità, dominio; in: Volontà, Nr.2, April-Juni 1983. Da die meiste benutzte Literatur auf Italienisch zitiert ist, beschränken wir uns auf das wenige, das uns übersetzt bekannt ist:
M. Bookchin: Die Ökologie der Freiheit, Beltz-Verlag, Weinheim 1985
P. Clastres: Studien zur politischen Anthropologie, Suhrkamp?, Frankfurt 1976, liegt uns nur als Volxausgabe vor.
C. Lévi-Strauss: Strukturale Anthropologie I und II, Suhrkamp 1967 und 1975

Das ABC des Ökofeminismus

von Ynestra King

Der folgende Beitrag *Ynestra Kings* soll Anstoß zu Diskussionen liefern, und ich erhoffe mir, daß ihm vehement widersprochen wird. Die einzige Motivation, diesen Text zu übersetzen, lag für mich darin, einen Einblick in eine von immer mehr Feministinnen vertretene Theorie zu bieten, und in diesem Sinne vor ihr abzuschrecken.

Kritikpunkte gibt es viele, und es wäre interessant an anderer Stelle ausführlich darauf einzugehen, z.B. in der Sondernummer Feminismus – Anarchismus des SF. Im Moment möchte ich nur den mir offensichtlichsten Widerspruch herausgreifen. Ynestra King vermerkt zu Beginn ihres Artikels richtig, daß den Frauen im Patriarchat die Rolle der Naturverbundenen zugeschrieben wird, dies also einem patriarchalen Interesse entspricht. Genau diese Rolle wird von den Ökofeministinnen aber unwidersprochen übernommen, um darauf ihre Theorie zu begründen. Weiter kritisiert Ynestra King den uneingeschränkten Wissenschaftsglauben, argumentiert aber gleichzeitig mit der Wissenschaft, der Ökologie, die sie wiederum an keinem Punkt kritisch beleuchtet oder gar in Frage stellt.

Das Zelebrieren von spirituellen Ritualen bleibe jenen vorbehalten, die darin ihre Erfüllung finden. Auch Ynestra sollte sich darüber im Klaren sein, daß sich die Herrschaft nicht händchenhaltend wegbeten läßt.

Kürzlich wurde in den USA von Zsusanne Budapest und anderen feministischen Spiritualistinnen eine staatlich anerkannteHexenkirche gegründet, mit denselben Zielsetzungen, mit demselben Theoriekauderwelsch, wie dies auch Ynestra propagiert. Wenn wir uns wirklich befreien wollen, müssen wir dabei alle Dogmen hinter uns lassen. Ganz speziell auch jene des Glaubens und der Religion. *Ni dieu, ni maître*, auch nicht in weiblicher Form.

Bea Schwager

Der Artikel wurde aus dem Italienischen übersetzt; er war zuerst in Rivista Anarchica, Nr. 136, April 1986 veröffentlicht worden. Auch Ynestra King gehört zu den Teilnehmerinnen des anarchistischen Kongresses in Venedig 1984 und des Anarchafeministischen Kongresses, der im Oktober 1987 in Lyon stattfand. Sie wird (nicht zufällig) zunehmend auch von grünen Kreisen in der BRD rezipiert – vor allem ihr Aufsatz »Feminismus und Revolte«, der im Reader zum Kongreß »Frauen und Ökologie« (Oktober 1986) enthalten ist.

SF-Red.

»Frauen können bleiben wie sie sind«

[Zum Ökofeminismus:] *»Uns wird eine Veränderung schmackhaft gemacht, deren wesentlicher Träger eine Weiblichkeit sein soll, die das Verhängnis von Frauen gewesen ist und gegen die große Teile der Frauenbewegung sich in verschiedenster Form zur Wehr gesetzt haben: In Form einer Autonomisierung und eines Unabhängigwerdens von männlichen Weltentwürfen über Frauen, und nicht einfach in Form einer Antithese zum Männlichen. – Woher sollen Frauen eigentlich diese wundervollen Fähigkeiten haben, mitten im Schoß der naturzerstörenden Patriarchate, in diesen Gesellschaften, in denen wohl nicht nur Männer schwerstens geschädigt sind? Wie kann denn dieses naturhingegebene ökologische Leben bei Frauen zustandegekommen sein? Nur aufgrund des Gebäraktes? Der geht schnell vorbei. (. . .) Ich sehe jedenfalls mehr unfaßbare Kritik und Erschütterung, oft sprachlos und ungefähr, viel mehr unbewältigte Trauer, unbewältigtes und ungelebtes Leben der Frauen als ihr Einssein mit sich, dem Kind und der Natur. Die Natur ist kein Ausweg. Wir können nicht Ökosystemen ihren Schöpfungsplan ablauschen wollen, um dann zu wissen, wo wir uns verorten könnten und wie wir zu sein haben. (. . .) Die Natur nimmt uns heute keine einzige Entscheidung ab. Sie, die im übrigen keineswegs Inbegriff von Friede, Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit ist, kann uns nicht helfen, jedenfalls nicht im Sinne eines Zurücks zu ihr.«*

Christina Thürmer-Rohr, in: Wendezeit – Wendedenken – Wegdenken, aus: Vagabundinnen. Feministische Essays Orlanda Frauenverlag, Berlin 1987, S. 104/5

Photo: Manfred Kampschulte

Das ABC des Ökofeminismus

Alle menschlichen Lebewesen sind natürliche Lebewesen. Trotz dieser Einsicht basiert unsere Kultur auf Umweltverschmutzung und der Herrschaft über die Natur. Da die Frauen nach Ansicht der patriarchalen Kultur mit der Natur mehr verbunden sind als die Männer, ist dieser Aspekt für sie von besonderer Bedeutung. Sie haben ein besonderes Interesse daran, der Herrschaft über die Natur ein Ende zu setzen und die Entfremdung zwischen Mensch und Natur aufzuheben. Dies ist auch das eigentliche Ziel der Ökobewegung, die aber nicht notwendigerweise feministisch ist.

Der größte Teil der ÖkologInnen, die sich für die nichtmenschliche Natur engagieren, hat noch nicht begriffen, daß die Aufhebung der Herrschaft über die Frau auch in ihrem Interesse liegt. Sie übergehen die Tatsache, daß die Unterdrückung der Frau wegen ihrer Verbindung zu dieser verhaßten Natur, für welche sie sich einsetzen, praktiziert wird. Sexismus und Naturhaß sind auf's Engste miteinander verbunden und schüren sich gegenseitig. In diesem Wissen analysieren wir die Motive, nach denen Feminismus und Ökologie nicht getrennt werden können und bestimmen die theoretische Grundlage eines ökologischen Feminismus oder auch Ökofeminismus.

Ökologie als Wissenschaft untersucht die Wechselbeziehungen, in denen alle Lebensformen zueinander stehen, mit dem Ziel, die menschliche und die nichtmenschliche Natur miteinander in Einklang zu bringen. Als integrative Wissenschaft im Zeitlater der Fragmentierung und Spezialisierung bildet sie das Fundament und formuliert die Notwendigkeit einer Kritik an der aktuellen Gesellschaft. Als rekonstruierende Wissenschaft zeigt sie eine mögliche Richtung zum Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft in Harmonie mit der natürlichen Umgebung auf.



Was ist soziale Ökologie?

Die soziale Ökologie sieht sich vor die Frage gestellt, wie wir auf diesem Planenten überleben können und wie wir Lebensmittel-, Energiegewinnungssysteme, Architektur- und Lebensformen entwickeln können, die unsere materiellen Bedürfnisse befriedigen, und uns gleichzeitig erlauben, in Harmonie mit der nicht-menschlichen Natur zu leben. Aufgrund dieser Perspektiveformulieren einerseits BiologInnen ihre Kritik im Bereich der Sozialwissenschaften und stellen andererseits SoziologInnen Untersuchungen im Bereich der Bio- und Öko-logie an. Diese Anschauung, die bewußt versucht, biologische und soziale Aspekte in die Beziehung zwischen Lebewesen und Umwelt zu integrieren, wird bekanntlich Soziale Ökologie genannt. Soziale Ökologie, vor allem durch *Murray Bookchin* entwickelt, basiert auf der anarchistischen Theorie, nach der Herrschaft und Hierarchie in der menschlichen Gesellschaft auch die Zerstörung der nicht-menschlichen Natur bedingen. Diese Analyse ist zweifellos nützlich; dennoch wird soziale Ökologie ohne Feminismus nie vollständig sein.

Feminismus legt die Fundamente für diese Herrschaftskritik, indem das Muster einer anderen Herrschaftsform aufzeigt wird: jene des Mannes in seiner Beziehung zur Frau. Feminismus schafft damit eine potentiell konkrete, globale Interessengemeinschaft für jene Personen, die sich in höherem Maße dem Leben zuwenden: die Frauen. Die feministische Analyse liefert die Theorie, das Programm und den Prozeß, ohne welche die Radikalität der sozialen Ökonomie gedämpft bleibt. Ökofeminismus entwickelt den Zusammenhang zwischen Ökologie und Feminismus, ohne welchen die soziale Ökonomie nicht auskommt, wenn sie eine freie, ökologoische Lebensform realisieren will.

Was sind das für Zusammenhänge? Die soziale Ökonomie bestreitet das dualistische Weltbild, nach dem Natur und Kultur separate und gegensätzliche Wesenswerte sind. An der Wurzel dieses Gegensatzes steht nach ökofeministischer Auffassung der Sexismus. Die Prinziipien des Ökofeminismus basieren auf den folgenden Überzeugungen:

1. Die Entwicklung der westlichen Industriezivilisation, die sich im Gegensatz zur Natur befindet, steht in dialektischer Wechselbeziehung zur Unterdrückung der Frau und verstärkt diese, weil die Frauen naturnäher eingestuft werden. Ökofeminismus kämpft daher ums Überleben der ganzen natürlichen Welt.

2. Das Leben auf der Erde ist ein dichtes Netz von nicht-hierarchischen Wechselbeziehungen. Es gibt keine natürlichen Hierarchien, sondern nur Projektionen der menschlichen Hierarchie auf die Natur, die benötigt werden, um die soziale Herrschaft zu rechtfertigen. Die ökofeministische Theorie untersucht daher alle Herrschaftsformen, auch die Herrschaft über die Natur. Ökofeministische Praxis ist notwendigerweise antihierarchisch.

3. Ein gesundes, ausgeglichenes Ökosystem, das menschliche und nicht-menschliche Lebewesen umfaßt, muß die Vielfalt bewahren. Vom ökologischen Standpunkt aus gesehen, ist die Vereinheitlichung der Umwelt ein ebenso gewichtiges Problem wie die Verschmutzung. Der biologischen Vereinheitlichung, d.h. der Eliminierung von ganzen Arten entspricht auf der anderen Seite die Entpersonalisierung der ArbeiterInnen, und somit die Eliminierung der menschlichen Vielfalt bzw. die Vereinheitlichung des Geschmacks und der Kultur durch den Massenkonsum.

Den Ansprüchen der Konsumgesellschaft zufolge wird das menschliche und natürliche Leben buchstäblich auf eine anorganische Ebene reduziert. Nötig ist daher eine globale, dezentralisierte Bewegung, die auf gemeinsamen Interessen basiert und dennoch die Vielfalt hervorhebt, und sich jeder Form von Herrschaft und Gewalt entgegenstellen würde. Möglicherweise kannder Ökofeminismus diese Rolle erfüllen.

4. Die Sicherung des Überlebens aller Arten erfordert ein neues Bewußtsein von unserer Beziehung zur Natur, unserem Körper und der nicht-menschlichen Natur, die uns umgibt. Sie erfordert eine Diskussion des Dualismus Natur – Kultur und konsequenterweise eine Neustrukturierung der Gesellschaft nach feministischen und ökologischen Prinzipien.

Die Ökobewegung versucht theoretisch und praktisch für die Natur zu sprechen, für das ›andere‹, das keine Stimme hat, und in unserer Zivilisation nicht in subjektiven Begriffen erfasst wird. Feminismus, auf der anderen Seite, repräsentiert die Verweigerung des Stillschweigens jener, die seit Beginn des Patriarchats als das ›andere‹ betrachtet wurden, und die sich nun gleichzeitig weigern, weiterhin als das ›andere‹ zu gelten. Ihre Verurteilung der sozialen Herrschaft geht weit über das Problem der Geschlechter hinaus und betrifft jede Art von Herrschaft, da sich die sexuelle Herrschaft, die Rassen-, die Klassenherrschaft und die Herrschaft über die Natur gegenseitig verstärken. Die Frauen sind der ›andere‹ Teil der menschlichen Gesellschaft, der bisher geschwiegen hat und der jetzt durch die feministische Bewegung spricht.

Frauen, Natur und Kultur

Die westliche Industriezivilisation betrachtet die Natur als Etwas, das es zu beherrschen und besiegen gilt, die sich den Bedürfnissen des Mannes zu versklaven hat. Die Natur ist ihrer magischen Mächte und deren Attributen entkleidet und auf einen Komplex von ›natürlichen Ressourcen‹ reduziert worden, den die Menschen auszubeuten hatten, um ihre Bedürfnisse und Zwecke zu erreichen, die im Gegensatz zur Natur definiert werden. Mit dem Niedergang der alten Religionen behauptete sich das dualistische Christentum. Mit der Entzauberung der Natur wurden Bedingungen für wissenschaftliche Forschungen und unkontrollierte technologischge Ausbeutung geschaffen. Heute leiden wir unter den Konsequenzen des blinden Glaubens an die unbeschränkte Fähigkeit der Wissenschaft, jegliche Probleme lösen zu können: Atomanalgen werden gebaut, ohne die Beseitigung der Abfälle vorzusehen, Satelliten werden in den Weltraum geschossen, ohne ihre möglichen Auswirkungen abgeklärt zu haben.

Auf diese Weise *wurde* die Natur zum ›anderen‹, das sich wesentlich vom Herrschenden unterscheidet, das auf ein Objekt reduziert und so unterdrückt werden konnte. Auf dieselbe Art sind die, mit der Natur identifizierten, Frauen zu Objekten reduziert und in der patriarchalen Gesellschaft unterdrückt worden. In diesem Sinne sind Natur und Frauen ›andere‹. Simone de Beauvoir hat diese Beziehunng bereits 1968 geklärt: Für sie ist die »Transzendenz« ein Werk der Kultur, ein Werk des Mannes. Als Prozeß, der darauf abzielt, in der »Immanenz« seine Vernünftigkeit zu beweisen, ist es ein Prozeß kulturell begründeter Herrschaft über die Natur. Die Immanenz wird dabei von den Frauen symbolisiert, als das, was die Männer heimruft, was sie aber auch an die Dinge erinnert, die sie verdrängen möchten.

Dies sei vor allem die Sterblichkeit des Mannes, an die die Natur und die Frauen andauernd gemahnen. Deshalb wird die Gebärfähigkeit der Frau klar getrennt von der schöpferischenKraft, den Kreationen der Kultur, mit denen der Mann seine Unsterblichkeit erreichen möchte. Dennoch gelingt es ihm nie, sich vollständig über Frau und Natur zu erheben. Daher die Ambivalenz des anderen, diese Abhängigkeit des Ich vom Anderen, sei es nun materiell oder emotional.

Daher auch die feministische Haß-Liebe zum Körper der Frau, die in der pornographischen und sadomasochistischen Zurschaustellung gipfelt. Als Objekte müssen sie unterdrückt, erniedrigt und vergewaltigt werden, im Sinne einer visuellen Durchführung der männlichen Ängste und Wünsche.

Ein wichtiger Beitrag im Werk Simone de Beauvoir's besteht darin, aufgezeigt zu haben, daß der Mann Frau und Natur nicht nur aus ökonomischen Gründen, sondern auch aus psychologischen Motiven beherrschen will. Nur so gelingt es ihm, einen Teil von sich selbst zu negieren. Dieser Prozeß beginnt mit der gewalttätigen Unterdrückung jeglicher Zärtlichkeit und Empathie bei den Kindern, deren natürliche Neugier und Freude in Arroganz und Destruktivität umgewandelt werden.

Der verleugnete Teil des Mannes kann aber nie ganz ausgelöscht werden. Eine Erinnerung davon bleibt ihm durch das Bewußtsein seiner Sterblichkeit und in der Angst vor der weiblichen Macht erhalten. Die mühsam



aufrechterhaltene sexuelle Identität ist prinzipiell zerbrechlich und die Angst davor kommt jedesmal zum Vorschein, wenn die künstliche Wahrheit über Männer und Frauen zur Diskussion gestellt wird, sei es durch Emanzipationsbestrebungen, Homosexualität oder Lesbianismus (. . .)

Durch das Anerkennen der Beziehungen zwischen Frau und Natur, und der Position der Frau als Vermittlerin zwischen Natur und Kultur werden dem Feminismus drei mögliche Wege geöffnet. Der erste führt zur Integration der Frauen in die Welt der Kultur und Produktion zum Preis der erneuten Trennung zwischen Frau und Natur (. . .). Diese Position stellt den Dualismus Natur – Kultur an sich nicht zur Diskussion und wurde vom größten Teil der sozialistischen Feministinnen wie auch von de Beauvoir und Ortner, vertreten, obwohl diese beiden, die Bejahung zwischen Frau und Natur gründlich analysiert haben. Ohne die Aufkündigung der kulturellen Verbindung mit der Natur konnte in ihren Augen keine Befreiung der Frau stattfinden.

Andere Feministinnen haben sich später auf die Beziehung zwischen Frau und Natur berufen, oder genauer, auf das Spirituelle und Intuitive, das sich dem Mann und der rationalen patriarchalen Kultur entgegenstellt. Auch diese Position stellt nicht notwendigerweise den Dualismus Natur – Kultur in Frage. Genausowenig erkennt sie, daß die ökologische Sensibilität und die Orientierung der Frauen am Leben Perspektiven für die Sozialisierung im Alltagsleben sein könnten. Es gibt keinen Anlaß zu glauben, daß sich Frauen in einer patriarchalen Machtposition anders verhalten würden als Männer. Ohne fundiertes Geschichtswissen und ohne daß wir uns mit den existierenden ökonomischen und politischen Machtstrukturen messen, werden wir nie eine feministische Revolution durchführen können.

Ökofeminismus zeigt einen dritten Weg auf: der Dualismus Natur – Kultur ist zwar ein kulturelles Produkt. Trotzdem können wir uns bewußt für die Nicht-Aufhebung der Beziehung, die zwischen Frau und Natur besteht, entscheiden, und uns so mit der männlichen Kultur vereinigen. Wir könnten diesen Widerspruch sogar zu unserem Vorteil ausnützzen, um eine andere Art von Kultur und Politik zu realisieren, die Formen von intuitivem, spirituellem und rationalem Bewußtsein integriert; die sowohl aus der Wissenschaft, wie auch aus der Magie schöpfen würde, und so die Aufsplitterung zwischen Natur und Kultur aufhebt, um eine freie und ökologische Gesellschaft zu planen und zu verwirklichen. (. . .) Indem wir so alle Theorien und Strategien mit einer bewußt ökologischen Vision konfrontieren, formulieren wir unsere feministische Kritik an dieser »tödlichen Kultur der Quantifikation, der Abstraktion«. (*Adrienne Rich*)

Direkte Aktion und Ziviler Ungehorsam

Die Ökologie kommt ohne feministische Vision nicht weiter . . . All die ÖkologInnen und männlichen Sozialen Ökologen, die sich nicht mit dem Problem des Sexismus, d.h. mit der tiefen Verankerung des Hasses auf die Natur in ihrem eigenen Leben auseinandersetzen, zeigen, daß sie sich selbst nicht auf die ökologische Gesellschaft zubewegen, die sie verwirklichen wollen (. . .) Das doppelte Engagement des Ökofeminismus ermöglicht auch, die notwendigen ethischen Normen für die Beurteilung anstehender Entscheidungen bei technologischen Fragen zu definieren (. . .)

Ökofeminismus übernimmt die feministische Theorie, nach der die Herrschaft über die Frau den Ausgangspunkt für jegliche Art von Herrschaft, Hierarchie der Grade, Klassen und politischer Macht bildet. Ökofeminismus bedient sich der Ökologie, um aufzuzeigen, daß, wenn es in der Natur keine Hierarchien gibt, es auch keine »natürlichen« Hierarchien unter Menschen gibt. Wir leben auf einem Planenten, der von Millionen von Lebewesen bewohnt ist, die Menschen sind nur eine Spezies unter vielen. Als einzige nehmen sich die Menschen in ihrer patriarchalischen Organisierung das Recht, über die anderen Lebenwesen und sogar über den ganzen Planenten zu herrschen. Paradoxerweise sind die Menschen in allem und jedem von der nicht-menschlichen Natur abhängig. Ohne den Rest der Natur könnten wir nicht leben, die Natur hingegen könnte sehr gut ohne uns auskommen.

Der Erkenntnis der ökologischen Wissenschaft von der Einheit in der Verschiedenheit gibt der Ökofeminismus eine politische Ausrichtung. Die Vielfalt der Natur ist die notwendige Voraussetzung von Reichtum überhaupt. Eine der wichtigsten Auswirkungen der industrillen Technologie, ob in kapitalistischen oder sozialistischen Zusammenhängen ist die Vereinheitlichung der Umwelt. Viele Arten werden einfach ausgemerzt, verschwinden für immer. Der kommunistische Kapitalismus (*?, SF*) treibt diesen internationalen Vereinheitlichungsprozeß noch weiter voran – diesselben Produkte können überall für alle kommerzialisiert werden. Dies bietet uns die Aussicht, daß wir alle gleich werden sollen, mit denselben Bedürfnissen und Wünschen auf der ganzen Welt: Coca Cola in China, Blue Jeans in der UDSSR, amerikanische Rockmusik beinahe überall . . .

Als soziale Bewegung widersetzt sich der Ökofeminismus auch dieser sozaieln Vereinheitlichung, und mißt den vielfachen Unterschieden unter den Frauen in der ganzen Welt besondere Bedeutung bei, obwohl er eine Gemeinsamkeit bei diesen Unterschieden verfolgt und sich jeder unterdrückenden Trennung widersetzt, die auf Privilegien, Klassen- oder Rassenunterschieden basiert.

Die einzigartige Botschaft des Ökofeminismus (*wowh!, SF*) ist diese: Solange die Frauen aufgrund der sozialen Herrschaft und der Herrschaft über die Natur leiden werden, muß auch der größte Teil des Lebens auf der Erde leiden und wird bedroht sein (. . .). Der Ökofeminismus strebt eine harmonische, differenzierte und dezentralisierte Gesellschaft an, in der ausschließlich solche Technologien angewandt werden, die auf ökologischen Prinzipien basieren. (. . .)

Ökofeministische Kultur und Politik äußert sich in Ideen und Aktionen. Die Ökofeministinnen bedienen sich der direkten Aktion, um plötzliche und persönliche, aber auch langzeitige und strukturelle Veränderungen zu erreichen. Dies bedeutet, z.B. zu lernen, sich nach ganzheitlichen Methoden zu pflegen und zu heilen sowie alternative ökologische Technologien anzuwenden; das bedeutet, in Gemeinschaften zu leben, alte und neue Formen von Spiritualität zu erforschen, und so das Leben in einer Serie natürlicher Vielfalt zu zelebrieren; es bedeutet, sich über die ökologischen Konsequenzen unseres Lebensstils und unserer Gewohnheiten bewußt zu werden; und schließlich bedeutet es, an verschiedenen Formen von öffentlich-kreativem Widerstand teilzunehmen, miteingeschlossen ist der gewaltfreie zivile Ungehorsam.

Für einen feministischen Antimilitarismus

In den letzten 3 Jahren habe ich aktiv an der antimilitaristischen ökofeministischen Bewegung in den USA teilgenommen. Daher ist das, was folgt eine dirkete Zusammenfassung eines Beispiels aus unserer Praxis.

Die Verbindungen, die zwischen der Gewalt gegen Frauen, einer militarisierten Kultur und der Entwicklung und Anwendung nuklearer Waffen bestehen, ist bereits seit geraumer Zeit den pazifistischen Feministinnen

klar. Militarismus und Waffenindustrie bedeuten für uns die unmittelbarste Bedrohung des Weiterlebens auf der Erde. Die ökologischen Auswirkungen aller anderen Technologien bilden dagegen eine Bedrohung auf längere Sicht. Daher ist der Militarismus für viele Ökofeministinnen das zentrale Problem geworden. Wir haben die bisherigen Aktionen pazifistischer Feministinnen analysiert und als Konsequenz damit begonnen, die eigene politische Praxis auf der direkten Aktion und dem gewaltfreien Widerstand aufzubauen.

Die ökofeministische Analyse des Militarismus bezieht sich auf die Militarisierung der Kultur und die ökonomischen Prioritäten der Waffenfinanzierung als ein Produkt unserer patriarchalen Kultur, die Gewalt auf allen Ebenen ausdrückt. Unsere Freiheit und unser eigenes Leben ist bedroht, auch wenn kein Krieg stattfindet und die atomaren Waffen nicht gebraucht werden. Wir haben versucht zu klären, in welcher speziellen Art die Frauen Opfer des Krieges sind, wenn sie zur Beute des Siegers werden; wenn sie Flüchtlinge werden; wenn die behinderten Frauen, die Alten und die jungen Mütter sich auf öffentliche Hilfe nicht mehr verlassen können, weil die Gelder gekürzt werden . . . Wir verbinden die Angst vor der atomaren Zerstörung mit der alltäglichen Angst vor der Gewalt des Mannes.

Für die Ökofeministinnen spiegelt die militärische Technologie etwas von der Vergewaltigung, dem Genocid, dem Imperialismus, der Hungersnot und der Obdachlosigkeit wieder, von der Vergiftung der Umwelt, dem terrorisierten Leben aller Menschen auf der Erde und speziell dem der Frauen. Die militärischen und staatlichenHierarchien einigen und stärken sich gegenseitig durch die militärische Technologie.

Es wurden Aktionen am Pentagon in den USA und an den militärischen Einrichtungen in Europa organisiert. Die *Women's Pentagon Action*, ursprünglich als ökofeministische Konferenz konzipiert, von mir und anderen organisiert, hat seither schon zweimal stattgefunden, am 16./17.11.1980 und am 15./16.11.1981. Im ersten Jahr haben ca. 2000 Frauen teilgenommen und im zweiten Jahr waren es mehr als doppelt soviel. Ich habe an der Projektierung beider Aktionen teilgenommen und mit den anderen Organisatorinnen haben wir Wert darauf gelegt, daß die Aktionen alle Aspekte unserer Politik reflektieren würden. Übrigens gab es weder Sprecherinnen noch leaders. Die Aktionen hatten zum Ziel, die Verbindungen zwischen dem militärischen Problem und anderen öko-feministischen Problemen aufzuzeigen.

Vom 12.–14.6.1982 während einer Demo für die Abrüstung in New York, marschierte unsere Gruppe – eine gigantische Weltkarte schwingend – mit dem Slogan: »Eine feministische Welt ist eine atomwaffenfreie Zone.« Andere Transparente hatten Slogans wie »Krieg wird von Männern gemacht«, »Es reicht mit der Gewalt in unserem Leben« und »Entwaffnen wir das Patriarchat«. (. . .)

Weitere Beispiele sind die Aktionen der Frauen von Greenham Common, GB. All diese politischen Aktionen aus der Kultur der Frauen: sie verkörpern das beste der lebensspendenden Sozialisation der Frauen, sie basieren auf den Unterschieden zwischen den verschiedenenen Frauen, sind antihierarchisch in kleinen Gruppen organisiert mit großer visueller und emotioneller Erfindungsgabe, und schließlich verfolgen sie eine Integration der Probleme.

Damit der Wettlauf um die Aufrüstung gestoppt werden kann, benötigen wir eine, auf Einzelpersonen ausgerichtete, dezentralisierte Kultur und Politik der direkten Aktion. Da die Waffen und die Kriegsindustrie nur dank dem männlichen Haß gegenüber den Frauen und der Natur existieren, sind die Probleme der Abrüstung und der Bedrohung durch einen möglichen Atomkrieg feministische Probleme. Es sind die menschlichen und ökologischen Probleme schlechthin. Und so vereinigt sich die Öko-, die Frauenbewegung und die Befreiung der gesamten Natur, uns miteingeschlossen.

SF-Redaktion: Nach soviel »typisch Weiblichem« könnte der Eindruck aufkomen, daß solches von der Sondernummer des SF 1988 zu erwarten wäre, dem ist anders:



Sondernummer Feminismus/Anarchismus



Viele sind bereits voller Erwartung. Wird sie was? Und wann endlich?
Im Frühjahr 1988 (April/Mai) werdet ihr sie wohl endlich lesen können: die Feminismus/Anarchismus-Sondernummer des *Schwarzen Fadens*. Es ist zwar noch immer reichlich lange bis dahin und klingt fast schon wieder nach Vertröstung. Aber – wir brauchen den langen Winter; zum Schreiben, Lesen, Diskutieren, Redigieren – bis dann endlich die Zeitung fertig sein wird, die wir uns bei unserem ersten Redaktionstreffen in Köln in intensiven Gesprächen ausgemalt haben.

Das Bedürfnis nach einer solchen Sondernummer äußert sich ja schon lange. Anarchafeminismus, Sexismus in unseren aktuellen (einschließlich der anarchistischen) Lebenszusammenhängen, die Trennung, die zwischen den Frauen existiert, die sich in feministischen Zusammenhängen engagieren, und denen, die in der Bezugnahme auf anarchistische Theorie und Tradition eine Perspektive sehen, Patriarchatskritik, als Kritik an den deformierenden Rollenfesseln unserer Kultur und Gesellschaft – all das waren und sind bereits Themen der unterschiedlichsten anarchistischen Gruppen; so auch im FLI, Mitherausgeberin des Schwarzen Fadens.

Mit dem geplanten Sonderheft wollen wir (d.h. die bisher fünf Frauen der autonomen Sonderheft-Redaktion) sowohl diese Diskussionen aufgreifen – wie auch, und dies vor allem! – weiterführen.

Damit haben wir uns selbst unter einen hohen Anspruch begeben – was jeder auffallen wird, die die folgende vorläufige Themenauswahl liest. Ob wir das wirklich alles schaffen, steht auch noch dahin. Wir können also Ideen gut gebrauchen; Mitarbeitsangebote im Sinne von Artikeln wären noch besser.

Zur Finanzierung der Nummer – von der wir einen reißenden Absatz erwarten – fehlen uns auch noch Mittel. Wir warten auf Angebote über zinslose Klein- oder Großkredite, Spenden (vgl. Sonderliste), Wiederverkauf, bezahlte Anzeigen.

Zur Beruhigung aller AbonnentInnen: die Nummer wird regulär im ABO verschickt. Ihr braucht sie nicht extra zu bestellen! [Dafür sollten sich diejenigen melden, die diese Nummer aus irgendwelchen Gründen nicht wollen, damit auch nicht auf's ABO angerechnet bekommen].



Photo: Manfred Kampschulte

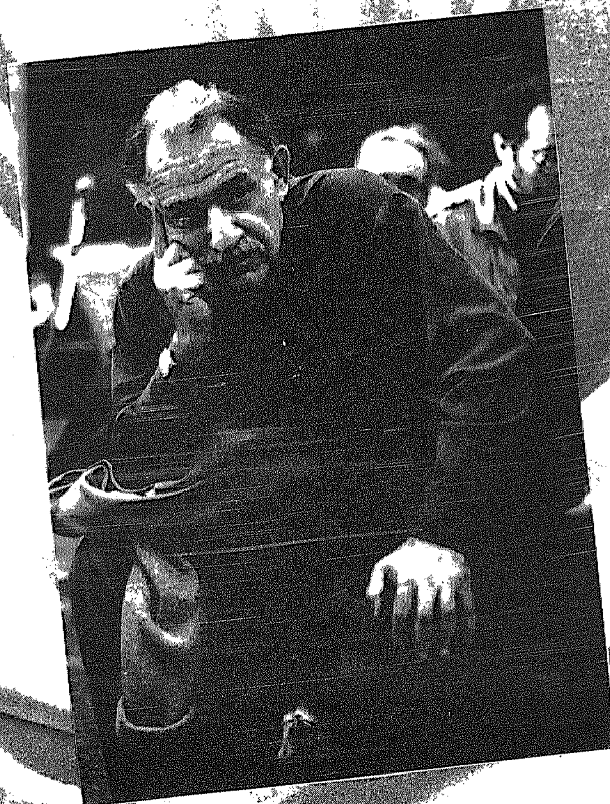
Und damit zum *Themenreigen:*
- Formen und Entstehung von Männlichkeit und Weiblichkeit im Patriarchat
- Reproduktionstechnologien, wie Gentechnologie – aber auch die patriarchalische Gynäkologie insgesamt
- Gleichberechtigung oder Emanzipation: die mangelnde politische Radikalität feministischer Forderungen (z.B. im Rahmen der Quotierungsdiskussion)
- Frauen und Macht: wie können Frauen mächtig werden und welche Vereinnahmungsstrategien in patriarchalischen Machtstrukturen versuchen uns dabei auf's Glatteis zu führen?
- weibliche Autonomie ja! aber wie? und wozu?
- neue Mütterlichkeit
- berühmte Anarchisten: die Avantgarde ihrer Zeit und ihre Haltung in Theorie wie Alltag zu Frauen?
- Emma Goldman's Positionen zur »Frauenfrage« (trotz aller Magenschmerzen, die uns die in diesem Begriff enthaltene Festlegung bereitet)
- Mujeres Libres im Spanien der Jahre '36–39 und ihre Kritik an der Durchführung der sozialen Revolution
- Bericht von dem Oktoberkongreß des Centro Studi Libertari und des L'Atelier de Création Libertaire in Lyon zu Anarchismus und Feminismus; eventuell auch Beiträge; [wer bietet sich zur Übersetzung aus dem Französischen/Italienischen an?]
- ein »Tag im Patriarchat« – ein Potpurri gelebter Erfahrung
- Feministin fragt – Anarchist antwortet; ein Interview mit vertauschten Rollen

. . . und sicher noch vieles mehr; z.B. haben wir weitere Frauen, darunter Graswurzel- und FÖGA-Frauen, Banal- und Aktion- Redakteurinnen eingeladen, sich im Sinne einer gemeinsamen Ausgabe mit Artikeln zu beteiligen.

Wir wollen also versuchen zu klären:
1. Wo müssen wir die aktuelle feministische Diskussion aus anarchistischer Sicht radikalisieren?
2. Der Anarchismus ist eine Männerbewegung. Soll es das auch bleiben?
3. Wo bringt die feministische Kritik die Frage nach der Herrschaft auf den Begriff?

Drückt uns und euch die Daumen!

Sissy, Iris, Waltraud, Doris und Fri



Interview Peter Einarssen's mit Murray Bookchin, Okt. 1984

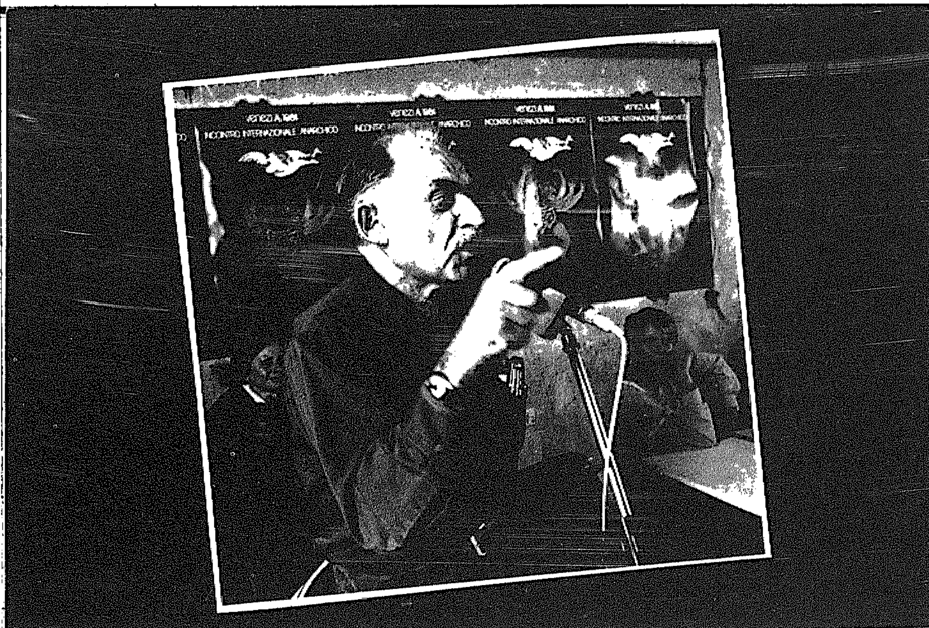
(übersetzt von Harald Simon)

Peter Einarssen: Ich möchte darüber sprechen, wie du Anarchist geworden bist. Es gibt da immer eine Geschichte. In deiner Geschichte, stelle ich mir vor, kommt viel von New York vor, viel von jüdischer Tradition, vielleicht auch was von russischen Bauern?

Murray Bookchin: Ja. Es ist schwer zu sagen, wann man Anarchist wird. Du nimmst keinen Mitgliedsausweis und fängst an, etwas bestimmtes zu sein. Man wird es nach und nach. New York war eine überwältigend sozialistische und kommunistische Stadt, zumindest innerhalb der Gemeinde der jüdischen Einwanderer. Die Italiener waren natürlich am Anfang des Jahrhunderts auch sehr wichtig, weil viele von ihnen Anarchisten waren. Die Juden tendierten mehr zum Sozialismus, trotz der Tatsache, daß es eine sehr lautstarke und gebildete Anarchistengemeinde gab, repräsentiert durch die *Freie Arbeiterstimme.* (. . .) Damals gab es eine Art Sozialismus, der zutiefst humanistisch war. Ich meine damit, alle Leute mit verschiedenen sozialistischen Haltungen, sei es anarchistisch, marxistisch, utopisch oder kulturell, konnten durchaus miteinander sprechen – es gab Diskurs. So war etwa Emma Goldman mit vielen Marxisten wie z.B. John Reed eng befreundet. Andere kannten sich auch: Bill Haywood war kein Anarchist, er war Syndikalist, aber er konnte, was Diskussionen anging, sehr gut mit Bob Minor auskommen, der Anarchist war.

Einarssen: Es gab ein allgemeines Bewußtsein für die Richtung?

Bookchin: Es gab eine allgemeine linke Gemeinde, innerhalb derer es Strömungen gab, und nicht verschiedene linke Gruppen, die sich gegenseitig wie protestantische Sekten haßten. Die bolschewistische Revolution fing an, dies immens zu zerstören, wegen Lenins äußert harter Linie gegen alle Gegner des Bolschewismus, alle Kritiker und sogar gegen Freunde. Weißt du, man brauchte nicht einmal Kritiker zu sein. Warst du nicht festgelegt, warst du nicht für uns, so warst du gegen uns. Dies bewirkte eine enorme Spaltung innerhalb der Linken, und obendrein hatte es eine schrecklichen Einfluß auf ihre Kultur.



weil es das humanistische Element im Sozialismus unterminierte. Natürlich kann man sagen, daß der ganze 1.Weltkrieg dies getan hat, die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, mit letztendlich einer Quasi-Billigung durch die deutschen Sozialdemokraten. Es war eine blutige Grenze, die erste blutige Grenze im linken Lager, zwischen linken Gruppen innerhalb der gleichen Bewegung.

Ich glaube, ich war ein Produkt dieses Rest-Humanismus (. . .) Meine Großmutter, die mich erzog, war eine Bauersfrau – aber eine Intellektuelle! Verstehst du, als Jude mußte man Lesen und Schreiben lernen, sich dem Wissen widmen. (. . .) Es gab eine starke Tradition der Bildung, und eine tief humanistische Tradition der Toleranz und eines Gefühls für die Unterdrückten, ungeachtet von Klassengrenzen, und eines Gefühls für die Armen und Geknechteten, von denen ja bekanntlich seit jeher ein sehr großer Teil jüdisch war. (. . .) Meine Großmutter wurde 1860 geboren und war Sozialistin. Wir lasen alle möglichen Zeitungen, und waren bereit, mit jedem zu reden. Als ich mich der kommunistischen Bewegung anschloß, schon sehr früh, 1930, konnte ich die Intoleranz nicht ertragen, ich machte es mir niegemütlich und wurde nie ein guter Funktionär. Auf mich persönlich wirkte die Bürokratisierung nicht. Ich hatte immer diese anarchistische Ader der Rebellion gegen ein Mandat, einen Erlaß oder ein Dogma, ich war immer so. Ich versuchte das Dogma zu studieren und zu verstehen, das war Teil der jüdischen Tradition, ich wollte lernen. Aber ich legte mich niemals völlig darauf fest, als allgemeingültige Wahrheit und allerletztes Wort. Ich war im Grunde immer rebellisch innerhalb der kommunistischen Bewegung, sie hatten viel Ärger mit mir. Sie nannten mich einen Anarchisten, sie sagten, es wäre mein billiger bürgerlicher Individualismus. Als ich schließlich begann, aus dem herauszuwachsen, was ich ererbten Sozialismus nennen würde, nämlich das Engagement meiner Familie für die russische Revolution – nicht weil sie Marxisten waren, sondern weil die Bolschewisten die beste Sache seit dem Zar waren, also auch Ausdruck ihres russischen Nationalismus – als ich begann da rauszuwachsen, wurde ich sehr skeptisch. Die Widersprüche in der Realität, die ich um mich herum sah: der spanische Bürgerkrieg und die Erklärungen, die die Kommunisten für die Tatsache abgaben, daß sie alle ihre revolutiponären Überzeugungen aufgaben, angeblich um die Faschisten zu schlagen, in Wirklichkeit aber, um die sowjetische Außenpolitik zu fördern; Mord – und hier kommt wieder der Humanismus ins Spiel, – ich konnte diesen jakobinischen Terror nicht ertragen, von dem der Bolschewismus nach 1935 befallen wurde. Die Prozesse gegen Sinowjew und Kamenew, und deren Hinrichtung. Als junger Mensch hatte ich ihre Werke gelesen, und man hatte mir beigebracht, sie hoch zu achten – und schließlich 1938 die Ermordung Nikolaj Bucharins, die, so glaube ich, jeden Linken schockierte, Kommunisten inbegriffen. All dies schockte mich äußerst gründlich. Und dann kamen die Kommunisten schließlich auch noch mit Erlassen, die mir völlig mittelalterlich erschienen, wie z.B. daß man nicht mit Trotzkisten sprechen durfte, man keine Trotzkisten kennen durfte. So brach ich damit. Ich schloß mich der trotzkistischen Bewegung an.

Es war zunächst mehr ein Prozeß des Ausscheidens. Meinen Glauben an die Arbeiterbewegung verlor ich 1948, als wir einen Streik organisierten und zurückkehrten. Wir hatten den Streik gewonnen, den letzten der großen Streiks, einen Streik der Arbeiter in der Automobilindustrie, und einen der libertärsten Streiks. Doch das Ergebnis war: eine extrem zentralisierte Gewerkschaft, Walter Reuther leitete sie, und alle möglichen Prämien, Vorteile, soziale Absicherung a la Schweden, und auch a la *New Deal*, Wohlfahrtsstaat, mit allen Möglichkeiten, Sicherheiten des Arbeitsplatzes und so weiter. Und ich sah, wie die Arbeiter völlig ihr Klassenbewußtsein verloren. In ihrer Mentalität wurden sie zu einer durchlöcherten Klasse.

Nun, was ist nötig, damit man endgültig seinen Glauben in die Revolution verliert, in die russische Revolution, die über uns schwebte, wie die französische Revolution über dem 19. Jahrhundert schwebte . . . Die russische Revolution sollte das Modell für alles sein, sie stellte sich als Katastrophe heraus. Gegen Ende des 2. Weltkriegs – ich versuchte noch immer, eine pro-sowjetische Position in dem Krieg einzunehmen, obwohl ich, der trotzkistischen Position folgend, wußte, daß es sich um einen degenerierten Arbeiterstaat handelt und gegen den Krieg war, war für mich dann die Einnahme Warschaus der entscheidende Punkt. Ich spreche jetzt nicht von den Aufständen im Ghetto, ich spreche vonder Tatsache, daß die Rote Armee stoppte, und es den Deutschen ermöglichte, den polnischen Untergrund abzuschlachten . . . das schockte mich ungeheuer und ich sagte: das ist kein sozialistisches Regime, es ist konterrevolutionär. Angesichts der Rolle der Kommunisten in den Fabriken – Klassenkollaboration – und der weiterhin anhaltenden Exekutionen, erfaßte ich schließlich, daß es sich in Rußland um ein staatskapitalistisches Regime handelte. Damit wurden alle emotionalen Bindungen, die ich an den Marxismus haben konnte, abgeschnitten. (. . .)

Einarssen: Nun, das ist ein Prozeß, den zu dieser Zeit viele Menschen durchgemacht haben, und viele Menschen haben ihn später – zum Beispiel die »neuen französischen Philosophen« – wiederholt. Dennoch treiben viele Menschen diese Abkehr viel weiter, bis überhaupt nichts mehr übrig bleibt, bis sie einfach Rechte sind, oder Zyniker oder was auch immer – während in deinem Fall etwas übrig blieb.

Bookchin: Richtig. Die Sache ist die, daß die ganze Zeit etwas da war. Dieser Haß auf Ungerechtigkeit, wie ich sie verstand, dieser Haß auf alle Einschränkungen der Freiheit. Der hatte sich in mir entwickelt, bevor ich politisch wurde.

Einarssen: Wie entwickelte es sich? War es rein ethisch?

Bookchin: Nein. Sehr reale Tatsachen. Meine Erinnerungen. Meine früheste Erinne-



rung, aus den 20er Jahren, ist die an einen Samowar in dem Raum, in dem Tee bereitet wird, mit Bildern von Herzen, Tolstoi, die russischen *Narodniki*, sie waren sehr dramatisch. Meine Mutter hatte eine große Postkartensammlung, auf denen die Narodniki kurz vor ihrer Hinrichtung zu sehen waren, oder wie die sich umarmten, bevor sie auf dem Schaffott hingerichtet wurden. Das Haus war voller Russen. Sie saßen da und sprachen russisch, und zu der Zeit konnte ich mir auf das, was sie sagten, einen guten Reim machen. Hauptsächlich spielten sie schwermütige russische Musik. Und dieses Lied, das die CNT zu *A las barricadas* gemacht hat. Aber sie sangen es viel gefühlvoller, man kann es schwermütig singen. Jiddische Lieder wie dies über Verfolgung und über Hoffnung. Und dann weinten sie, und sie sprachen über ihr Leben. Sie waren Verbannte in den Vereinigten Staaten. Dann rutschten sie in andere Sprachen. Sie saßen also da und heulten, und . . . die Musik erreichte dich. Selbst wenn das alles war, wenn du ein Kind bist und keine Ahnung hast, worüber diskutiert wird, mit solcher Musik in den Schlaf gesungen zu werden – das ist dein Wiegenlied, solche Lieder, russische Revolutionslieder. Und dann hörst du Geschichten über das alte Land, Geschichten über die erlittene Unterdrückung und die Unterdrückung der Bauern. Und sie zogen mich nach der russischen Mode an, verstehst du, ich mußte mich in der Schule regelrecht entkleiden, um von den Mitschülern akzeptiert zu werden. Das baut sich in dir auf mit der Zuneigung, die du für die Leute empfindest, die du kennst. (. . .) Das, was dann die Stalinisten machten, war, zu versuchen, dies zu beherrschen und zu benutzen – um der Partei zu dienen. Sowie du mit der Partei brichst, kommt plötzlich alles zum Vorschein, es strömt heraus, nach Jahren der Beschränkung oder Jahren des Zwangs. (. . .) Sowie der Kommunismus, dieser Panzer, wegfiel, die ganze bolschewistische Sache, nicht nur die kommunistische Sache sondern auch dietrotzkistische und die der russischen Revolution, ist man bereit für den Anarchismus. Man ist bereit für den anti-autoritären Geist, bevor man überhaupt . . . ich wurde Anarchist, ohne jemals auch nur eine Zeile von Bakunin gelesen zu haben!

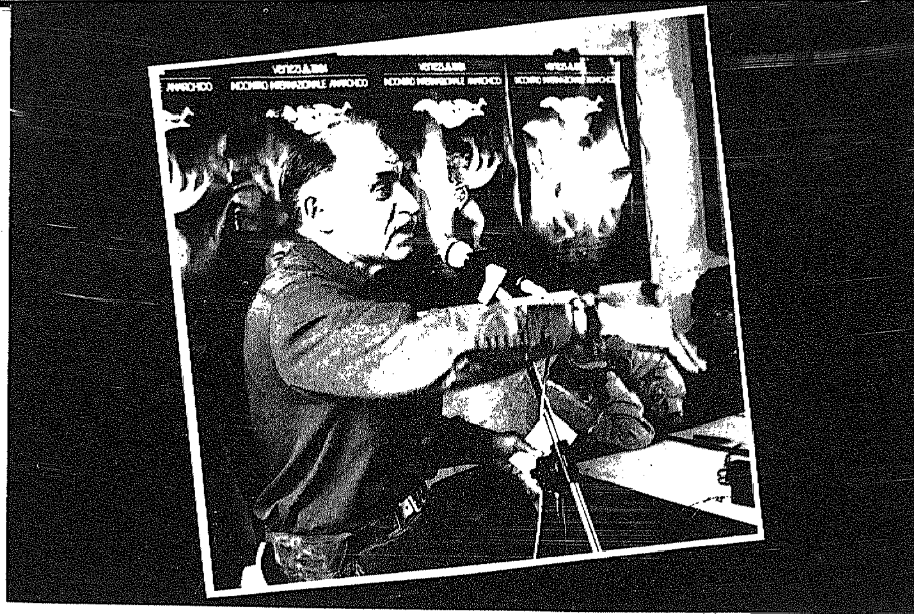
Verstehst du, als ich Ende der 50er Jahre Anarchist wurde, waren Bakunins Schriften nicht erhältlich. Das Einzige, was wir von Kropotkin hatten war »Die französische Revolution«. Wir hatten nicht einmal die »Gegenseitige Hilfe«. Aber ich las von den Anarchisten, und mir gefiel es sehr. Ich las Orwells »Mein Katalonien«, wodurch meine schlimmsten Befürchtungen zur Rolle der Kommunisten im spanischen Bürgerkrieg bestätigt wurden. Ich liebte diese Männer und Frauen, die er beschreibt. Ich sagte: sie können sich nicht irren! Nicht solche Leute. Und ich sah diese lausigen kommunistischen Funktionäre und sagte: sie können nicht recht haben. Du siehst, ich biete dir einen sehr emotionalen Ansatz, und einen sehr idealistischen. Also, die Wechselbeziehungen, die zwischen Ideen, Leuten, Verhalten, Kontakten und erzeugten Stimmungen, sogar Musik, die es gab, bestanden, waren äußerst bedeutsam. Man kann sich natürlich danach nach rechts bewegen. Orwell selbst bewegte sich nicht nach rechts. Viele Menschen meiner Generation wurden keine Rechten, weil wir in einer vor-industriellen Welt groß geworden waren, in einer vor-kapitalistischen Welt. Wir lebten sehr eng: nachbarschaftlich, in regelrechten kleinen Dörfern. Wir lebten mit Menschen, die in ihrer Jugend nicht einmal ein Telefon gesehen hatten und auch kein Radio. Ich bekam erst als Teenager ein Radio, obwohl es das schon früher gab. Wir hatten keine Autos. Eine Autofahrt zu unternehmen, hieß, in einem Wagen zu hängen und jedem zuzuwinken. Es war eine Urlaubsreise. Zu dieser Zeit genoß man ein Auto. Wir hatten keine Massenmedien, die uns bearbeiteten, wir hatten diese Kultur der Alten Welt, wir lebten in Gemeinschaften, wir waren äußerst fest in diesen vielen tausend kleinen Dörfern eingeschlossen, verstehst du, das machte New York aus. Wer sich heute nach rechts bewegt, hat immer in einer kapitalistischen Welt gelebt. Sie haben nicht diese Wurzeln in einer vor-kapitalistischen Welt. Sie schwenken nach rechts als Folge einer logischen Entwicklung der Anpassung an ein System, das sie nicht so angeboren hassen, wie wir es taten. Wir haßten die industrielle Welt, in die wir kamen. Wir haßten die technokratische Welt. Wir haßten die Enthumanisierung, die den Markt und die kapitalistische Industrialisierung mit sich brachten. Damals lebten wir in einem System gegenseitiger Unterstützung. Offen gestanden spielte auch der Marxismus eine sehr positive Rolle in meiner Entwicklung dahin, alles zu Ende zu denken. Man konnte nicht bei L, M oder N aufhören, man mußte bis nach Z gehen.



Einarsson: Während du erzählt hast, habe ich mir ein paar Punkte notiert als »plus« habe ich hier: »Lernen«, »Gefühl« oder »Empfindung«. Und als »minus« habe ich notiert: »Vertrauen«. Ich weiß nicht, ob ich das so meinte . . .

Bookchin: Nein, wir hatten »Vertrauen«. Wir hatten allen Grund, weil wir Arbeiteraufstände sahen. Was mich sehr tief bewegte, war dann Hitlers Aufstieg zur Macht. Wir wußten damals, daß der Grund die enorme Gewalt in Berlin und in ganz Deutschland war, und wir waren von der Tatsache schokkiert, daß die Kommunisten nicht die Waffe in die Hand nahmen. Uns schien es vernünftig, die Waffengegen den Faschismus, oder gegen alles, was nach Konterrevolution roch, zu erheben. Wir hatten das große Beispiel des österreichischen Arbeiteraufstandes. Wir verfolgten diesen gebannt. Nachts konnten wir nicht schlafen, mit verschlafenen Augen warteten wir auf Nachrichten, weil der Kampf von Straße zu Straße ging, bis er dann im Karl Marx Hof endete, als sie unter Artilleriebeschuß kamen. Dann hatten wir den asturischen Bergarbeiteraufstand. Ich weiß noch, wie wir darauf reagierten. Sobald wir davon gehört hatten, gingen wir zum kommunistischen Sektionshauptquartier, um die letzten Nachrichten zu erfahren. Alle blieben nachts auf, um rauszubekommen, was in Oviedo in Spanien los war, und ob diese Truppen kämpfen würden. Wir dachten, sie müßten eine Räterepublik ausrufen. Später erfuhren wir, daß die Kommunisten im Vergleich zu den Sozialisten eine relativ unbe-





deutende Rolle gespielt hatten. Der spanische Bürgerkrieg, er prägte einen fürs Leben. Danach sah man die Dinge anders. Damals gingen die Genossen natürlich, sofern sie älter waren als du, nach Spanien, so war also Spanien Heimat. Du lebtest in Spanien. Dies unterschied sich so stark von allem, was die Menschen bis dahin erlebt hatten. Jede politische Gruppe hatte seine Miliz. Die Trotzkisten hatten die POUM – so sehr sie ihnen auch mißfiel. Die Anarchisten hatten ganze Brigaden, Kolonnen, die Kommunisten hatten die ihren, die Sozialisten . . . Nun, das war also sehr intensiv. Es war nicht so, als ob Spanien einige tausend Kilometer weit weg gewesen wäre, Spanien war draußen vor der Tür.

Das gab dir Grund, Vertrauen zu haben. Das Vertrauen starb 1948. Das Vertrauen, um es einfach auszudrücken, sich auf die Arbeiterbewegung verlassen zu können.

Einarsson: Es gibt natürlich viele Namen, über die wir sprechen könnten. Menschen, Freunde, Lehrer. In einer deiner Schriften fiel mir ein Name auf, den ich überhaupt nicht kannte: *Josef Weber*. Erzähl mir von Josef Weber!

Bookchin: Ja, er war ein erstaunlicher Mann. Er war Deutscher, um ca. 1900 geboren. Er hatte den Aufstand des Spartakusbundes miterlebt, und auch die anderen Aufstände in Deutschland 1918–19 und 1923. Wegen dieser Aufstände fiel es mir auch sehr schwer, an eine Kollektivschuld der Deutschen zu glauben. Sie bemühten sich wirklich, wurden aber überall betrogen. Hitler war nur das Echo dieses ständigen Betruges, sein Ergebnis.



Weber entstammte einer wohlhabenden, katholischen Familie, mit allen Möglichkeiten zum Aufstieg in den deutschen Beamtenapparat. Da er aber im Ruhrgebiet, der am stärksten industrialisierten Region Deutschlands geboren wurde, und da er 1917 mit 17 Jahren Sozialist geworden war, wurde er sehr stark in die Ereignisse in Deutschland nach dem 1. Weltkrieg verwickelt. In den 20er Jahren wurde er, als Mitglied der trotzkistischen Gruppen aus der KPD ausgeschlossen, und bildete mit einer Reihe von Trotzkisten die Gruppe *Internationale Kommunisten Deutschlands,* die IKD. Aber Weber hatte offensichtlich eine sehr eigene, unabhängige Art des Denkens. Als Hitler an die Macht kam, mußte er Deutschland natürlich verlassen. Er lebte in Paris und gab die deutsche Zeitschrift *Unser Wort* heraus – übrigens ein sehr traditioneller Titel für eine deutsche Zeitschrift, der ins 19. Jahrhundert zurückgeht – und er wurde zu einem der wichtigsten Führer der IKD im Exil. Sie kamen mit der brilliantesten marxistischen Analyseder Ereignisse in Deutschland heraus. (. . .) Bei Kriegsausbruch dann wurde Weber als »Deutscher« – obwohl er Flüchtling war – interniert, d.h. in ein französisches Arbeitsbataillon gesteckt. Nicht direkt in ein Konzentrationslager. Und als die Deutschen 1940 durchbrachen, floh er nach Marseille. Dort waren die Amerikaner dabei, deutsche Emigranten aufzulesen. Sie wollten diese benutzen, weil sie einen Krieg mit Deutschland erwarteten. Das State Department (US Außenministerium) und die Gewerkschaften waren auf der Suche nach deutschen Linken, von denen sie glaubten, daß sie sie rekrutieren und schließlich – nach einer politischen Quarantäne – in die USA bringen konnten, einfach um zu erfahren, was ihre politischen Ansichten waren und damit sie für das State Department oder die Regierung oder die Gewerkschaftem arbeiten konnten. Er wurde mit beinahe dem letzten Schiff von Marseille mitgenommen. Er wurde auf Martinique abgeladen und dort über ein Jahr lang sozusagen in Verzögerungshaft gehalten. Es wurde ihm gestattet, dort zu leben, aber man ließ ihn nicht in die USA. Weil er ruhig blieb schließlich dann doch. Er erlangte die Staatsbürgerschaft. Es wurde ihm ein Job im State Department angeboten. Marcuse und andere nahmen solche Jobs an. Viele Linken im Exil nahmen solche Jobs an. Er aber lehnte ab. Das bedeutete sofort, abgeschnitten zu sein. Er konnte nicht nach Deutschland zurückgeschickt werden und auch nicht nach Martinique, er war damals schon mit einer Deutsch-Amerikanerin verheiratet – war also ziemlich sicher.

Er hatte einen Kreis von ca. 40 Deutschen im Rahmen des IKD um sich. Ich traf ihn zufällig 1943 und 44, nachdem ich eine Arbeit von ihm gelesen hatte, *The Three Theses*. Er behauptete, der 2. Weltkrieg unterscheide sich grundsätzlich vom ersten; er würde nicht mit einer sozialistischen Revolution enden, die nationale Frage sei wegen der deutschen Besatzung aufgetaucht. Alle Trotzkisten, die von den Vereinigten Staaten von Europa sprachen, das Bild aufrechterhielten, der 2. Weltkrieg würde zu einer Revolution führen, seien verrückt. Auch die Möglichkeit einer positiven Sichtweise der UDSSR als Arbeiterstaat verneinte er. Damals brach ich mit den Trotzkisten. Das, was er sagte, beeindruckte mich sehr. Schließlich traf ich ihn, kurz bevor ich zur Army ging. Wir führten lange Diskussionen. Er war ein Marxist hegelscher Prägung und ein libertärer Sozialist; und er war dabei, sich vom Marxismus zu entfernen. Er hatte nicht den Anarchismus gewählt. Seine Analyse der gesamten Situation war schlüssig, da der Krieg bereits in sein fünftes Jahr ging und nichts von der Arbeiterbewegung zu sehen war.

Als ich aus der Army zurückkam, nahm ich den Kontakt zu ihm wieder auf. In der Zwischenzeit hatte es Brüche innerhalb der trotzkistischen Bewegung gegeben. Das passierte jedes halbe Jahr. Wir waren die letzte Abspaltung von den alten Trotzkisten, die Leon Trotzki gekannt hatten. Von nun an war Weber mein Mentor, in allen praktischen Belangen, und ich wurde sehr stark von seinen Ideen beeinflußt. Seine Ideen gingen in eine libertäre Richtung. Er schrieb ein Werk mit dem Titel *The Great Utopia*, in dem er eine Partei forderte, die man eine Nicht-Partei oder aber Bündnis nennen könnte. Er berief sich ganz und gar nicht auf den Anarchismus, aber er sprach von Dezentralisierung etc. Er führte also eine durch und durch anarchistische Kritik durch, ohne jemals auch nur eine Zeile eines Anarchisten gelesen zu haben. Und er entfernte sich sehr weit von der Arbeiterbewegung – und ich mit ihm. In den späten 40ern begannen wir eine Zeitung zumachen. Aber ich glaube, er kam dennoch nie aus dem ganzen Milieu heraus. Er betrachtete sich nie als Teil einer Gegenkultur. Er hätte wahrscheinlich die gesamte Gegenkultur der 60er Jahre als einen Haufen Verrückter bezeichnet, dazu hatte er eine zu autoritäre Mentalität.

Einarsson: Was war ganz allgemein seine Position? Das war doch alles in New York?

Bookchin: Ja, in New York. Er war ein libertärer Sozialist. Er war der geistige Führer der libertären Sozialisten zu dieser Zeit.

Einarsson: Er war in New York sehr bekannt, in diesen Kreisen?

Bookchin: Nein, er war alles andere als bekannt. Eigentlich war er sehr geheimnistuerisch, seine Erfahrungen mit den Faschisten hatten ihn gelehrt unter drei verschiedenen Namen zu schreiben. Nur seine engsten Freunde kannten seinen richtigen Namen. Er kam aus dieser Untergrundmentalität nicht heraus. Am Telefon konntest du mit ihm über nichts reden, du mußtest mit ihm direkt

sprechen. So starb er auch als Unbekannter. Ich habe versucht, etwas von seinen Sachen bekannt zu machen. Aber beim Durchsehen des Materials fällt mir auf, daß es nicht von dauerhaftem Interesse ist. Es steckt zu sehr im Marxismus. Die Kritk des Marxismus ging sehr weit für die damalige Zeit, aber nicht weit genug. Er ist ein Mann einer Übergangszeit. Und dadurch fällt es einem sehr schwer, über eine Würdigung seiner historischen Rolle hinauszugehen. Nach seinem Tod sind so viel bessere Sachen geschrieben worden. Aber zu dieser Zeit, in dieser Periode, so zwischen 1945 und 1955 waren seine Sachen brilliant. Denk mal daran, was in den 50ern in Amerika mit der Linken passierte, McCarthy usw., die Linke wurde weggeschwemmt und es gab eine völlige Trennung zwsischen den 30ern und den 60ern. Die in den 60ern entstandene Linke machte eine komplette Endeckungsreise – jetzt gehen sie etwas zu weit.

Einarssen: Willst du noch andere Namen nennen? Es gab sicher noch andere Leute . . .

Bookchin: Nein. Ich kann ehrlich sagen, daß er meinen Übergang vom Sozialismus zum Anarchismus beeinflußt hat. Ansonsten könnte ich nur theoretische Einflüsse nennen, Martin Buber, Albert Camus. Ich spreche nicht von solchen, die wie Grundlagen sind, etwa Hegel oder Marx. Kropotkin beeinflußte mich persönlich nicht, weil seine Werke nicht greifbar waren . . . Proudhon konnte ich ohnehin nie leiden; ich mochte ihn nicht als Mensch, nicht seine Art, mit seiner Familie umzugehen. Er war engstirnig, mal ganz abgesehen von dem Antisemitismus – das widerte mich an. Bakunin, so fand ich, hatte wenigstens Leidenschaft. Aber vergiß nicht, die einzige Bakunin Biographie, die wir damals hatten, war die von Carr, die sehr böswillig ist.

Einarsson: Was ist mit Leuten, die damals lebten, Leute in New York, Leute, die Einfluß ausübten?

Bookchin: Nun, Leute, die Einfluß ausübten . . .Irving Howe, großartige Typen – das waren die Leute, mit denen man bis 4 Uhrmorgens diskutierte und sich stritt. Dwight McDonald, er war da, ein wundervoller Mensch, ich lernte ihn und seine Frau Nancy kennen. Das war ein ganzer Kreis von Leuten. Weißt du, New York gliederte sich bis zu den 50ern in verschiedene Cafes, unser Leben spielte sich in Cafes ab. Wir nannten sie aber nicht Cafes, sondern Cafeterias, weil man dort auch ganze Mahlzeiten bekam, nicht nur Kaffee und Croissants. Für den Preis einer Tasse Kaffee konntest du dich hinsetzen, du sahst die anderen Menschen an den anderen Tischen, du konntest zu anderen Tischen gehen und zuhören, und versuchen, etwas von den Gesprächen mitzubekommen. Wenn du dabeistandest, hinderte dich niemand daran, dich zu beteiligen. Wenn du etwas zu sagen hattest, hörten dir die Leute auch zu. Kam einmal eine hitzige Debatte in Gang, so standen binnen kurzer Zeit Leute von anderen Tischen auf und beteiligten sich, so daß man schnell eine Menge Leute hatte, die in einem Cafe debattierten. Dieses Cafeteria-Leben war sehr intensiv. Da viele arbeitslos waren, konnten sie bis 1,2 oder 3 Uhr morgens aufbleiben und über die russische Frage diskutieren. Das war die heiße Frage: Was war das Wesen der bolschewistischen Revolution? Niemand lebte in Amerika, verstehst du, alle lebten in Rußland.

Es gab auch die Parks, und das ist ein Bild, das ich niemals vergessen werde. Als Kind nahm ich meine *Daily Workers* – ich lebte davon diese kommunistische Zeitung zu verkaufen. Ich war damals 14, 1935, – ich bekam meine Daily Workers an der U-Bahn-Station, die von dort ab überirdisch weiterfährt. Da kam immer ein LKW vorbei, um mir und rund 20 Anderen die Zeitungen zu geben. Wir hatten dann alle verschiedene Routen. Meine Route ging die Straße rauf, die Gegend war derart kommunistisch, daß ich praktisch sofort mit dem Verkauf anfing. Danach ging ich in den Park, der damals Crotona Park hieß, und der den Kommunisten »gehörte«. Es gab Parks ohne politische Ansichten – aber in diesem Park, direkt bei einem kleinen See, *Indian Lake*, waren Tausende von Leuten, wirklich Tausende, in Zweier-, Dreier-, Vierer- und Fünfergruppen, die über Politik diskutierten und Texte hervorkramten; »Staat und Revolution« hier und dies und das dort. Es gab Leute, die von einer Gruppe zur anderen gingen, auf der Suche nach einer Diskussion, in die sie sich einschalten konnten. Es gab heftige Diskussionen darüber, was in Amerika vorging: Sollten wir Roosevelt unterstützen? Sollen wir den New Deal unterstützen? Sollen wir unabhängige Bewegungen bilden? Was ist mit der Organisation? Sie waren damals gerade dabei die Organisation der Unorganisierten, die *CIO*, zu bilden. Du gingst also durch diese Parks, verkauftest Zeitungen und fingst dann an zu diskutieren. Danach gingst du noch eine Meile bis zur City, zur Bronx und sahst unweigerlich nächtliche Treffen an den Ecken, manchmal an jeder Ecke. Da war jemand von der sozialistischen Partei, von der kommunistischen Partei und von den Trotzkisten, die sich damals Spartacus League nannten. Es gab unzählige Gruppen, darunter die IWW, aber leider keine Anarchisten; einige machten sich einen Sport daraus, auf und ab zu promenieren und sich die Strassenecke, die am meisten interessierte, auszusuchen. Meistens die, bei der sie am liebsten in die Diskussion einsteigen wollten. So entwickelte sich ein radikaler, reichhaltiger Diskussionsstil. Du argumentiertest ins Publikum hinein und die Leute schrien zurück – dadurch wurdest du sehr wortgewandt und mußtest so laut



wie möglich sprechen. Du mußtest ein gut Teil Dramatik einsetzen, weil du deine Position im Dunkeln darlegtest, die Menschen mußten dich sehen können.Gefordert war Ausdrucksstärke und du mußtest sehr abstrakte Dinge in der Sprache der Straße ausdrücken. Ich sprach tagein, tagaus und jahrein, jahraus. Diese Straßenmeetings waren ein Teil des wirklichen öffentlichen Lebens.

Einarsson: Also war deine wirkliche Schule nicht die Agora der Polis [SF-Red.: politischer Versammlungsplatz der Stadtstaaten im alten Griechenland, auf die sich Bookchin theoretisch bezieht, vgl. SF-17, 19] sondern die Straßenecken der Bronx.

Bookchin: Aber das war eine Agora. Es war eine sehr reichhaltige Agora, in der du dich oft gegen Leute, die älter, erfahrener waren als du, behaupten mußtest. In der du lernen und sozusagen deine Hausaufgaben machen mußtest, dich für diese Dinge, für die Diskussionen, vorbereiten mußtest, sie vorausahnen mußtest. Du mußtest alles über die Geschichte der Menschheit lesen, wie wärst du sonst zurechtgekommen? Manche Leute bezogen sich auf die französische Revolution – woher soltest du den Mut nehmen, mit diesen Leuten zu reden, wenn du keine Ahnung von der französischen Revolution hattest? Du mußtest dich da einfach auskennen.

Der zweite Teil des Interviews wird in SF-27 (1/88) (erscheint Ende Februar) abgedruckt werden.





Wobbly Rebell – Amerika feiert seine Verfassung, feiern wir mit! – oder:

Die Geschichte der wiederentdeckten »Schwarzen Katze«, Teil I

von Jörg Auberg

Seit es in der BRD zu vermehrter Teilzeitarbeit, über 2 Millionen Arbeitslosen, entgarantierter Arbeit etc. kam, entwickelten sich auch erste Ansätze von Widerstand in Jobberinis und Arbeitslosenselbsthilfegruppen. Neben den politischen Konzepten der Anarchisten, Marxisten und italienischen Autonomen werden deshalb vermehrt, die wirtschaftlichen Theorie- und Praxisansätze der »Wobblies« (IWW) – deren *unionistische Organisationsform* zum Vorbild für z.B. die deutsche AAUE wurden – in die aktuelle Diskussion über Arbeit aufgenommen. **Ausgehend von der ehemaligen »Karlsruher Stadtzeitung« (heute »Wildcat« mit Redaktion in Berlin) verbreitete sich seitdem das Symbol der »Schwarzen Katze« und gelangte inzwischen sogar in die Publikationen der anarchosyndikalistischen FAU – wer und was waren die Wobblies? Was wollten sie? Wo stehen sie heute?**
Parallel zu den Verfassungsfeiern in den USA suchen wir anti-ideologische Elemente und damit z.B. die Geschichte der IWW vorzustellen. Der zweite Teil in SF-27 (Februar 1988) wird die aktuellere Entwicklung der IWW nach 1945 bis heute nachzeichnen.

in memoriam
Jack Miller – »Jack the Agitator«
(1890–1986)

Mit diesem Land, das sie »Amerika« nennen, war schon von jeher etwas nicht in Ordnung. In diese ominöse »Unabhängigkeitserklärung« schrieben die Herren den Schmus von Freiheit und Gleichheit und Streben nach Glück nur hinein, um die Farmer und Arbeiter dazu zu bringen, daß sie im »Revolutionskrieg« für die Grundbesitzer und die wachsende Bourgeoisie kämpften. Und nach ihnen kamen andere, die für Amerikkka kämpften . . .

Amerika ist ein blutlechzender Moloch, der Menschen schindet, schändet, frißt. Amerika ist Karbolsäure und Giftvisage, tritt ein für Verbrechen an der Menschlichkeit und jegliche Form der Niedertracht und Schandtat. Amerika ist das Land der Halunken und Sklaventreiber und Spekulanten, die die unbegrenzten Möglichkeiten weidlich ausschöpfen, um auf ihren Marmorthron zu kommen und dort zu bleiben.

Amerikas Sohn
Andrew Carnegie

wurde 1835 als Sohn eines Webers in Schottland geboren, kam als Dreizehnjähriger in die USA, arbeitete in einer Fabrik, war Botenjunge bei einer Telegraphenfirma, stieg in der Hierarchie auf, glaubte an das Evangelium des Dollars, erwarb durch Spekulationen und Verwertung fremder Erfindungen und Verminderung der Produktionskosten ein riesiges Vermögen und starb 1919 als millionenschwerer Mann. Wenn immer er genug Arbeiter ausgebeutet hatte und sein Bankkonto überquoll, stiftete er Stipendien für Professoren und Bibliotheken für all jene, die Zeit zum Lesen hatten.

Die amerikanischen Sirenen lockten viele Immigranten an, auf die Armut und Elend warteten. Ein Viertel aller Arbeiter verdiente weniger als zehn Dollar in der Woche; die Hälfte aller Arbeiterinnen mußte sich für weniger als sechs Dollar wöchentlich verdingen. Männer, Frauen, Kinder wurden in den Fabrikenausgezehrt, verkrüppelt oder gar ermordet. Die Familien wurden in schmutzige, schäbige Mietskasernen gepfercht, mußten ihre dunklen, stickigen Zimmer mit Schaben, Termiten, Flöhen, Maden, Zecken und Schmeißfliegen teilen. Sie standen früh am Morgen auf, schufteten den ganzen Tag über, rackerten sich für ein bißchen Fleisch, Speck, Brot, Zucker, Tee ab, und hatten sie am Zahltag ihre Schulden beim Kaufmann beglichen, konnten sie ihre Taschen so oft drehen und wenden, wie sie wollten: Kein Cent blieb ihnen mehr, und die Schufterei begann von neuem. Die Geldtiger und Trustokraten, die in Amerika das Sagen hatten, kümmerte es nicht, wenn die Lohnsklaven hungerten, froren, starben. Der Profit wog die Menschenleben auf.

Die Arbeiterklasse war gespalten. Die Facharbeiter kapselten sich von den ungelernten Arbeiter und Arbeiterinnen ab, die sich zumeist aus Immigranten, Afro-Amerikanern und Frauen zusammensetzten.

Amerikas Arbeiterfürst
Samuel Gompers

wurde 1850 in London geboren, fuhr als Dreizehnjähriger mit seiner Familie auf einem Auswandererschiff nach New York, schloß sich der Zigarrenarbeitergewerkschaft an, buckelte sich dort nach oben und gründete 1881 den Gewerkschaftsverband *American Federation of Labor*. Bis zu seinem Tod 1924 schwang er fast ununterbrochen das Zepter dort. Eine amerikanische Karriere.

In der AFL, dem exclusiven Club mit den hohen Aufnahmegebühren, organisierten sich nur die privilegiertesten Facharbeiter, für die Arbeitersolidarität ein Fremdwort war und die nur an den eigenen Vorteil und ein angenehmes Leben im Kapitalismus dachten. Die AFL wurde ein mächtiges Berufs-Syndikat, das mit den Unternehmen kollaborierte, um diesen die Fach-Arbeit so teuer wie möglich zu verkaufen. Die ungelernten Arbeiter und Arbeiterinnen sollten von dieser Torte kein Stück abbekommen. Sammy Gompers wollte den Kapitalisten nichts Böses. Er wollte Harmonie, und sie dankten es ihm. Ein Aristokrat biß dem anderen nicht die Hand ab.

IWW
Am 27. Juni 1905

fanden sich etwa zweihundert Männer und Frauen aus der radikalen Arbeiterbewegung zu einer Konferenz in Chicago ein, um den revolutionären Gewerkschaftsverband *Industrial Workers of the World (IWW)* ins Leben zu rufen.

»Die Arbeiterklasse und die Unternehmerklasse haben nichts gemein«, hieß es kategorisch in der IWW-Präambel, in der die Prinzipien ihres Handelns genannt wurden. »Es kann keinen Frieden geben, solange Hunger und Not unter Millionen von arbeitenden Menschen anzutreffen sind und die wenigen, die die Unternehmerklasse bilden, alle guten Dinge des Lebens besitzen.« Das System der Aufteilung der Arbeiterschaft nach Berufen, wie es von der AFL betrieben wurde, spaltete die Arbeiterklasse und arbeitete so den Ausbeutern mit ihren riesigen Trusts und Korporationen in die Hände. Industriegewerkschaften mußten gebildet werden, in denen *alle* Arbeiter und Arbeiterinnen gemeinsam kämpften, solidarisch handelten, den Klassenkampf vorantrieben, [*dies kennzeichnet das »unionistische« im Gegensatz zum »anarchosyndikalistischen« Organisationsmodell, der Betrieb z.B. wird zum Organisationsmaßstab, nicht mehr der Beruf;* Anm.SF-Red.] mit dem Ziel, das Lohnsystem abzuschaffen, den Staat zu zerschlagen, denn er war eine kapitalistische Institution, die der Terrorisierung der Arbeiterklasse diente.

Eine neue Gesellschaft in der Schale der alten wollten die Revolutionäre erbauen. Dazu wollten sie weder auf Wahlstimmenfang noch auf die Barrikaden gehen. Die neue Gesellschaft wollten sie durch einen Generalstreik erreichen, der das öffentliche Leben gänzlich zum Erliegen brächte und die Ausbeuter zwänge, die Produktionsmittel an die Arbeiter und Arbeiterinnen zu übergeben, die forthin ihre Betriebe in Selbstverwaltung führten und die Produktion an den Bedürfnissen der arbeitenden Menschen orientierten.

Sabotage

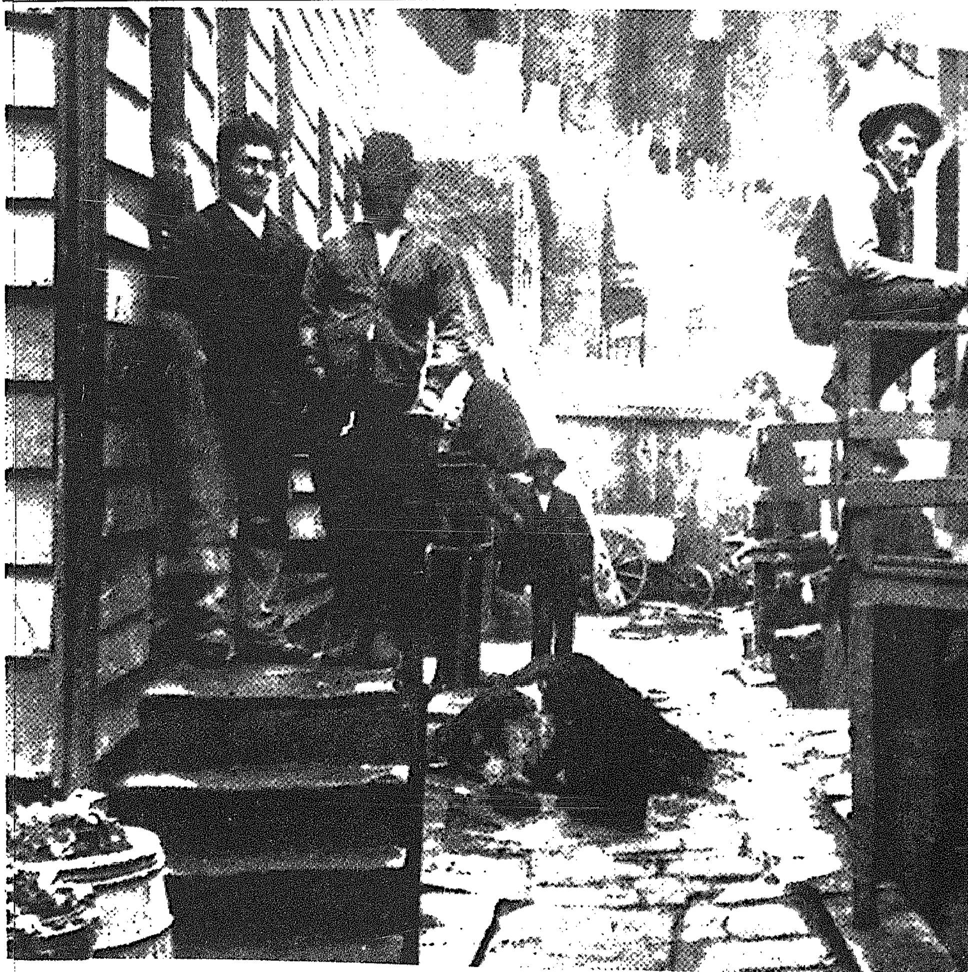
Die *Wobblies* – wie die Mitglieder der IWW genannt wurden – waren revolutionäre Syndikalisten. Sie propagierten und praktizierten die direkte Aktion und die Sabotage. Damit verschafften sie sich nicht nur Freunde. Auch bei der Linken nicht.

Bill Haywood hatte als Junge sein rechtes Auge verloren, als er beim Schnitzen einer Schleuder mit dem Messer ausgerutscht war, hatte die Kämpfe der Bergarbeiter im Westen organisiert und hatte die IWW mitbegründet. Bill Haywood war ein Wobbly in der Sozialistischen Partei, aber allzu lang duldeten ihn die Parteisozialisten dort nicht, denn sie glaubten an die Magie des Stimmkastens, der für Wobblies nur ein Rasselkasten, ein Spielzeug für Kinder war.

In einer Rede in New York sagte Bill Haywood: »Ich glaube an die direkte Aktion. Wenn ich wollte, daß etwas getan würde und ich es tun könnte, würde ich diesen Job nicht an irgendjemanden delegieren.« Und er sagte, er kenne nichts, was den Arbeitern so viel Befriedigung bringen wie dem Boss Furcht einflößen könne als »ein wenig Sabotage am richtigen Ort zur passenden Zeit.« Sie werde die Arbeiter nicht verletzten, lähme aber den Boss. Was er unter Sabotage verstand, führte er nicht aus. »Findet heraus, was sie bedeutet,« sagte er.

Das genügte, und er wurde aus der Partei ausgeschlossen wie auch jedes andere Mitglied, »das gegen politische Aktion auftritt oder Sabotage oder andere Methoden der Gewalt als eine Waffe der Arbeiterklasse befürwortet«, wie es in einem Parteitagsbeschluß hieß. Von der Gewalt der blutrünstigen Ausbeuter, die schon Kinder versklavten und Menschen, die nur für ihr Recht kämpften und streikten, von den Schergen der Polizei, Nationalgarde und Armee niedermetzeln ließen, sprachen sie nicht.

Eugene V. Debs war kein Syndikalist, aber ein revolutionärer Sozialist. Augustin Souchy nannte ihn einen »Sozialisten von altem Schrot und Korn«, der »vom Parlamente noch Vorteile für die Arbeiterschaft« erwartete. Debs war Mitbegründer der IWW, und er empfand den Ausschluß von Bill Haywood und den anderen als zu hart, doch die direkte Aktion und die Sabotage schmeckten auch ihm nicht recht. Er glaubte darin den Geist John Mosts und dessen »Propaganda der Tat« zu entdecken. Wenn er an die »Doktrin der Gewalt und Zerstörung« glaubte, sagte Debs, würde er sich den Anarchisten anschließen und solche Taktiken sowohl propagieren als



schen Süden warben sie für die *One Big Union*, und da sie von der Überzeugung erfüllt waren, daß alle Menschen die gleichenRechte genießen sollten, weigerten sie sich, segregierte Ortsgruppen zu bilden, in denen die Afro-Amerikaner von den Weißen fein säuberlich getrennt wurden. Mit dieser radikalen Opposition gegen weitverbreitete Rassenvorurteile waren die Wobblies ihrer Zeit weit voraus.

Aber auch sie – wie viele Radikale jener Zeit – erkannten die »Rassenfrage« nicht als eine besondere Frage an und scherten die Probleme der afro-amerikanischen Arbeiter mit denen aller Arbeiter über denselben ökonomischen Kamm. Sie redeten von der unterjochten Arbeiterklasse, aber nicht von den wegen ihrer Rassenzugehörigkeit unterdrückten Afro-Amerikanern, die in einer von weißen Männern dominierten Gesellschaft leben mußten. Die weißen, männlichen Wobblies betrachteten die Afro-Afrikaner – ebenso wie die Frauen – lediglich als Ausgebeutete des kapitalistischen Systems, deren Probleme sich mit der Abschaffung des Lohnsystems in nichts auflösen würden. Damit machten sie sich die Sache zu einfach. Rassismus und Sexismus waren nicht nur ökonomisch begründet, würden sich nicht einfach mir nichts, dir nichts verflüchtigen, wurde der Viper Kapitalismus der Kopf abgeschlagen. Die Sache war komplexer, als es sich die weißen, männlichen Wobblies vorstellten. Sie machten sich aber über diesen Punkt nur wenig Gedanken.

auch praktizieren – Taktiken, die in den Augen des alten Eisenbahners nicht revolutionär, sondern reaktionär waren. »Wenn Sabotage und direkte Aktion, wie ich sie interpretiere, den Taktiken der Sozialistischen Partei einverleibt würden, wäre dies sofort das Signal für all die agents provocateur undPolizeispitzel im Lande, der Partei beizutreten und tätig zu werden.« Überhaupt stoße die Sabotage »den amerikanischen Arbeiter« ab, meinte Gene Debs.

Aber da irrte er sich ganz beträchtlich. Die Sabotage stieß keinen Arbeiter und keine Arbeiterin ab. Die Sabotage war nicht kriminell und verwerflich, sondern notwendig. *Emma Goldman* sagte, sie sei »ethisch im besten Sinne, denn sie hilft der Gesellschaft, ihren schlimmsten Feind, den schädlichsten Faktor des sozialen Lebens loszuwerden.«

»Der Streik ist die offene Schlacht des Klassenkampfes«, schrieb *Elizabeth Gurley Flynn*, die die Wobblies das »Rebell Girl« nannten, »die Sabotage ist der Guerillakrieg zwischen zwei sich einander gegenüberstehenden Klassen.« Sabotage bedeutete einfach die Zurückziehung der Produktionseffizienz: Bei der Arbeit wurde geschlampt, gepfuscht, das Arbeitstempo heruntergedrückt, die Qualität der Produkte beeinträchtigt. »Sabotage ist eine unfaire Tagesarbeit für einen unfairen Tageslohn. Sie ist der Versuch von seiten des Arbeiters, seine Produktion im Verhältnis zu seinem Lohn zu beschränken.« Die Sabotage traf den Boss dort, wo er am verletzlichsten war, wo es um seine Profite ging. Und sie war weitaus ungefährlicher als ein Streik, der oft blutig verlief. Die Sabotage war eine defensive Taktik, die die Arbeiter und Arbeiterinnen vor den Rachegelüsten der Kapitalisten weitgehend schützte, denn sie verlief im Verborgenen.

Blackcat

Die Wobblies waren erstaunlich gewaltlos in einer überaus gewalttätigen Zeit. Obwohl die Hetzkampagenen der kapitalistischen Presse das Gegenteil behaupteten, strebte die IWW in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht danach, kapitalistisches Eigentum zu zerstören. *Tom Scribner*, ein IWW-Aktivist aus dem Westen, erzählte: »Es gab in der IWW eine Gruppe, die wir mit Schimpfnamen wie ›*sabcats*‹ und ›*blackcats*‹ und dergleichen belegten. Sie glaubten an das Zertrümmern von Maschinen. Wir stritten uns mit ihnen und sagten: ›Ihr Kerle seid verrückt. Ihr sprengt und zerstört Material, das wir wiederaufbauen müssen, wenn wir übernehmen. Wir wollen diese Arbeiter organisieren und die Produktionsmittel übernehmen, nicht sie zerstören.‹«

Frauen – Farbige

Die IWW schloß niemanden wegen seiner Überzeugung, wegen seines Geschlechtes, wegen seiner Sprache, wegen seiner Hautfarbe aus. Sie wollte die gesamte Arbeiterklasse organisieren, denn die »ökonomischen Interessen aller Arbeiter, seien sie weiß, schwarz, braun oder gelb, sind identisch, und alle sind im Programm der IWW einbezogen. Sie hat ein Programm für die gesamte Arbeiterklasse – ›die *Abschaffung des Lohnsystems*‹.« Die niedrigen Beitrittsgebühren und Mitgliedsbeiträge erlaubten jedem Arbeiter und jeder Arbeiterin, der IWW beizutreten. Das war ein wichtiger Grundsatz, denn jeder nichtorganisierte Arbeiter war ein potentieller, wenn nicht gar ein tatsächlicher Streikbrecher, der den Interessen der Arbeiterklasse wie auch seinen eigenen schadete.

Die Wobblies bemühten sich, auch Afro-Amerikaner zu organisieren. Nicht nur im »freien« Norden, auch im tiefsten rassisti-

Jobber

Der IWW gelang es nicht, die konservativen Kollaborateure der AFL auszuschalten. Die Abwerbung einzelner Berufssyndikate führte zu nichts. So entschloß sich die IWW, sich den ungelernten Arbeitern, den umherziehenden Holzfällern, Bauarbeitern, Bergarbeitern und Erntearbeitern zuzuwenden, die von Job zu Job wanderten, zehn bis zwölf Stunden täglich für einige Tage hier und einige Tage dort schufteten und in primitiven, abscheulichen Lagern leben mußten, wo es oft kein Stroh, noch weniger Matrazen gab, wo das Essen erbärmlich, zuweilen ungenießbar war, wo es keine Waschgelegenheiten, aber Läuse und Wanzen gab.

Die Bosse dachten nur an den Profit, und auch die Farmer interessierte nur, daß die Ernte rasch eingefahren wurde. Männer, Frauen und Kinder, die auf jeden Job angewiesen waren, arbeiteten oft zwölf Stunden am Tag auf den Erntefeldern in der prallen Sonne und wurden mit einem Hungerlohn abgespeist. Diese Arbeiter und Arbeiterinnen wurden nicht besser als das Vieh behandelt. Eher erging es ihnen noch schlechter.

Westlich des Mississippi schwärmten die Wobblies aus, um an den Straßenecken und vor den Personalbüros zu agitieren, um öffentlich zu machen, wie miserabel die Arbeits- und Lebensbedingungen dieser Menschen waren. Von überall kamen die Wobblies mit den Güterzügen heran und klagten ihr vor der US-Verfassung garantiertes Recht auf freie Meinungsäußerung ein, das ihnen aber von den Kapitalisten streitig gemacht wurde. Sie wurden in die Gefängnisse geworfen, aber immer neue Wobblies eilten heran, die ihrerseits verhaftet wurden. Es dauerte nicht allzu lange, da waren die Gefängnisse überfüllt, zusätzliche Freunde der Kapitalisten in Polizeiuniformen mußten Dienst schieben, und immer mehr Gefängniskost

mußte herangekarrt werden, aber die meisten Städte konnten sich die steigenden Kosten nicht leisten, so daß die Wobblies entlassen wurden und in eine andere Stadt zogen.

Niemand sagte einem Wobbly, er müsse in eine bestimmte Stadt fahren. Er machte sich auf den Weg, weil das Unrecht, das einem Wobbly zugefühgt wurde, ein Unrecht gegen alle Wobblies war. Wenn immer sie gefragt wurden, wer ihre (Rädels-)Führer seien, riefen sie, sie hätten keine Führer, sie alle seien Führer. »Wir meinten genau das«, sagte *Jack Miller*. »Das bedeutete nicht, daß wir nicht anerkannten, daß jemand ein besserer Redner oder Organisator oder besser in diesem oder jenem sein könnte, aber sie hatten keine Autorität. Niemand schickte einen IWW jemals irgendwohin, um irgendetwas zu tun.« Mit bewunderswerter Hingabe widmeten sie sich ihrer Sache, nahmen viele Risiken in Kauf, und nicht selten waren sie mit der übelsten Gewalt jener konfrontiert, die von sich sagten, sie seien die wahren Amerikaner.

Vigilanten, von denen es in Amerika nicht wenige gab, überfielen, wie Emma Goldman berichtete, im Jahre 1912 das IWW-Quartier in San Diego, zerschlugen in einer beispiellosen Randale die ganze Einrichtung, zerrissen Broschüren und Zeitungen und griffen sich die Wobblies, die sich zu dieser Stunde dort aufhielten. Unter Flüchen und Schlägen wurden sie zu einem Platz getrieben, an dem ein Fahnenmast errichtet worden war. Die Wobblies mußten niederknien, den Sternenbanner küssen und die Nationalhymne singen, woran sich eine allgemeine Knüppelei anschloß. Danach wurden sie in Autos geladen und zu einem Rinderpferch gekarrt, wo sie achtzehn Stunden lang ohne ein Stück Brot und ohne einen Schluck Wasser ausharren mußten. Am nächsten Morgen wurden sie in Fünfer-Gruppen herausgeholt und mußten ein Spießrutenlaufen über sich ergehen lassen. Knüppel und Totschläger sausten auf sie nieder, und sie mußten wieder den ›Banner der Freiheit und Demokratie‹ küssen. Nach dieser Tortur sagten die Vigilanten ihnen, sie sollten verschwinden und sich hier nie wieder blicken lassen. Die Polizei stand ruhig daneben und feixte sich eins.

So wurde mit uneinsichtigen, un-amerikanischen Trotzköpfen umgesprungen, die an den kapitalistischen Segnungen des *American Way of Life* keinen Geschmack finden konnten.

Mobilität und Kampf

Die IWW kämpfte für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen und die Revolution. Im Osten wie im Westen. Viele Taktiken, die die IWW erstmalig anwandte, fanden bald Einzug in das Arsenal der Arbeiterbewegung in den USA. Doch es gelang ihr nicht, eine permanente Organisation im ganzen Land zu bilden. Die Wobblies »zeichneten sich in der Bildung von fliegenden Einsatzgruppen aus, sie improviserten großartig. Sie waren bessere Agitatoren und Propagandisten als Organisatoren. Sie unternahmen keine einzige systematische Organisierungskampagne, die doch das einzige Mittel war, in Basisindustrien wie die Eisenindustrie einzudringen. Die Streiks waren für sie vor allem Gelegenheiten, ihre revolutionären Gedanken zu verbreiten. Sobald der Kampf gewonnen war, wechselten sie den Ort, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen. Die permanente Organisation interessierte sie nicht. Sie waren benachteiligt durch ihre Weigerung, Verträge zu unterzeichnen, beständige Beziehungen mit den Unternehmern zu unterhalten, einen Mechanismus zu schaffen, der erlaubte, die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern in der Zeit zwischen zwei Auseinandersetzungen zu stabiliseren.« (Daniel Guérin)



1918 hatten 100 000 Menschen eine rote IWW-Mitgliedskarte. Die Bundesregierung fürchtete, es seien gar 250 000 Wobblies im Land.

1.Weltkrieg

In Europa tobte der erte Weltkrieg, die Menschen schlachteten sich ab; – da durften die Yankees auch nicht fehlen. Das Haus Morgan, der riesige Geldtrust, hatte schon anderthalb Millionen Dollar für die Allierten lockergemacht, damit sich die Soldaten für abgeschmackte Ideale zerfetzen und verstümmeln konnten. Im Juni 1917 landeten in San Nazaire in Frankreich die ersten Yankeetruppen, um – wie ihnen Präsident Wilson und die Bande der Patrioten eingebleut hatten – einen Krieg zu führen, der alle Kriege beenden sollte, um die Welt sicher für die Demokratie zu machen. Derweil setzten die daheimgebliebenen Kapitalisten und staatlichen Würdenträger alles daran, die Wirtschaft im »Land of the Free Inc.« sicher für den Kapitalismus zu machen.

Die IWW forderte ihre Mitglieder nicht auf, den Kriegsdienst zu verweigern; diese Entscheidung sollte jedem Wobbly allein überlassen bleiben. Ihr Bestreben lag eher darin, den Klassenkampf zu intensivieren, worin viele Wobblies die effektivste Antikriegspropaganda sahen.

Die Kapitalisten schrien, die Wobblies seien Kaiser Wilhelms Krieger, bezahlt von den *»Hunnen«*, um das ganze Land durch Streiks, Bombenattentate und Brandstiftungen in die *»Anarchie«* zu stürzen, und die Regierung kam ihrer Aufgabe nach, das Eigentum und die Profite der Kapitalisten zu schützen.

Repressionswelle

Im Herbst 1917 wurden die IWW-Quartiere und auch Privatwohnungen von staatlichen Agenten überfallen, die Tonnen von Mitgliederlisten, Büchern, Broschüren, Zeitungen, Briefkorrespondenzen wegkarrten und unter Anklage, die IWW sei eine *»schädliche«*, *»verräterische«* und *»kriminelle«* Verschwörerorganisation, die sich der Ausführung von US-Gesetzen und den Kriegsanstrengungen widersetzt habe, wurden 166 Wobblies vor Gericht gestellt und zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Verschiedene Bundesstaaten verabschiedeten die »Gesetze gegen den kriminellen Syndikalismus«, um so jeden »Störenfried« hinter Gitter zu bringen, dessen einziges Vergehen war, der IWW anzugehören.

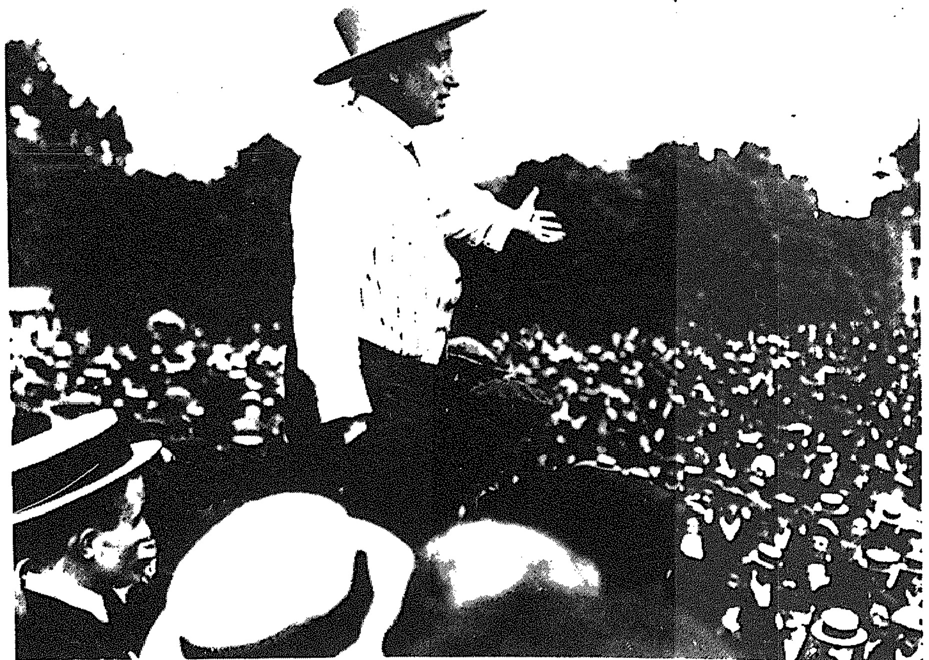
Jede/r, die/der eine rote IWW-Karte in der Tasche trug, wurde für vogelfrei erklärt. Ein Schmierfink einer Zeitung in Tulsa (Oklahoma) geiferte in einem Editorial: »Tötet sie genauso wie ihr jede andere Art einer Schlange töten würdet. Verwundet sie nicht leicht, schießt sie tot. Es ist keine Zeit, Geld für Prozesse und Vertagungen und all sowas zu verschwenden. Alles, was notwendig ist, ist der Beweis und ein Exekutionskommando.« Und die aufrechten Yankee-Patrioten machten in der Tat nicht viel Federlesens mit einem Wobbly.

Frank Little war ein Bergarbeiter und einer der mutigsten und dynamischsten IWW-Organisatoren, wie viele meinten. »Ich bin halb Indianer, halb Weißer und ganz IWW«, pflegte er von sich zu sagen. Am 31.Juli 1917 hielt er eine Rede vor den streikenden Bergarbeitern in Butte (Montana), und nachdem er sich in seinem Hotelzimmer schlafen gelegt hatte, drangen in der Nacht sechs maskierte und schwerbewaffnete Männer zu ihm ein, verprügelten ihn brutal und schleiften ihn an einem Seil hinter ihrem Auto her, bis sie an einer Eisenbahnbrücke hielten und ihn dort im Scheinwerferlicht erhängten. An seinen Mantel hefteten sie ein Schild, auf dem zu lesen war: »Erste und letzte Warnung! 3-7-77.D-D-C-S-S-W.« Es heiß, die Zahlen bezögen sich auf die Abmessung eines Grabes, und die Initialen entsprächen den ersten Buchstaben der Namen anderer Streikführer in Butte, um sie vor ähnlicher Behandlung zu warnen, falls die Streikaktivitäten nicht been-

det würden. Es wurde nie der Versuch unternommen, die Mörder Frank Littles ausfindig zu machen.

Die Kapitalisten waren Patrioten, weil mit dem Krieg schon immer gute Geschäfte zu machen waren. Die Unternehmer in Centralia (Washington) an der Westküste verdienen gut am Holz, denn die Preise stiegen ständig. Allein die aufmüpfigen Wobblies. Die Waldarbeiter hatten ihre Arbeit zu verrichten und sollten abends ausgelaugt auf die verlausten Pritschen fallen. Amerika war ein großes Land, wo jeder seinen Platz hatte.

Am 11. November 1919 wollten die Patrioten den Waffenstillstandstag feiern, hatten sie doch ihre Märkte in Europa gesichert. Darauf konnten sie doch stolz sein. Zur Feier des Tages wollten sie wieder einmal das IWW-Quartier stürmen und die Einrichtung zertrümmern, wie sie es schon des öfteren getan hatten.



Die Wobblies bekamen Wind von der Sache, und diesmal wollten sie sich mit der Waffe in der Hand verteidigen. Ehe ihnen die Munition ausging und das Haus gestürmt wurde, gaben drei Reaktionäre ihren Geist auf. Einige Wobblies konnten flüchten, andere fielen den Patrioten in die Hände.

Wesley Everest war gerade aus Europa zurückgekehrt und der Holzfällergewerkschaft in Centralia beigetreten. »Ich habe für die Demokratie in Frankreich gekämpft«, sagte er, als er an diesem Tag noch einmal seine Uniform anzog, »und ich werde für sie hier kämpfen.« Er schoß das Magazin seines Gewehrs leer, warf es weg und lief in die Wälder. Der Mob hechelte ihm hinterher. Er versuchte durch den Skookumchuck-Fluß ans andere Ufer zu waten, doch als das Wasser ihm bis an die Hüfte reichte, hatte ihn die Meute eingeholt und stürzte zu ihm heran. Viermal schoß er mit seiner Pistole, ehe sie Ladehemmung hatte. Es gelang ihm, noch einen Schuß abzugeben, und er traf den Anführer tödlich. Es war ein Neffe eines der großen Bosse, die die Hetzjagd angezettelt hatten.

Der Mob überwältigte Wesley Everest. Einer schlug ihm mit dem Gewehrkolben die Zähne aus, und sie schleiften ihn ins Gefängnis. In der Nacht holten sie ihn wieder aus seiner Zelle heraus und fuhren ihn in einem Wagen zu einer Brücke. Sie stachen ihm die Augen aus, rissen das Wangenfleisch mit den Fingern von den Augenhöhlen und schnitten ihm Penis und Hoden ab. Sie hängten ihn am Brückengeländer auf und durchsiebten ihn mit ihren Kugeln.

Sieben Wobblies, die ihr Quartier verteidigt hatten, wurden zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Die Mörder Wesley Everests mußten sich nie vor einem Gericht verantworten.

Knast

Die politischen Gefangenen hörten auch in den Kerkern nicht auf, als Wobblies zu handeln. Ebenso wie vor den Gefängnismauern klagten sie auch hier ihre Rechte ein. Direkte Aktionen wurden – soweit dies möglich war – auch drinnen durchgeführt, um bessere Haftbedingungen zu erlangen. Im Gefängnis von San Quentin weigerte sich ein Wobbly, auch nur einen Finger zu rühren, solange er nicht ein Bett erhielt, das er über einen Monat lang gefordert hatte. Als er in Einzelhaft gesperrt wurde, bestanden dreizehn andere Wobblies darauf, ihm Gesellschaft zu leisten. Nach vier Tagen des Protests fanden die Kerkermeister schließlich ein Bett – nicht nur für den streikenden Wobbly, sondern auch für 39 andere bettlose Gefangene.

Es war eine auszehrende Zeit in den Gefängnissen. Jahre mit Schleimsuppe, fortwährenden Schikanen und Mißhandlungen durch die Wärter. Als die meisten Wobblies in den 20er Jahren aus den Gefängnissen kamen, kehrten sie in eine veränderte Welt zurück. Hoffnung auf eine Revolution gab es kaum noch. Es war eine Zeit, die Scott Fitzgerald einmal das »Jazz-Zeitalter« nannte, in dem das »junge Amerika« einem hohlen und zynischen Hedonismus frönte; es war eine Periode der Prosperität, in der der Klassenkampf zum Erlahmen gekommen war.

Spaltung – KP

Auch die IWW war nicht mehr die gleiche kämpfende Kraft wie in den Jahren vor 1919. In vieler Hinsicht wurde sie ein Opfer der sich verschärfenden Industrietechnologie nach

dem Krieg. Im pazifischen Nordwesten brachte das Automobil die Holzfällerlager der »Zivilisation« näher. Eine größere Bevölkerungsdichte infolge der Migration aus den Südstaaten verminderte den Bedarf an Wanderarbeitern, die mehr und mehr von Ortsansässigen abgelöst wurden. In der Landwirtschaft wurden zunehmend Maschinen eingesetzt, die viele Erntearbeiter überflüssig machten. Diesen neuen Bedingungen konnte sich die IWW nicht anpassen. Zudem schlossen sich viele Wobblies der Kommunistischen Partei an, die vom Prestige der Oktoberrevolution zehren konnte, während die IWW – obwohl sie die Revolution zunächst begrüßt hatte – angesichts der Ereignisse in der Sowjetunion auf kritische Distanz zu den Kommunisten ging.

1924 war das Schicksalsjahr der IWW, die bis dahin trotz der staatlichen Repression und Anfeindungen der Kommunisten immer noch Mitglieder gewinnen konnte. Doch innerhalb der Organisation schwelte schon seit längerem ein Konflikt, bei dem es um die Frage ging, ob die IWW stärker zentralisiert oder dezentralisiert werden sollte. Schließlich kam es zur offenen Auseinandersetzung. Als eine Gruppe um *James Rowan*, den die Wobblies den »Jesus von Nazareth der Holzfäller des Nordwestens« nannten, zur Lösung aller Probleme der IWW ein »Sofortprogramm« vorlegte, das eine radikale Dezentralisation und eine weitaus größere lokale Autonomie als bisher forderte und nationale Mitgliedsbeiträge ablehnte. *John I. Turner* zufolge hegte Rowan wohl auch einen persönlichen Groll gegen Vertreter des IWW-Hauptbüros und beschuldigte den »General Secretary-Treasurer«, er habe tausende von Dollars aus dem Vermögen der Organisation gestohlen. Überhaupt werde das Hauptbüro nur von Gangstern und Räubern geführt. Schließlich kam es 1924 zur Spaltung, und es gab zwei IWW's. Rowan ging als Vertreter der »wahren IWW« sogar soweit, eine gerichtliche Verfügung zu erwirken, um die Offiziellen in der IWW-Hauptstelle in Chicago davon abzuhalten, weiterhin über die Geldmittel und das Eigentum der Gewerkschaft zu verfügen. Die Rowan-IWW bestand allerdings nur kurze Zeit und verschwand 1931 für immer von der Bildfläche. Die andere IWW dagegen setzte ihre Arbeit fort.

Fred Thompson, Wobbly aus Canada und »Haus-Historiker« der IWW, meint, diese Spaltung sei das schlimmste, was der IWW in ihrer Geschichte widerfahren sei. Wäre dies nicht geschehen, hätte sie möglicherweise noch einmal ihre Kräfte sammeln können, um den Herausforderungen des Kapitalismus zu begegnen. Aber so nahm die Mitgliederzahl stetig ab. Die IWW verlor den größten Teil ihrer Presse, und als im Jahre 1932 der neue »General Secretary-Tresurer« sein Amt übernahm, fand er nur noch 29 Dollar Bargeld vor.

Resümee des ersten Teils

»Wenn wir die Geschichte der IWW betrachten«, sagt Fred Thompson, »ist es wichtig zu verstehen, daß wir aufgebrochen sind, um etwas zu tun, was viel schwerer ist als irgendetwas, was von irgendeinem irgendwo jemals getan wurde. Daß es uns noch nicht gelungen ist, das kapitalistische System abzuschaffen, sollte keine Überrasschung sein. Wir haben die Idee nicht erfunden, daß die Arbeiter der Welt zusammenhalten müssen, aber wir sind ihre Verfechter in einem weitaus größeren Maße als andere Gewerkschaften gewesen.«

Die Wobblies waren keine Übermenschen. »Wir waren gewöhnliche Männer und Frauen«, sagte Jack Miller. »Wir hatten die Schwächen und Verlangen, die alle anderen Männer und Frauen haben. Daß wir so gewöhnlich waren, ist, was wichtig ist. Gewöhnliche Menschen haben all diese bemerkenswerten Dinge getan, die – wie die Geschichte uns zeigt – die IWW erreichte.«

Literatur

* Stewart Bird, Dan Georgakas und Deborah Shaffer: *Solidarity Forever. An Oral History of the IWW*, Chicago: Lake View Press, 1985 (daraus Zitate von Miller, Scribner, Thompson)
* Eugene V. Debs: *Sound Socialist Tactics*. International Socialist Review, Nr.8 (1912), S. 481–486
* Elizabeth Gurley Flynn: *Sabotage*, Cleveland: IWW Publishing Bureau, 1915; Reprint: London 1978, Opuscula Socialista
* Philip S. Foner: *The IWW and the Black Worker*, Journal of Negro History, Nr.1, 1970, S. 45–64
* Emma Goldman: *Syndicalism: Its Theory and Practice* und *Outrage at San Diego*, in: *Red Emma Speaks*, hg. Alix Kates Shulman, London: Wildwood 1979
* Daniel Guérin: *Die amerikanische Arbeiterbewegung 1867–1967*, Frankfurt: Suhrkamp 1970
* William D. Haywood: *Socialism the Hope of the Working Class*, International Socialist Review, Nr.8 (1912), S. 461–471
* Joyce L. Kornbluh (Hg.): *Rebel Voices. An IWW Anthology*. Ann Arbor: University of Michigan Press 1968
* Patrick Renshaw: *The Wobblies. The Story of Syndicalism in the United States*. Garden City, New York: Anchor Books 1968
* Augustin Souchy: *Schreckensherrschaft in Amerika*, Verlag Der Syndikalist Berlin (um 1928?); Reprint Bremen (um 1978?)
* John I. Turner: *Why the IWW will not die*, Industrial Pioneer, Nr.12, (1926)

Osteuropa im Wandel

von Emmanuel Goldstein, Budapest



Photo: Klaus Malorny

Was die osteuropäischen Gesellschaftsformationen eigentlich sind, wird nicht nur von westeuropäischen Intellektuellen, sondern zunehmend auch von der Bevölkerung der betreffenden Länder diskutiert. »Sozialistisch« sagen die bezahlten oder überzeugten Parteimitglieder, sowie die Unpolitischen, die schon seit jeher gewohnt sind, Begriffe »von oben« fertig und ungeprüft zu übernehmen. »Staatskapitalistisch« sagt die kritische Intelligenz, ohne über den Bereich der – durchaus zutreffenden – ökonomischen Charakterisierung hinaus, Osteuropa begrifflich erfassen zu können. Mir erscheint der Ausdruck »Staatsmonopolismus« am treffendsten, zumal in diesem Wort die alle Lebensbereiche umfassende Totalität »realsozialistischer« Staatlichkeit enthalten ist. Der Begriff beleuchtet einerseits die wirklich herrschende soziale Gruppe, den Staat, andererseits die Form seiner total/itär/en Herrschaft, den politisch-ökonomisch-sozialen Zentralismus. Es scheint wichtig, diese fast schon banale Definition noch einmal darzulegen, denn die Berichte westeuropäischer Medien über »Liberalisierung«, »marktwirtschaftliche Öffnung«, oder gar »Glasnost« und »Perestroika« in den Ländern der real existierenden Barbarei lassen vermuten, in einigen Jahren handle es sich um ideologisch ML-orientierte, ansonsten jedoch harmlos-westlich-demokratische Staaten mit (sozialistischer) Marktwirtschaft. Daß dies barer Unsinn ist, und daß *dennoch* Veränderungen in diesem Teil Europas stattfinden, sind beides Tatsachen, die von immer mehr Menschen bewußt erkannt werden.

Wie sieht die Lage aus?

Daß die Länder Osteuropas nicht nur keine einheitliche Masse marxistischer Staaten sind, sondern auch – schon teilweise offen – schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten aufweisen und miteinander austragen, ist allgemein bekannt. Die »Einheit« besteht lediglich aus dem Einparteienstaat, der Zugehörigkeit zum Warschauer Pakt und der Herrschaftsideologie des Marxismus-Leninismus. In den letzten 5 bis 10 Jahren jedoch traten die Unterschiede zwischen diesen Staaten, sowie Konflikte innerhalb der einzelnen Länder wesentlich stärker in den Vordergrund. Die in einigen dieser Länder erfolgte ökonomische und politische »Auflockerung« war zumeist Folge der ungeheuren Verschuldung an einzelne westeuropäische Banken. Die Unfähigkeit, Schulden zurückzuzahlen brachte z.B. in Polen oder Ungarn die Regierung dazu, eine »halboffene« ökonomische Diskussion über mögliche Auswege aus der Misere zuzulassen. Wirtschafts- und Literaturzeitschriften brachten – und bringen – früher undenkbar kritische Artikel über die Inkompetenz staatszentralistischer Ökonomie. Impliziert war natürlich auch eine Kritik am politischen Überbau, geschickt verpackt und äußerst harmlos. Diese Öffnung, und das plötzliche Auftreten der semi-legalen Opposition der »Reform-Ökonomen« war jedoch ein geschickt eingesetztes Mittel, die lebensnotwendige gesellschaftliche Reformdiskussion in ökonomische Bahnen zu kanalisieren, um somit einerseits von politischen und sozialen Fragen abzulenken und andererseits die Diskussion auf die ökonomisch geschulte Elite-Schicht der Wirtschaftswissenschaftler zu beschränken, die zumeist gesicherte Stellen, und – relativ – günstige Monatslöhne haben; also an radikalen gesellschaftlichen Veränderungen kein Interesse besitzen können. Die von der Partei beschworene Losung»Das Land hat in allererster Linie ökonomische Probleme« ist schlicht und einfach gelogen. Abgesehen davon, daß erst die unvorstellbar durchbürokratisierte und nur an ihrer eigenen Herrschaft interessiierte Staatsführung selbst für die wirtschaftliche Misere verantwortlich ist, versucht sie auch noch den Mangel »bürgerlicher Freiheiten«, die ja nichts anderes, als grundlegende Menschenrechte sind, völlig in den Hintergrund zu stellen und als nebensächlich abzutun. Nicht nur werden die vom Staat verursachten Probleme auf die Bevölkerung abgewälzt, die Demütigung der Menschen wird auch durch die permanente Aufrechterhaltung ihrer Rechtlosigkeit, Abhängigkeit und ignorant-bürokratischer Be-

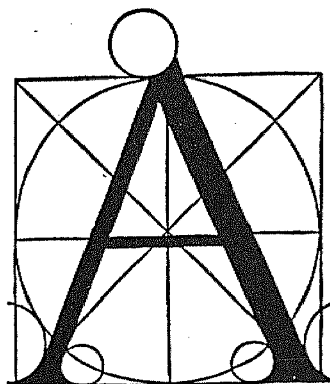
vormundung ergänzt. Die gemeinsame Alltagserfahrung der osteuropäischen Bevölkerungen ist der tägliche Kleinkrieg gegen die stupiden Schreibtischtäter und für die Beschaffung grundlegender Waren, oder sogar Lebensmittel. Die soeben erwähnte ökonomische »Öffnung« einiger Länder, wie Ungarn, Polen, und in den letzten Monaten auch Bulgarien, bedeutet nichts anderes, als daß der Bevölkerung jetzt das »Recht« anerkannt wurde, materiell zu überleben.

Das »Recht«, kleine private Unternehmen betreiben zu dürfen, ist für den Staat in doppelter Hinsicht ungefährlich, ja sogar erwünscht. Einerseits wird hier eine Arbeitssphäre geschaaffen, wo die Menschen ungefähr 4-5 Stunden am Tag *intensiv* arbeiten, die Produktivität wird also erhöht, ohne sich um die totale Unterbezahltheit der entfremdenden Staatsarbeitsplätze kümmern zu müssen. Andererseits: wer 10 oder 12 Stunden am Tag arbeitet, wird wohl kaum bereit sein, nach Feierabend kleine Diskussionszirkel zu bilden, mit Kollegen seine Lage zu besprechen, oder sich gar oppositionell zu organisieren. Dementsprechend hat die Opposition in den staatsmonopolistischen Ländern so gut wie keine Kontakte zur Arbeiterschaft, zwei Ausnahmen sind hier natürlich die autonome Gewerkschaft SMOT in der Sowjetunion, sowie die einzelnen illegalen Betriebsgruppen der Solidarnosc.

In *Ungarn* begibt sich die staatstreu-reformistische Opposition immer mehr in die – teilweise selbstverschuldete – Isolation, hat sie es doch immer für wichtiger befunden, wohlformulierte Appelle an die Macht einzureichen, doch bitteschön ein wenig mehr zu demokratisieren, als mit allen existierenden Schichten der Bevölkerung – alten Menschen, Arbeitern, »Randgruppen« – Kontakte herzustellen, um gemeinsame Interessen herauszufinden. In *Polen* fungiert noch eine intakte Opposition, mit einem überraschend breitangelegten Samisdat-Netzwerk, ob sie jedoch ihren Einfluß in die Realität umsetzen kann, wird sich noch zeigen. Der permanente Widerstand der polnischen Menschen gegen das System – 1956, 1968, 1970, 1976, 1980 – läßt jedoch hoffen. Die *Tschechoslowakei* und die *DDR* sind wohl die verknöchertsten und diktatorischsten Regimes – von Rumänien jetzt mal abgesehen –, die sich auch am hartnäckigsten gegen den Reformgeist Gorbatschows wehren. Wahrscheinlich werden sie in den nächsten Jahren langsam zu einem »ungarischen Modell« bereit sein, d.h. mehr Marktwirtschaft mit gleichzeitig strengerer ideologischer Führung. Die in der DDR lebenden Jugendlichen haben im Frühling bewiesen, daß auch Rockmusik noch revolutionär wirken kann. *Rumänien* ist in mehrerer Hinsicht eine Ausnahme im Ostblock, da es mit seiner feudalistischen Familienführung ein lebendiges Beispiel anachronistischer Herrschaft in Europa darstellt, und weil Rumänien sich in den letzten Jahren so etwas wie eine national-sozialistische Ideologie angeeignet hat. Offen wird die Höherwertigkeit Rumäniens propagiert, und damit verbunden gegen andere, im Land lebende Minderheiten gehetzt, – gegen Ungarn und Deutsche. Die faschistoide Struktur wird durch die Geheimpolizei Securitate gestützt, die in ihren Mitteln der Gestapo in nichts nachsteht: die Liquidierung Andersdenkender, das Verschwindenlassen unliebsamer Personen, die Terrorisierung der gesamten Bevölkerung hat eine unglaubliche Einschüchterung der rumänischen Menschen bewirkt. Zum Staatsterror kommt die bankrotteste und korrupteste Wirtschaftslage der gesamten Region. An aktiven oder passiven Widerstand ist nicht zu denken. Die Formel »permanenter Lebensmittelmangel + faschistoide Diktatur« läßt langsam nicht nur jede abweichende Tat, sondern auch jeden abweichenden Gedanken im Keim ersticken. Der jetzt krebskranke Partei-Führer (rumänisch: Conducator) Ceaucescu wird in einigen Jahren durch irgendeinen Familienangehörigen ersetzt, und da das Land so gut, wie überhaupt keine revolutionären Traditionen hat, wird es in den nächsten Jahrzehnten wahrscheinlich auch weiterhin nicht zu Unruhen »von unten« kommen.

Osteuropa nach Gorbatschow

Sowohl die einzelnen Parteiführungen, als auch viele Bevölkerungsgruppen sind angesichts des Reformkurses der neuen sowjetischen Führung verstört und irritiert, natürlich aus unterschiedlichen Gründen. Die Partei ist vorwiegend um ihre Privilegien besorgt, vollkommen grundlos, da die »Perestroika« spätestens bei den Grenzen des Systems halt machen wird: weder wird sie das Einparteiensystem, noch die führende Rolle der Partei in Frage stellen. Die Menschen im Ostblock, gewohnt an plötzliche Windwechsel, und dementsprechend skeptisch bis abgebrüht, wollen »erstmal abwarten«. Genau dies könnte sich auf lange Sicht als ein Fehler erweisen. Denn die Erkenntnis, Reformen von oben können eh keine Veränderungen erbringen, ist an sich wertlos, wenn daraus keine Konsequenzen gezogen werden. Die sowjetischen Losungen treffen auf eine nach 40 Jahren diktatorischer Bevormundung entpolitisierte, oft zynische und gleichgültige Bevölkerung. Daß dennoch die Bereitschaft da ist, die Lage zu verändern, wird offensichtlich. Das seit 40 Jahren herrschende gegenseitige Mißtrauen zwischen Staat und Volk wird durch die neuen Losungen aus dem Osten weiter verschärft. Die Parteien fragen sich, ob dadurch die – ihnen durchaus bewußte – Unzufriedenheit der Massen nicht legal sanktionierten Ausdruck finden wird. Ihre Befürchtungen sind teilweise berechtigt: die Diskussionen der Menschen erreichen langsam, aber unaufhaltsam die Medien. Die Bevölkerung ihrerseits befürchtet, daß die sowjetischen Losungen über Demokratisierung und Offenheit leere Floskeln bleiben, wenn sie nicht sogar in 1–2 Jahren vollkommen beiseite geschoben werden. Sie weiß um die Kurzlebigkeit »historischer Wechsel« in Moskau. Ihre Kritik, die neuen Formeln würden verkündet bei gleichzeitiger Beibehaltung der alten, gänzlich vermoderten Strukturen, scheint angesichts der Geschichte der Sowjetunion und Osteuropas vollkommen berechtigt. Bleibt also alles beim Alten?



Die Diskussion unter den verschiedenen Bevölkerungsgruppen erreichen langsam den Punkt, wo man um die Systemfrage nicht herumkommt. Daß die Arbeiter, Angestellten, Bauern, Jugendlichen und »Außenseiter« die kommunistische Diktatur ablehnen, ist allgemein bekannt. Was sie anstelle wollen, ist bei weitem nicht eindeutig. Natürlich treffen die aus Moskau kommenden Forderungen auf Zustimmung: wer möchte nicht in größerer Demokratie, unter freieren Umständen leben und arbeiten als bisher? Wer möchte nicht, daß die Zeitungen offener, kritischer werden? Den meisten ist dieser Generalsekretär verhältnismäßig lieber, als ein neostalinistischer Greis mit Anti-Alkohol-Kampagnen. Doch die Angst um die Vergänglichkeit solcher Neuerungen ist durchaus berechtigt. Für die Demokratisierung der Sowjetgesellschaft gibt es keine einzige verfassungsmäßige Garantie, sie ist und bleibt also eine großzügige Gabe des barmherzigen, aufgeklärten Fürsten. Trotzdem könnten sozialrevolutionäre Kräfte in der gegebenen Situation eine Chance sehen, eine sehr selten wiederkehrende Chance der Erweiterung sozialer Freiräume. Dies ist umso dringender, da die politischen »Denker« der Opposition lediglich reformistisch gefärbt sind, und von einer eventuell eintretenden sozialen Revolution am meisten überrascht sein würden.

Gegeben ist also eine materiell und politisch unzufriedene Masse und Regierungen, die früher oder später gezwungen sein werden, auf sowjetischen Druck irgendwelche (Schein-)Reformen einzuführen. Hat Osteuropa eine revolutionäre Perspektive?

Was tun? oder:
Wann kommt die soziale Revolution?

Das schlimmste, was den Bevölkerungen der osteuropäischen staatsmonopolistischen Gesellschaften in 40 Jahren angetan wurde, ist die permanente Zertrümmerung ihres Selbstvertrauens und des Vertrauens auf die kollektive Umwälzung der Diktatur. Das Hauptargument gegen jegliche soziale Veränderung war und ist die Anwesenheit sowjetischer Panzer. Die meisten Revolutionen in diesen Ländern seit 1945 stießen auf moralisch und militärisch desolate Regierungen, die aus eigener Kraft niemals in der Lage gewesen wären, die Lage zu »normalisieren«, mit Ausnahme der Erschießung streikender polnischer Bergarbeiter durch die polnische Miliz im Jahre 1970. Bei der 1956er ungarischen Revolution standen sogar die meisten Soldaten von erster Minute auf der Seite der aufständischen Arbeiter und Studenten, und es gelang auch oft, Kontakt zu einrückenden sowjetischen Soldaten zu knüpfen, und sie darüber aufzuklären – und oft: zu überzeugen, daß im Land keine »faschistische Konterrevolution« stattfand. Wenn sich also die Lage der Bevölkerung weiter zuspitzen würde, wie dies höchstwahrscheinlich der Fall sein wird, kommt die eventuell revoltierende Bevölkerung um eine Art Verständigung mit den bewaffneten Kräften nicht herum. Gerade hierzu bietet sich jetzt eine Chance: Wenn in den nächsten Jahren die sozialen Diskussionen, die durch »Glasnost« oder »Perestroika« ermöglichten größeren Freiräume nutzen, tatsächliche Inhalte zu erarbeiten; wenn also die Menschen anfangen – scheinbar unter diesen Parolen – in Wirklichkeit jedoch autonom und dezentral zu handeln, wird sich bei einer künftigen Revolte kein sowjetischer Parteichef finden, der den Prestigeverlust eines Bürgerkriegs in einem der besetzten Länder tragen könnte.

Was ich meine: diese Slogans bieten heute einen Rahmen, den man zunächst »von unten« mit Inhalt füllen, erweitern sollte, durch selbstbestimmtes Handeln usw.; später jedoch, bei gegebener Situation ruhig zerstören sollte. Eine Vorbedingung hierfür ist natürlich, daß gesellschaftliche Diskussionen auch innerhab derUDSSR selbst stattfinden. Besonders unter Jugendlichen und jungen Arbeitern, weil sie es sein werden, die als Besatzer nach Osteuropa geschleppt werden. Sie müssen über die Realität in diesen Ländern, sowie über mögliche Perspektiven aufgeklärt werden, denn eine Revolution wird nicht unblutig stattfinden, und es hat keinen Sinn, osteuropäische Aufständische durch unwissende – und somit leicht manipulierbare – Sowjetsoldaten erschießen zu lassen.

Eine wichtige Einschränkung aus der neuen Realität muß jedoch anerkannt werden: große Teile der Bevölkerung sehen überhaupt keine Alternative zum Staatskommunismus als den Kapitalismus. Was könnte sich für libertär denkende Menschen m.E. in Osteuropa daraus ergeben?

Eine anarchistische Perspektive



a. Es ist wichtig, die gegebene gesellschaftliche Realität nicht als unveränderlich anzusehen. Anarchisten sollten die dominierende »Gedankenmauer« durchbrechen, Realität sei nur die unmittelbare Gegenwart. Utopien sind lediglich noch nicht verwirklichte Realitäten.

b. Die grundlegende Unfähigkeit dser Opposition, zu werktätigen Menschen Kontakte herzustellen, sollte genutzt werden. Eine Chance für uns, unsere Gedanken und Ideale praktisch darzustellen und mit anderen Menschen durchzudiskutieren. Jede Art der individuellen und sozialen Isolation ist zu vermeiden.

c. Die zunehmende Zentralisierung der Opposition zu stoppen. Da die Polizei über jede Gruppe Bescheid weiß, ist die Struktur der dezentralen Kleingruppen günstiger, als 1, 2 große Zirkel um 2,3 Samisdatblätter. Innerhalb der Opposition versuchen, die demokratisch-sozialistischen Kräfte zu radikalisieren, die libertäre Perspektive seriös in Betracht zuziehen.

d. Die gegebenen kulturellen Freiräume durch autonome Gegenkultur zu nutzen. Avantgarde- und Punkgruppen, autonome Videonetzwerke, unabhängige Filmgruppen könnten in nächster Zukunft große bewußtseinsmäßige Veränderungen herbeiführen.

e. Die unbewußt und latent vorhandenen anarchistsischen Denk- und Handlungsweisen, wie Sabotage, Warnstreik, Spaßguerilla usw. bewußt machen, und versuchen, ein dezentrales System der Subversion zu schaffen. Bei der Arbeiterschaft ganz besonders darauf achten, die Arbeiterselbstverwaltung als – realsierbare – Idee aufrechtzuerhalten.

f. Die Grundeinstellung zu verbreiten, immer alles Gegebene auf seinen Sinn zu hinterfagen und die Leute zu immer tieferen Fragen über Sinn und Unsinn staatlicher Strukturen zu bewegen. Das gilt natürlich genauso für Euch im Westen!

Herzliche Grüße an Euch alle! Vive l'anarchie!

Budapest, im Hier und Jetzt



Die Zukunft der Mauer

Irgendwann notierte ich den Satz: Das Einzige, was mich an Berlin interessiert, sind seine Grenzen. Erschrocken strich ich ihn durch, da er keiner vernünftigen Prüfung standhält.

Und doch wächst er sich zum Thema aus, das mich nicht losläßt, die reale Absurdität des Ost-West-Austauschs von Dingen, Ideen, Menschen.

TV, ein Fernrohr mit verzerrender Optik.

Die Mauer als Prisma, durch das sich Probleme vielfältig spiegeln.

Die Ostler im Westen, der Westen im Osten – die Muster gegenseitiger Wahrnehmung sind nur behutsam zu entschlüsseln. Allein die verschiedenen Motive von Leuten, in die Bundesrepublik überzusiedeln.

Zum Beispiel A. lernt besessen polnisch, liebt jene Kultur. Nach dem Aufblühen der Gerwerkschaft *Solidarnosc* darf er nicht mehr hinfahren. Wie fast jeder Bürger der DDR. Er bemüht sich lange um eine Erlaubnis. Auch nach Aufhebung des Kriegsrechts wird ihm diese verwehrt. A. beantragt die Ausreise. Man genehmigt sie rasch. Als Westberliner setzt er seine Studien in Polen fort.

Oder: Eine Frau aus Leipzig will rüber, weil ein Westler sie umzubringen droht. Aus Eifersucht. Zwar dürfe er nicht mehr einreisen, drohe aber mit Identitätsschwindel und stünde eines Tages garantiert vor der Tür. Sie meint, in der BRD könne sie besser untertauchen. Er suche sie dort nicht. Riefe er ihre Eltern an, tun sie so, als ob sie noch in der DDR lebe.

Die geschlossene Grenze produziert Geschichten am laufenden Band, gigantische und banale.

Georg, der Abend für Abend durch die Straßen zieht. Er sucht defekte, kostenlos funktionierende Telefonzellen. Sonst werden die Gespräche mit seinem Westberliner Freund zu teuer. Einreisen darf der nicht mehr. Und einen eigenen Telefonanschluß bekommt Georg erst nach Vorlage eines Dringlichkeitsbescheids seiner Arbeitsstelle und mehrjähriger Wartezeit.

»Wir lassen uns eben die Butter nicht vom Brot nehmen!« verteidigt ein Mauerbauer der ersten Stunde das Ding vor seinem rebellischen Sohn. Der hat einen Antrag und kontert beim abendlichen Streit: »Achtet lieber darauf, ob das Brot schon schimmlig ist!«

Als ich mit dem Fotografen Harald Hauswald seine Bilder aus Berlin sichtete[1], fielen mir oft alte Leute, Uniformierte und Kinder auf. Beim Durchblättern eigener Notizen stieß ich immer wieder auf Uniformierte, Kinder und – die Mauer. Jene Sperranlagen sieht man auf seinen Aufnahmen kaum. Liegt das nur am Verbot, sie zu fotografieren? Ich denke, nein. Die Grenze existiert da, wo sie nicht zu sehen ist.

von Lutz Rathenow, Berlin (Ost)



Photo: Klaus Malorny

Ein stets vorhandener Partner in allen Dialogen, dessen Reaktionen einzukalkulieren sind.

Die Mauer für den, der aus dem Land geht, ist eine andere als für jenen, der beleibt. Oder für den, der durchgehen kann in beide Richtungen. Und für den fremden Beobachter gerät sie zum anstaunenswerten Exotikum. – Das verriegelte Tor zur Welt bleibt ein Tor. – Ein Ort der Widersprüche. Die Zahl der Besuchsreisen von Ost nach West stieg 1986. Die Zahl riskanter Fluchtversuche ebenso. Westpolitiker fordern lauthals den Fall des Monstrums – um dann seine Nutzung als Bollwerk gegen einsickernde Asylbewerber zu verlangen. Und in der DDR erzeugt die »Reise-Apartheid« (Jürgen Fuchs) neue Spannungen. Die einen dürfen kurz in den Westen, die anderen nicht in die mit der DDR befreundeten östlichen Staaten reisen.

Die Mauer wird immer normaler.

Und immer anmaßender, unerträglicher.

Eine Diskussion über sie findet kaum mehr statt. Wer heute aufwächst, akzeptiert sie widerstandslos oder lehnt sie rigoros ab. Letzterer zeigt sich auch nicht bereit, über einige handfeste Gründe ihrer Entstehung nachzudenken.

»Erstarrt sein in einem Kampf, der im Augenblick allgemeiner Reglosigkeit am heftigsten tobt.« (*Franz Kafka*)

Seit dem 18. Jahrhundert soll die Architektur Bauten entwerfen, »um Machtkonzentrationen zu fördern und nicht, um gesammelte Macht zu präsentieren.« *Alexander Tzonis* erklärt dies und hat nicht die Mauer im Sinn. Dabei muß sich die Bevölkerung durch sie intensiv auf die eigene Macht konzentrieren, da sie ihrer Regierung nicht ohne weiteres entweichen kann. Die vermag sich ungestörter der Arbeit an ihrem Volk zu widmen. Repräsentation unseres Staates durch diesen »antifaschistischen Schutzwall« sollte nicht seine Aufgabe sein.

Das wird sich ändern. Die Zeichen der Zeit stehen auf *Verschönerung* mindestens der Statistik. Bald rasen gut verriegelte DDR-Busse zu Vier-Stunden-Fahrten durch Berlin/West. Vielleicht gibt es bei einem Freundschaftstreff mit einer SEW-Ortsgruppe sogar eine Verschnaufpause. Organisierter Massentourismus bleibt sowieso die beste Methode, an einen Ort zu fahren, ohne von ihm viel mitzubekommen.

Die Reisezahlen erhöhen sich beträchtlich, wenn manche die Touren dreimal die Woche absolvieren. Die DDR hält so künftige Versprechen, eine bestimmte Anzahl von Besuchern alljährlich durch Westberlin zu kutschen.

Für jene, die absolut nicht dürfen, baut man ein »Naherholungszentrum Berlin/West« in die Hauptstadt. Für horrende Eintrittspreise geht es da auf Abenteuertrip. Die Sehenswürdigkeiten des Westteils in verkleinerter Ausführung gestaltet, garniert mit Peep-Shows, für DDR-Auftritte gemieteten Arbeitslosen und Drogensüchtigen. Fliegende Händler, Gauner, die mit Westniveau arbeiten.

Gegen die Amerikaner demonstrierende Menschen imitieren allerdings Schauspieler. Man weiß nicht, wie unsere Verhältnisse auf Originalradikale wirken.

Bewährt sich dieses Disneyland, kann die gesamte westliche Welt in unser Land integriert werden. Nach und nach en miniature als Vergnügungspark. Wer hat dann die Stirn, weiter über das Ausgesperrtsein von der Welt zu klagen?

Und die Mauer selbst kühn mit Säulen, Türmen, Schmuckelementen verzieren. Eine Art spätantikes Bauwerk im postmodernen Gewand. Der deutliche Unterschied zur chinesischen Mauer ist zu berücksichtigen, um hastigen Weltreisenden Verwechslungen zu ersparen.

Oder die Grenzsicherungsanlagen mit Pflanzen und Blumen umgrünen. Seltene Käfer und Kleintiere ansiedeln, das Ganze als ökologische Nische deklarieren. Die von Kletterpflanzen umrankten Postentürme geraten zu Naturschutzwachstationen. Ein Betreten jener Reservate wird im Interesse der Pflanzen und Tierweltkonsequent verhindert.

Die Grenze als grüne Lunge durch Berlin, da müßte es gelingen, im Westen Sympathisanten zu gewinnen . . .

Anm. d. SF-Red.: Lutz Rathenow, geb. 1953 in Jena, zog 1977 nach Ost-Berlin. Zusammen mit Harald Hauswald hat er beim Piper-Verlag ein Buch über »Ost-Berlin – die andere Seite einer Stadt in Texten und Bildern« veröffentlicht. *»Die Energien der Stadt zogen uns an. Ihre Kontraste. Eine halbe Stadt und doch ein neues Ganzes. Unerträglich, meinen die einen. Der einzige Ort in diesem Land, an dem man leben kann, sagen andere. Das Schaufenster der DDR. Ein Hauch von Welt.«* Lutz Rathenow weist uns in einem Brief besonders auf Kapitel 3 des Buches hin: ». . . im dritten Kapitel werden viele Szenen-Aspekte behandelt – mit Erwähnung anarchistischer Kreise hier.«

Als Pendant könnte *Walter Leo*'s Buch über Berlin (West) *Die Steine reden noch – Menschen und Häuser erzählen ihre Geschichten* gelesen werden. Es handelt sich um einen *Geschichtenführer* entlang der Mauer, vom Platz der Republik (früher Königsplatz) bis zum Anhalter Bahnhof. Wir erfahren Geschichte und Geschichtchen, die sich hier zwischen 1900 bis heute abgespielt haben: die einzelnen Kapitel ordnen scheinbar nicht zusammengehörende und doch oft nur zu identische Ereignisse einander zu. Beispielsweise finden sich unter der Kapitelüberschrift *Träume von Macht* Geschichten zum *Gefechtsstand Tschuikow im April 1945,* zum *Großen Preußisch-Generalstab 1871-1919,* oder *Groener folgt Ludendorff. 316 S., Berlin 1987.* Bezug: *Edition Ahrens im Clemens Zerling Verlag, Graefestr. 26a, 1 Berlin-61.*

Spanische Friedhöfe der Großstadt zeichnen sich dadurch aus, daß zwischen ihnen und der Stadt, in der die Lebenden wohnen, kein Unterschied zu herrschen scheint. Die Stadt der Toten, die Necropolis heißt, und die Stadt der Lebenden kennt Wohnhäuser, die hochgestreckt aus dem Boden wachsen und zwischen denen selten Platz für Grünflächen ist. Beide Städte drängen sich zumeist in der Nähe von Schnellstraßen, und Lebende wie Tote wissen weder um die Qualität des Schutzes vor Lärm noch der Totenruhe. Das liegt zum einen daran, daß nur die Großstadt selbst dem Arbeitssuchenden in dem weiten und trockenen Land Lebensversorgung und geringen Wo hlstand versprechen kann. Zum anderen integriert die schnell wachsende Stadt immer wieder von neuem die an den Außenrand der Stadt geschafften Toten, so daß die Stadt der Lebenden immer Städte von Toten, wie z.B. in Madrid vier dieser Art, beherbergt.

Friedhöfe in Spanien sind museal, denn auf ihnen reihen sich häufig die alten Nekropolen aus längst vergangenen Jahrhunderten, die sich zumeist großbürgerliche Familien bauen konnten. Heute sieht man neue imposante Konstruktionen dieser Art nur noch selten, was nicht nur daran liegt, daß die alten Großbürger fehlen. Auch für diese ist der Platz in der Stadt der Lebenden wie der Toten längst zu knapp geworden, so daß sie eher der Stadt zu entfliehen suchen. Heute finden sich auf den städtischen Friedhöfen eher die langen Totenwände (Kolumbarien), in denen die Särge oder Urnen mit den sterblichen Überresten der Unterschichten verschwinden und die die bürgerlichen Prunkmausoleen in einer Art Häusermeer einbetten.

Auch der *Cemetiri del Sud-Oest* der Hauptstadt Catalunyas (Kataloniens) liegt an der Schnellstraße. Er ist der einzige große Friedhof Barcelonas, der sich im Südosten der Stadt auf dem Berg Montjuic befindet. Dieser Berg ist berühmt wie berüchtigt. Berühmt ist er wegen des sich dort befindenden großen Vergnügungsparks, des Parque de Atracciones, einer Art spanischem Tivoli, und wegen der Fundación Miró, die nicht nur Werke des großen spanischen Künstlers Miró umfaßt. Sein berüchtigtes Ambiente erhielt der Berg wegen des sich dort befindenden Militärkastells aus der Zeit der Kämpfe mit Felipe IV von 1640, das immer wieder als Ort von Massenerschießungen an spanischen »Querulanten« diente. So wurde hier im Jahre 1909 der spanische Anarchist und Reformpädagoge Francisco Ferrer erschossen wie auch im spanischen Bürgerkrieg Massenerschießungen an Republikanern und Anarchisten durchgeführt. Die Leichen der erschossenen Widerständigen wurden in der Nähe des Castillo in ein Massengrab geworfen. Dieses Massengrab ist heute in den Cementiri del Sud-Oest integriert und seit neuestem gestalterisch fertiggestellt worden. Bis 1983 wußten wohl nur wenige, was sich hinter der offengelassenen großen Grünfläche verbirgt, noch kein Hinweis deutete darauf hin, daß es sich hier um ein besonderes Gräberfeld handelte. Das Fossar befindet sich ganz in der Nähe des Eingangs zum Friedhof und birgt, nach einem Hinweis, der einer dort stehenden Denkmalsskulptur zu entnehmen ist, nur die Leichen der in Spanien getöteten Interbrigadisten. Beim Betreten des Gräberfeldes erwarten den Besucher mehrere Sandsteinsäulen, auf denen die Namen der Getöteten aufgezeichnet sind. Weiter dahinter öffnet sich das abgegrenzte Rasenfeld,


5

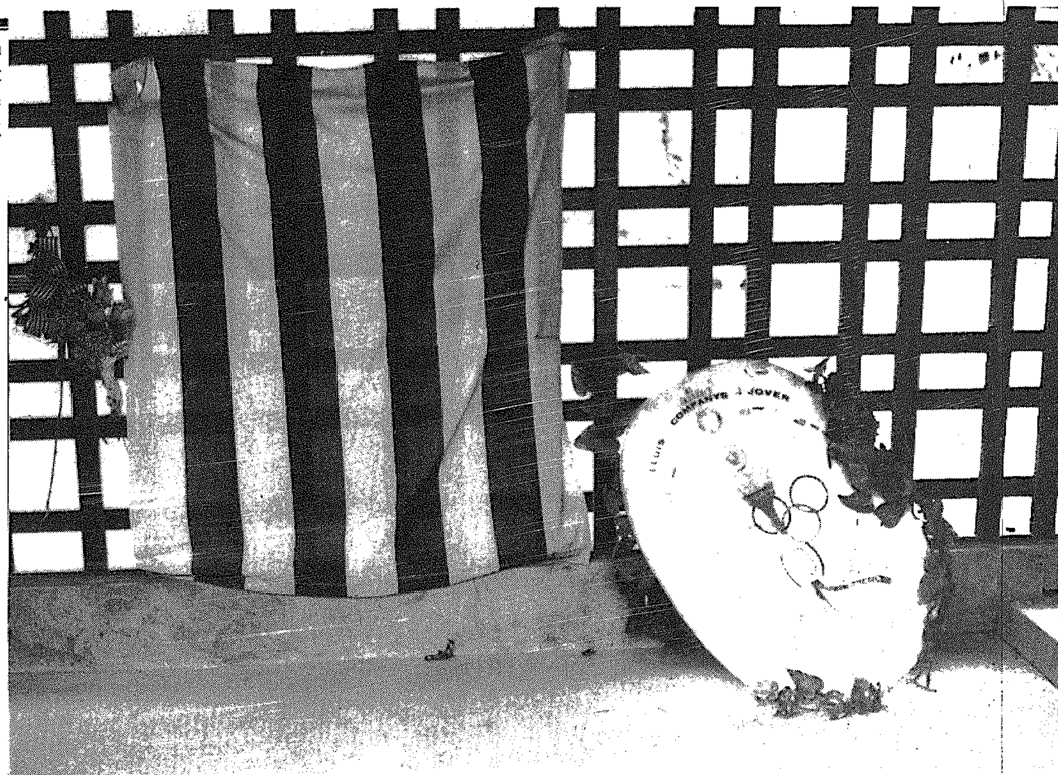


Durruti heisst euch eintreten – Durruti heisst euch fortgehen[1] – Ein Besuch auf dem Cementiri del Sud-Oest in Barcelona

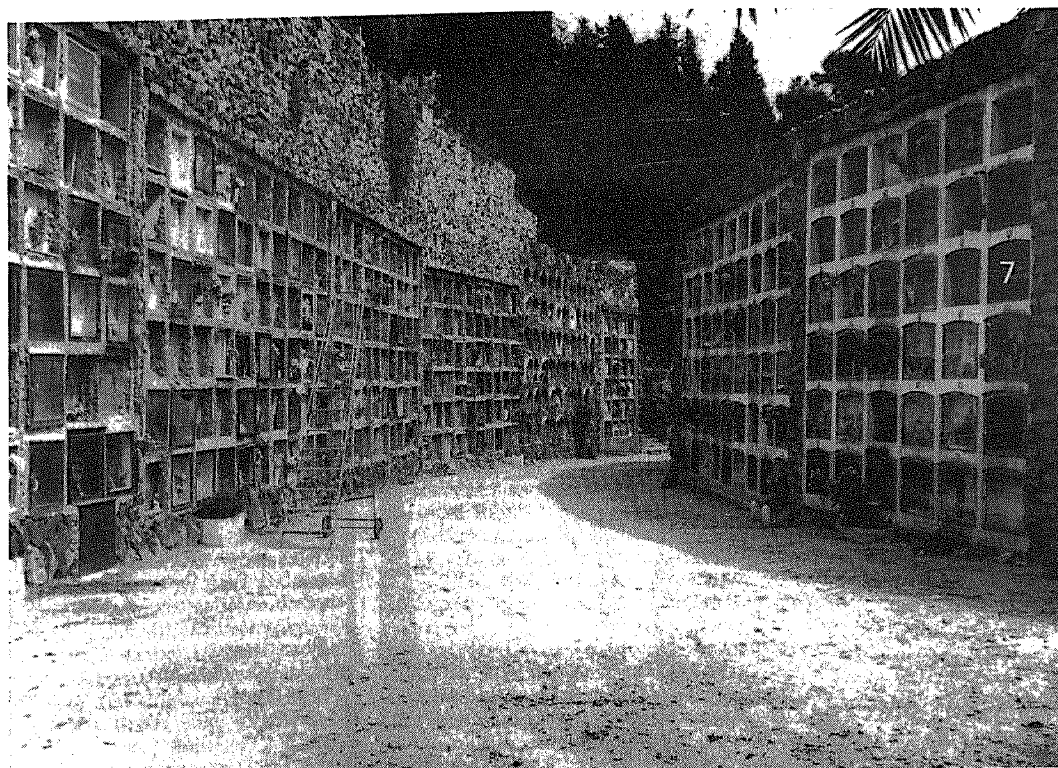
von Thea A. Struchtemeier

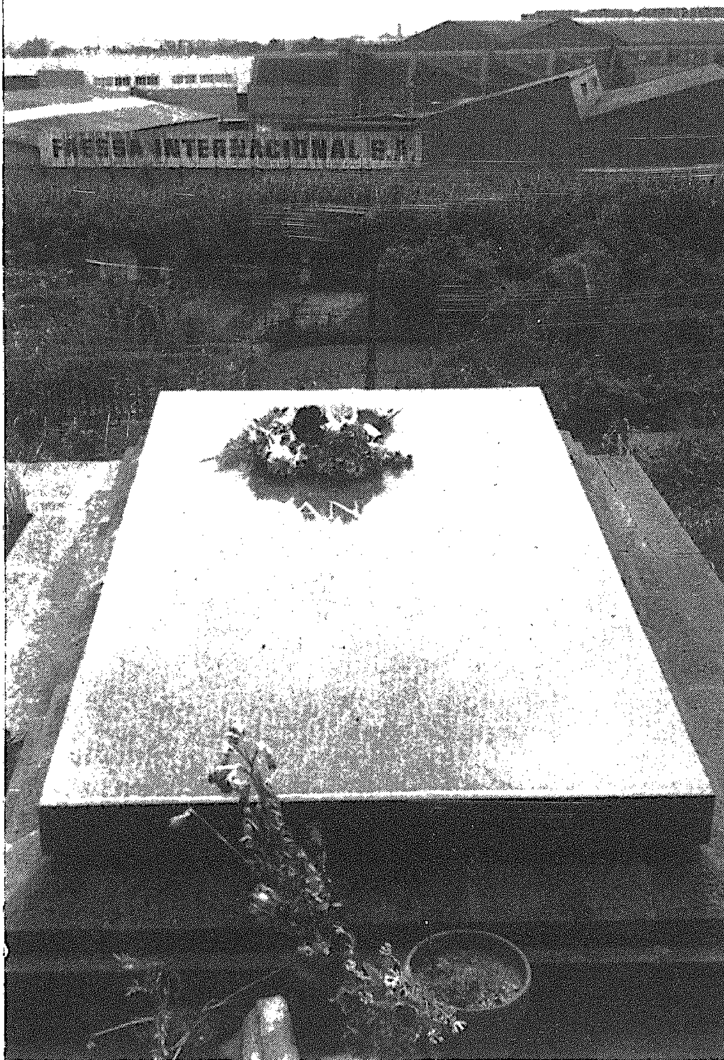
das von hohen Felsmauern in einem Tal umgeben ist. Am Felsenrand sind von Angehörigen oder von Freunden Grabsteine aufgestellt worden, die von herabfallenden Felsbrocken schon teilweise zerschmettertworden sind. Diese Grabsteine sind eher Kenotaphe (Leergräber), als Grabkennzeichnungen, denn niemand kann mehr nachgehen, wo nun genau die Überreste der getöteten Interbrigadiusten liegen. Auch deutsche Namen lassen sich dort finden, wie z.B. der Stein für *Hans Beimler*, der 1936 in Spanien sein Leben ließ und seit Dezember 1986 dort einen gestifteten Stein erhielt. Etwas weiter von diesem Grab abgelegen befindet sich eine zentrale Gedenkstätte mit einer Grabtafel für *Lluis Companys*, den ehemaligen Führer der katalanischen Linkspartei Estat Catalá und ehemaligen Präsidenten Kataloniens, nachdem die Republik proklamiert wurde und Oberst Maciá starb. Companys stellte sich später während des Verlaufes des Bürgerkriegs auf die Seite der Kommunisten und der Sowjetunion, und im März 1937 kam es zur Krise mit den Anarchisten.[2] Die Gedenkstätte ist mit der gelb-rot-gestreiften Fahne Kataloniens geschmückt. Noch ein paar Meter hiervon abgelegen, geht man etwas abseits einige Treppenstufen hinauf, wo 1984 ein von der Öffentlichkeit unterstütztes und von der kommunistischen Partei Spaniens forciertes Denkmal für die im Bürgerkrieg Getöteten errichtet wurde, das in verweltlichter Weise ein Motiv der katholischen Pietà-Figur darstellt. Anstatt einer trauernden, mütterlichen Maria hält hier eine bäuerliche Landesmutter ihren getöteten Sohn, den getöteten Interbrigadisten, im Schoße. (Bild 5) Dessen Tod wird dadurch mit dem christlichen Opfertod Jesus' parallelisiert, der Kampf im Spanischen Bürgerkrieg wird damit zu einem gerechten, einem heiligen Krieg stilisiert. Zwei Dinge sind hier verwunderlich: Zum einen, inwieweit die sich zumeist bewußt atheistisch gebärdenden Kommunisten ein christlich-katholisches Symbol reproduzieren und zum anderen, inwieweit die mit einem progressiven Anspruch ausgestatteten Kommunisten eine bürgerliche Geschlechterzuweisung weiter fortsetzen, bei der der Mann zu kämpfen und zu sterben hat und die Frau nur lethargisch zu trauern. Eine wütende Mutter, eine wütende Frau ist auch beim revolutionären Kampf innerhalb der eigenen Reihen unerwünscht, denn wofür lohnte es sich vielleicht noch zu kämpfen, wenn nicht der Dank der Frauen in Form ewig verzweifelter Trauer das »Heldentum« für die ausgezogenen »Söhne« bekränzte und in Erinnerung bewahrte? Es gibt nicht nur offensichtlich eine nationeninterne und internationale Homogenität des Feindverständnisses zwi-

schen befeindeten Gruppen[3], die abhängt von diachronen Phasenverschiebungen, es gibt auch eine nationeninterne und internationale Homogenität der Geschlechterzuweisung und Symbolreproduktion, die einander feindlich gesonnene Gruppen eint. Die Frage bleibt hier, ganz nach Carl Schmitt gestellt, wer hier der letzte »Feind« ist, der offensichtlich in ›seiner‹ Andersartigkeit schwer zu erfassen sein dürfte, wenn doch die Homogenität der Feinde gesichert scheint. Theweleit dürfte uns als einer der ersten eine ernstzunehmende Antwort darauf gegeben haben. Wichtig ist es auch, bei diesem Friedhofsareal festzustellen, daß es von dem übrigen, zivilen Teil des Friedhofes abgegrenzt ist. Auch das ist eine Parallele und ein Kennzeichen typischer »Ehrenfriedhöfe«, wie z.B. unserer Soldatenfriedhöfe.



Nur wenige Meter von dem Fossar der Interbrigadisten entfernt, nähert man sich bei seinem Verlassen den drei schwarzen Granitsteinen der Anarchisten Francisco Ferrer, Francisco Ascaso und Buenaventura Durruti, von denen aus sich die Sicht auf die Wellblechhütten der Ärmsten Barcelonas wie einer etwas davonabgelegenen Fabrik eröffnet und die sich an der Ecke einer Kreuzungsstraße von Kolumbarien befinden . Spaniens Friedhöfe sind, wie schon berichtet, eigene Städte, und hier findet auch ein Busverkehr zu den Totenwohnungen statt, der aber höchst selten, und dann nur in den Morgenstunden, genutzt wird. Die drei toten Anarchisten ›wohnen‹ hier in der Via de San Carlos im Bezirk Agrupacion 2^A, und wenn man hier vorbeikommt, so muß man sich leider die von Enzensberger gesehenen industrieromantischen »Schatten einer Fabrik« wegdenken, die sich auf das Grab Durrutis würfen.[4] Vielleicht ist diese Stätte eines kampfeswilligen Volkes dafür zu weit von den Gräbern entfernt, aber dieses mythische Umfeld haben die Grabsteine auch gar nicht nötig. Die sich auf der Weggabelung kreuzenden ärmlichen Kolumarien (vgl. Bild 7), die ja »nur« die Überreste des ärmeren Teils der Bevölkerung bewahren, sind genügend proletarischrevolutionäres Accessoire. Aber die Geschichte eines Helden, seine Legende, wird sich sowieso das holen, was sie zu seiner Mythenbildung braucht. Aber noch etwas Weiteres muß sich seit den Beobachtungen Enzensbergers in den 70er Jahren verändert haben, denn so spartanisch sind die Grabsteine der drei Anarchisten nicht, daß »kein Steinmetz seinen Namen eingemeißelt« (hat).[5] Und auch das mit einem Taschenmesser in den Stein in unbeholfener Schrift gekratzte Wort »Durruti« findet sich nicht mehr,[6] so daß durch Aufklärung dem Mythos des ärmlichenm Grabes des »Helden« Abhilfe geschaffen werden muß. Mit Sicherheit sind die Gräber der Drei nicht bombastische Konstruktionen und ausgefallene Entwürfe kreativer Steinmetzen. Die drei Gräber sind mit einfachen schwarzen Granitplatten abgedeckt, auf denen mit Goldbuchstaben Geburts- und Sterbedaten und ein kurzer Lebensabriß eingemeißelt sind. (Bild 8) Das mittlere Grab, vor dem Kopf der Grabstelle Durrutis, weist einen gesonderten Gedenkstein auf, der allen drei Anarchisten, Ferrer zur Linken und Ascaso zur rechten Durrutis, gilt. Als erster Titel stehen in beschwörenden Interjektionen (Anrufungen) die Namen







»!Ferrer! !Ascaso! !Durruti!, wozu der Verfasserin ein Vergleich zu der katholischen Abrufungsformel »Jesus! Maria! Josef!« auffällt, die nicht selten auf katholischen Grabsteinen oder Totengedenkzetteln zu lesen sind, die nach (Jahres)Messen für Verstorbene an Anverwandte und Freunde verteilt werden. (Bild 9) »Ein Mann wie Durruti stirbt eben nicht in seinem Bett«,[7] und dem Tod eines »Helden« mag stets etwas Rätselhaftes anhaften, was hilft, seinen Tod zu verklären. Dazu können die landeseigenen Symbolbestände, hier in Spanien die von der katholischen Kirche zur Verfügung gestellten Trost- und Hilfsmittel, beitragen. Reproduziert wird dabei aber auch das Arsenal des herrschenden status quo, das bewußt oder unbewußt auf allen Seiten, ob bürgerliche Form des Totengedenkens oder antibürgerliche Form, immer wieder Verwendung findet. Wie tief, so fragt sich die Verfasserin, mag der Mythos wurzeln, daß er zumindestens äußerlich die Unterschiede verschiedener Parteiungen eint, und was mag er noch heute für Kräfte besitzen, daß er die Motive für ein »Heldentum« gemeinsam stiftet. Die Gräber der drei Anarchisten reproduzieren nur latent »gewöhnliches« bürgerliches Totengedenken, wohingegen das Motiv der trauernden Interbrigadisten-Mutter in Pietà-Manier schon offensichtlicher Normvorstellungen »angemessener« Trauer anbietet. Daß diese gesehen und vielleicht auch akzeptiert werden: was sich letzteres leider einer Überprüfung entzieht, muß sich daran zeigen, daß beide Grabstellen, die derInterbrigadisten wie die der Anarchisten, aufgesucht und geschmückt werden.

Anmerkungen:

[1] Aus Hanns-Erich Kaminski, Barcelona. Ein Tag und seine Folgen (Berlin 1986, Edition Tranvia), S.46, zur Totenfeier Durrutis.

[2] Nach Augustin Souchy, Nacht über Spanien, Anarcho-Syndikalisten in Revolution und Bürgerkrieg 1936–39, Ein Bericht (Grafenau [4]1987, Trotzdem-Verlag), S.55 und 193

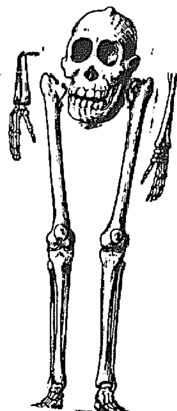
[3] Man lese hierzu Kaminskis Ausführungen über die Liebe zu seinem Gewehr, die erstaunliche Parallelen zum Waffenverhältnis der Freikorpssoldaten der 20er Jahre aufweisen und sein Lob der Kameradschaft im Spanischen Bürgerkrieg, die das einzig Schöne im Krieg sei und das »Du« erleichtere. Barcelona, S.192 und 188f.

[4] Hans Magnus Enzensberger, Der kurze Sommer der Anarchie, Buenaventura Durrutis Leben und Tod (Frankfurt 1972, Suhrkamp Verlag), S. 260

[5 und 6] ebd.

[7] Emilienne Morin, in Enzensberger, S. 280

Alle Photos stammen von der Verfasserin, August 1987.



Bücher, die der Redaktion zugeschickt wurden, kurz vorgestellt; da die Buchmesse hinter uns liegt, sind es besonders viele diesmal, und wir konnten auch längst nicht alle eingegangenen Rezensionen berücksichtigen bzw. Bücher selbst besprechen; wir hoffen weitere auf kommende Nummern des *SF* verteilen zu können:



* *A las barricadas – Triumph und Scheitern des Anarchismus im Spanischen Bürgerkrieg; hrsg. von Michael Schuhmann und Heinz Auweder; Anhang mit A. Souchy's »A Tragic Week«; Abbildungen aus dem CNT-Archiv in Amsterdam; 220 S., 22.-DM, Trotzdem-Verlag, PF, 7031 Grafenau-Döffingen*

Der Zugang zu den Ereignissen in Spanien 1936–1939 ist zugepflastert von Mythen. Trotz der zahlreichen Veröffentlichungen fehlt es bisher an einer knappen und präzisen Darstellung des Konflikts zwischen Anarchisten und Kommunisten. Der erste Abschnitt des Buches, das als spätes Ergebnis der Spanienwochen in Freiburg 1986 aufgefaßt werden kann, beschäftigt sich mit den innerorganisatorischen Entwicklungen im anarchistischen und kommunistischen Lager. Der zweite Teil untersucht detailliert die Zuspitzung der Auseinandersetzungen nach dem Putsch der Franco-Clique im Sommer 1936. *Augustin Souchy's* bisher in deutsch unveröffentlichter Text (1937 in Barcelona auf spanisch und englisch veröffentlicht) im Anhang dokumentiert die zeitgenössische Einschätzung der Mai-Kämpfe in Barcelona 1937, die den Niedergang der Anarchisten im republikanischen Spanien einläuteten.

Jos Fritz Bulakollektiv



* *Hans Popper – Die freie organisierte Gemeinschaft des jüdischen Yishuv (Einwohnerschaft) in Palästina*, 51 S., 8.- DM. *Verlag Klaus Guhl, Knobelsdorffstr.8, 1000 Berlin-19. Hrsg. und übersetzt aus dem Hebräischen von Syma Popper*
Der Autor beschreibt die Organisationsform des jüdischen Yishuv, gemeint sind die jüdischen Einwohner nach Palästina, die sich dort zwischen 1918 und 1948 ansiedelten, – beschrieben wird so die Zeit bevor es zur Staatsgründung kam. Demgemäß geht der Verfasser davon aus, daß das Palästina-Problem erst mit der Staatsgründung entstand, daß die Aktionen gegen die Palästinenser von jüdischen Rechtsextremisten nicht zufällig ein halbes Jahr vor der Staatsgründung begannen, daß diese jedoch damals noch von der Mehrheit des jüdischen Yishuv verurteilt und oftmals verhindert wurden. Die Broschüre befaßt sich deshalb vor allem mit dem sozialen Leben der Gemeinschaften, das noch keinen staatlichen Zwang kannte und setzt sich – ausgehend von anarchistischer Grundeinstellung – mit Staat, Staatenlosigkeit und staatenlosen Gemeinschaften auseinander; Popper verherrlicht die Gemeinschaften nicht, sondern zeigt auch auf, in welchen Handlungen sie bewußt oder unbewußt staatsvorbereitend wirkten.

* *Das schwarze Loch – Bücherliste zum Thema Knast, Repression, Gegenöffentlichkeit, Stadtguerilla, Widerstand.* Diese Bücherliste wurde in einer Auflage von 24 000 Exemplaren aufgelegt und liegt in jedem linken Buchladen kostenlos aus, bzw. kann von jedem linken Laden angefordert werden. Für Interessierte ein Grund mehr mal wieder die Läden als notwendige Infrastruktur zu begreifen und zu nutzen – bevor sie eingehen (wie in Bochum, Fürth) oder am Eingehen sind. Einzelbestellungen gegen 1,50 DM Rückporto können – falls wirklich kein Laden in der Nähe ist – auch direkt erfolgen: *M. Hoffmann u. Kuntner, c/0 ID, Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt-90*

Wolfgang Haug

* *»Erfaßt – Gemustert – Kriegsbereit« – 30 Jahre Wehrpflicht, Sondernummer der GRASWURZEL-REVOLUTION Nr.113/114, 68 Seiten, 6.-DM, Bezug: GWR, Nernstweg 32, 2000 Hamburg 50*
Die Zahl der Totalverweigerer ist erneut kräftig gestiegen. Totalverweigerung bedeutet die vollständige Ablehnung der staatlichen Wehrpflicht, angefangen mit der Erfassung über den Bundeswehr- oder Zivildienst bis hin zur Wehrüberwachung. Die Zeitschrift *Graswurzelrevolution* hat nun zum 30. Jahr der ersten Einberufung von Wehrpflichtigen in der BRD unter dem Titel »Widerstand gegen die Wehrpflicht« ein Sonderheft herausgebracht, das praktische Ansätze, Hintergründe und Diskussionen zur Wehrpflichtverweigerung zusammenträgt.

Eingeleitet wird das Heft mit einem Plädoyer, den WiderstandBgegen die »Kulturnorm Wehrpflicht« in der Friedens- und antimilitaristischen Arbeit verstärkt aufzugreifen: Hunderttausende sind von ihr betroffen und die ins Haus stehenden Verschärfungen (Verlängerung der Dienstzeiten, weniger Zurückstellungen und Ausmusterungen, Frauen zum Bund ...) schaffen zusätzlichen Konfliktstoff. Nachdem im ersten Teil Informationen zur Wehrerfassung, Musterung bis hin zum Thema »Abhaun nach Berlin« gegeben werden, findet in zwei umfangreichen Themenblöcken die Auseinandersetzung mit Zivildienst und Bundeswehrzeit statt. Dabei wird politische Arbeit im Zivildienst und der Bundeswehgr keineswegs grundsätzlich abgelehnt, es werden Verbindungslinien geschlagen, die versuchen, Totalverweigerung und Widerstand in den Institutionen in einen Zusammenhang zu stellen.

Besonders berücksichtigt wird auch das Thema Repression und Solidaritätsarbeit mit wichtigen Anregungen für Betroffene und Unterstützergruppen. Neben dem Auslandsteil, in dem beispielhaft die Situation in Südafrika, Schweiz und Polen dargestellt wird, findet sich im historischen Teil ein Artikel, der es verdient hat besonders hervorgehoben zu werden: *Dieter Brünn* schildert die wenig bekannte Geschichte des Widerstands amerikanischer Wehrpflichtiger gegen den Vietnamkrieg.

W.Heinrich

Literarisches

* *Klaus Rödler: Vergessene Alternativschulen. Geschichte und Praxis der Hamburger Gemeinschaftsschulen 1919–1933. 362 S., Juventa-Verlag 1987*
Klaus Rödler, der mit seinen beiden letzten Schriften (*Kinderbefreiung und Kinderbewußtsein*, 1981, ²1983, 1986 Übernahme in den Trotzdem-Verlag; *Zur Freien Schule Frankfurt*, 1984) interessante Studien zur aktuellen Alternativschulbewegung vorlegen konnte, präsentiert in seinem neuen Buch eine historische Spurensuche zum gleichen Thema.

Es geht um eine radikal-demokratische Alternativschulbewegung in Hamburg aus der Weimarer Zeit. Dieser Zeitraum bis 1933 war einerseits in der bildungspolitischen Landschaft geprägt durch ein zentralistisches Schulwesen, andererseits findet sich aber auch eine Fülle von pädagogischen Alternativen, die zusammengenommen eine äußerst fruchtbare »Bewegung« ergaben, von der man heute in der BRD nicht nur träumen, sondern auch lernen kann.

Nach einer ersten intensiven Beschäftigung Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre mit diesen vergessenen Alternativen, verebbte bis heute zusehends das Interesse an dieser deutschen Pädagogiktradition. Gerade aus dieser Sicht ist Rödlers Arbeit umso mehr zu begrüßen. Er beschreibt Schulversuche – geprägt durch die Leitgedanken der Dezentralisation, Selbstorganisation und »Verlebendigung« – die in Hamburg an staatlichen (!) Schulen durchgeführt werden konnten und macht damit u.a. auf die ehemals äußerst liberale Schultradition der Hansestadt aufmerksam.

Rödler nennt diese Experimente Fossile einer »abgestorbenen Seitenlinie des öffentlichen Schulwesens«, die von der pädagogischen Geschichtsschreibung vernachlässigt wurden. Für ihn sind diese Schulen das Ergebnis des Zusammentreffens reformpädagogischer Ideen, der Jugendbewegung sowie der politischen Neuordnung Hamburgs nach 1918.

In drei Kapiteln geht er auf das damalige hamburgische Schulwesen, die pädagogische Reformbewegung der Hansestadt sowie im Hauptteil auf die Entstehung, den Alltag und die Entwicklung der Hamburger Gemeinschaftsschulen ein.

Im Vordergrund steht dabei die Praxis und Schulwirklichkeit der Versuchsschulen, schwerpunktmäßig dargestellt an der »Schule Berlinertor« 1919–1933. Auf Einzelfragen und Details dieser Versuchsschulwen verzichtet Rödler dabei oftmals bewußt. Er möchte den Gemeinschaftsschulgedanken als Ganzes nachzeichnen.

Rödler arbeitete an dieser Rekonstruktion mehrere Jahre, und obwohl als Dissertation veröffentlicht, stand diese Absicht ursprünglich nicht im Vordergrund. . . . Seine Arbeit ist neben der Wiederaneignung einer vergessenen Versuchsschulbewegung auch der Versuch, die Theorie und Praxis einer dezentralisierten Gemeinschaftsschulpädagogik als Alternative zur zentralisierten Staatspädagogik zur Diskussion zu stellen.

Ulrich Klemm

Bücher

* *EG-Agrarpolitik oder: »There's No Business Like Agro-Business«*
BUKO-Agrarkoordination (Hg.): Wer Hunger pflanzt und Überschuß erntet. Beiträge zu einer entwicklungspolitischen Kritik der EG-Agrarpolitik; 336 S., 19.-DM, Verein zur Förderung entwicklungspädagogischer Zusammenarbeit Hamburg.

Heutzutage von Problemen der bundesrepublikanischen und europäischen Landwirtschaft zu sprechen, ist bereits untertrieben. Mit brachialer Gewalt liquidierte eine Brüsseler Agrarpolitik seit den 50er Jahren bäuerliche Landwirtschaftsstrukturen und bewirkte u.a. europaweit ein Bauernsterben, dem in der BRD nach 1945 nahezu eine Million Landwirte zum Opfer fielen.

Mit dem zynischen Schlagwort vom »Wachsen oder Weichen« wirdBseit Jahren eine Agrarpolitik beschrieben, die nicht nur für Millionen von europäischen Bauern zur Existenzfrage geworden ist, sondern auch katastrophale wirtschaftliche (Stichwort: Überproduktion) und ökologische (Stichwort: Landwirtschaftszerstörung) Folgen nach sich gezogen hat, über deren Tragweite man sich erst jetzt bewußt wird. Daß diese Krise jedoch nicht nur auf Europa beschränkt ist, sondern eine weltweite Dimension hat, darauf macht ein neuer Band der BUKO-Agrarkoordination aufmerksam. Dieser Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen ist der Zusammenschluß von Dritte-Welt-Gruppen, Dritte-Welt-Solidaritätskomitees und entwicklungspolitischen Basisinitiativen in der BRD seit 1977.

Die Situation der europäischen Landwirtschaft ist paradox – ja man muß sogar angesichts ihrer Statistik den Eindruck gewinnen, daß sie kurz vor dem Kollaps steht: **Nahezu zwei Drittel des EG-Haushalts fließt in Marktordnungskosten und Subventionen für die Landwirtschaft und übersteigt damit das Gesamteinklommen aller europäischer Landwirte.** Weiter ist festzustellen, daß diese Subventionen vor allem der Lagerhaltung, dem Agrarhandel sowie der verarbeitenden Industrie zufließen, also nicht den Bauern. Der Erzeuger landwirtschaftlicher Produkte in der Tradition einer bäuerlichen Bewirtschaftung wird scheinbar zum unwichtigsten Faktor bei diesem business.

Die agrarpolitische- und Wirtschaftsmafia hat es innerhalb weniger Jahrzehnte geschafft, weltweite Agrarstrukturen zu zerstören und eine Situation zu schaffen, die einerseits in einer zunehmenden und Milliarden verschlingenden Überschußproduktion der Industrieländer besteht und andererseits eine wachsende Armut in Ländern der dritten Welt mitverschuldet.

Diese derzeitige Sackgasse der EG-Agrarentwicklung wird von den Autoren des Bandes als Ausdruck einer weltweiten Krise des Agrobusiness verstanden. Ihre These ist dabei, daß die Strukturprobleme der europäischen Landwirtschaft in Länder der dritten Welt sowie auf den Weltmarkt verlagert werden und damit letztlich die Bevölkerung dieser Regionen die Folgen europäischer Mißwirtschaft und falscher Politik tragen müssen. Es geht ihnen um die Analyse der »Außenwirkungen« unserer Agrarpolitik und damit um eine entwicklungspolitische und internationalistische Perspektive.

Ein weiterer Gesichtspunkt leitet ihr Interesse: nachdem bislang die Handelspolitik und das Agrarbusiness der USA im Zentrum einer Welternährungsdiskussion standen, wurde Europa und die EG weitgehend ausgeklammert. Seit den 80er Jahren jedoch greift die EG zunehmend als Importeur und Exporteur von Futter- und Nahrungsmitteln in den Weltmarkt ein und gefährdet damit zusehends die Ernährungssicherung und Selbstversorgung von Ländern der dritten Welt ebenso wie die Existenz heimischer traditionell bäuerlicher Landbewirtschaftung. Dies soll in diesem Band ebenfalls dokumentiert werden.

Der Reader hat vor diesem Hintergrund den Charakter eines Arbeits- und Handbuches. Nach einer Einleitung ins Thema folgt ein Beitrag zur »Geschichte und Funktion der Agrarpolitik in Westeuropa«. Das III. Kapitel steht unter der Überschrift »Europas Ernten im Weltkarussel« und behandelt die drei zentralen Agrarhandelsprodukte: Getreide, Milch und Zucker.

Im IV. Teil geht es um Exportoffensiven, Nahrungsmittelhilfen, das Lomé-Abkommen sowie um Selbstbeschränkungsabkommen der EG und im folgenden um die aktuellen Reformdiskussionen innerhalb derAgrarpolitik. Im abschließenden Kapitel werden Konzepte und Perspektiven für eine »ökologisch und sozial gerechte Agrarentwicklung in Europa« vorgestellt. Zu Wort kommen hierbei Vertreter der Agraropposition sowie der Umwelt- und Dritte-Welt-Bewegung.

Der Band schließt damit mit keinem fertigen Alternativkonzept zur Bewältigung der Krise – was auch ein sehr gewagtes Unternehmen wäre. Der Anspruch des Buches, wie er im Untertitel verheißungsvoll formuliert wurde, nämlich »Beiträge zu einer entwicklungspolitischen Kritik der EG-Agrarpolitik« zu liefern, um damit die »Außenwirkungen« dieser Politik bewußt zu machen, wird von den Autoren eingelöst, mehr noch: Ihnen ist zu einem hochaktuellen und -komplexen Thema, zu dem bislang eine entsprechende Gesamtschau ausstand, ein wirklich gutes Werk gelungen, daß das Thema umfassend und anschaulich mit Grafiken, Tabellen, Cartoons, Zitaten und sinnvollen Unterteilungen aufarbeitet.

* *Hans-Jörg Breitinger (hrg.für den BUND): Ökologie und Landwirtschaft, 44 S., 2,50 DM, BUND Ldverb. Baden-Württemberg e.V., Stuttgart*
Enthalten sind ein Beitrag des Kasseler Hochschullehrers *Onno Poppinga* zu Rahmenbedingungen einer umweltgerechten Landwirtschaftspolitik, ein engagiertes Plädoyer für einen erzeugerorientierten Weg aus der Sackgasse Agrarpolitik des bayrischen Biobauern und Agraroppositionellen *Sepp Bichler* sowie abschließend eine Stellungnahme von *Hubert Weiger*, Vorsitzender des BUND Bayern, zum Verhältnis von Landwirtschaft und Naturschutz.

Ulrich Klemm

**Annie Le Brun: Laßt alles fahren; Edition Tiamat, Berlin 1982; 22.-DM, Grimmstr.26, 1000 Berlin-61*

Nur keine Vorurteile. Ein Buch muß ja nicht schon deshalb schlecht sein, weil sich die Autorin auf dem Titelbild in Pose wirft. Und der Klappentext verspricht Interessantes: *»Dieses Buch ist ein Aufruf zur Desertation! Gegen die Lahmheit der feministischen Revolte . . .* (es folgt eine Aufzählung berühmter französischer Feministinnen) . . . *gegen das ideologische Niederknüppeln durch den Chor jungfräulicher Uniformität und durch die neofeministischen Bürokratinnen.«*

Also mitten hinein ins Vergnügen, ich stürze gerne Mythen vom Sockel und genau das verspricht mir Annie Le Brun mit dem Kurzinfo zu ihrem Buch »Laßt alles fahren«. Die ersten Seiten ziehen sich, ich muß mich erst an die hochgeschraubte Ausdrucksweise gewöhnen, noch zerstückeln mir Fremdworte den inhaltlichen Zusammenhang. Situationistisch sei das eben, läßt man(n) mich wissen.

Auf Seite 17 greife ich zum ersten Mal nach dem Fremdwortlexikon, weil's spannend wird und ich die Auseinandersetzung rund um Simone de Beauvoirs »Das andere Geschlecht« nicht mißverstehen will. *»Theoretisch ist fast schon zuviel gesagt, insofern sich das Andere Geschlecht zunächst als eine geschickte Stickerei auf existentialistischen Kanevas darstellt, mit allem was ein solcher Treueakt an versteckten Widersprüchen, dunklen Unstimmigkeiten und hektischen Inkohärenzen vermuten läßt.«* Kanevas, der: 1. leinwandbindiges, gitterartiges Gewebe für Handarbeiten. 2. Einteilung des Stoffes in Akte und Szenenbilder in der ital. Stegreifkomödie.Inkohärenz, die: mangelnder Zusammenhang. So verrät es mir der Duden. Aha! Aha? Weiter im Text. Was Annie Le Brun an diesem 1949 entstandenen Standardwerk der Feministinnen auszusetzen hat, verrät sie mir leider nicht. *»Keine Angst, ich werde mir nicht die Mühe machen, und mich damit langweilen, hier im Einzelnen die Thesen eines Buches zu widerlegen, das mich selbst langweilt.«* Nach diesem Satz pfeffere ich »Laßt alles fahren« zum ersten mal in die Ecke.

Zwei Wochen später quäle ich mich in einem Anfall von Masochismus auf einer ohnehin schon todlangweiligen Zugfahrt weiter durch das Buch. Entgegen der Versprechung von Seite 18 wird »Das andere Geschlecht« doch noch auseinander genommen. Le Brun unterstellt der Beauvoir, eine Ausklammerung der Sexualität zum Postulat gemacht zu haben. Schon wieder will ich das Buch zuklappen, weglegen. Warum ärerge ich mich eigentlich so darüber? Schließlich sind Beauvoirs Thesen ja auch für mich kein Dogma, ganz im Gegenteil. Es ist der Stil, es ist die Art und Weise, mit der Le Brun an die Dinge herangeht. Und die Abrechnung mit Simone de Beauvoir mag dafür nur als Beispiel stehen. Eine Kate Millet, eine Xaviere Gauthier oder eine Marguerite Duras werden genauso zerfleddert. Und wenn auch die Grundaussage stimmen mag, daß die Feministinnen, die an der Spitze einer Bewegung stehen (wer hat sie eigentlich dorthingestellt?) das Spiegelbild der bekämpften Strukturen aufstellen, sich in der herrschenden Gesellschaft nur ihre Pfründe sichern wollen, indem sie alte Dogmen durch neue ersetzen, so widert es mich doch an, wie Annie Le Brun ihre eigenen Thesen dem entgegen setzt. Wirft sie den Feministinnen vor, in den althergebrachten Spielregeln verhaftet zu bleiben, so tut sie mit ihrem Anspruch der absoluten Richtigkeit ihrer eigenen Sichtweisen, ihrer Sprache, die zwischen übersteigerter Wissenschaftlichkeit und lyrischem Bla-Bla hin- und herschwankt, genau dasselbe. Das, was an diesem Buch wichtig und richtig ist, die Feststellung, daß männliches mit weiblichen Vorzeichen auch nichts Besseres sei, daß feministische Literatur nur zu oft in der Weiblichkeit per se die Lösung aller Probleme sieht, daß weibliche Werte und tradierte Frauenrollen zu übersteigerten Mustern mit gesellschaftsveränderndem Aspekt hochstilisiert werden und daß die Suche nach den Wurzeln der Geschichte von Frauen in nicht belegbaren Matriarchatstheorien endet, ließe sich auch einfacher, kürzer, allgemeinverständlicher darlegen. Annie Le Bruns Buch, 1977 entstanden, hat viele Entwicklungen der Frauenbewegung frühzeitig abgeurteilt. Wer aber der (männergeprägten) hochstilisierten Sprache der Hyperintellektuellen verhaftet bleibt, darf sich nicht wundern, wenn die Rezeptionsfähigkeit der LeserInnen und damit auch die Wirkung eines Buches ausbleibt. (Dem/der geneigten LeserIn sei hiermit bewiesen, daß auch die Rezensentin mit hohen Begriffen um sich schmeissen kann). Oder schlicht gesagt: Annie Le Brun »Laßt alles fahren« – für's intellektuelle Nähkästchen geschrieben.

Sissy Rohata

**Wilfried Breyvogel/Heinz-Hermann Krüger (Hg.): Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900–1987, 288 S., 200 Abb., Katalogformat, 30.-DM, Verlag J.H.W. Dietz, PF 201352, 5300 Bonn.*

Dieser Text-Bild-Band begibt sich auf Spurensuche – historisch und aktuell. In den über vierzig Einzelbeiträgen wird der besonderen historischen Entwicklung der Subkulturen der Revier-Jugendlichen nachgespürt. Der Katalog begleitet eine gleichnamige **Ausstellung**, die ab **dem 27.November bis zum 7.2.1988 in Dortmund (Museum für Kunst und Kulturgeschichte), danach in Herten, Essen (Ruhrlandmuseum) und Gladbeck** zu sehen sein wird.

Sibylle Denskus

**Christian Schultz-Gerstein: Rasende Mitläufer. Essays und Polemiken gegen Zeitgeister und Kulturplagen; hrsg. v. Klaus Bittermann, VW von Wolfgang Pohrt, 150 S., 24.-DM; Edition Tiamat Berlin-61.*

Am Puls der Un-Zeit

»Der Neonazi Michael Kühnen, könnte, wie er so redet, ebenso Bundestagsabgeordneter irgendeiner Partei, Pressesprecher von2001 oder Fernsehkommentator sein. Die ›Krise des Systems‹, ›die Unzufriedenheit der jungen Menschen‹, ›die Zerstörung unserer ökologischen Grundlagen‹, die ›Fragen, die nur die Geschichte beantworten kann‹, die Ablehnung terroristischer Gewalt ›egal von links oder rechts‹, daß ›man dieses nicht so übertrieben sehen darf‹ und jenes doch differenzieren muß, daß ›die Menschen nun einmal verschieden sind‹ und daß wir ›nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart leben‹ – der Rechtsextremist Kühnen unterscheidet sich nicht von all den anderen Sinnverkäufern im Außendienst, die fortgesetzt reden, aber nie etwas gesagt haben wollen.«

Das ist ein Zitat aus einer Auswahl journalistischer Arbeiten von Christian Schultz-Gerstein, geboren 1945 – gestorben 1987, die jetzt bei der Edition Tiamat unter dem Titel »Rasende Mitläufer« erschienen sind. In Form von Essays und Polemiken, Reportagen und Glossen, setzt sich Schultz-Gerstein u.a. mit dem »wiedererwachten Selbstbewußtsein der Deutschen als Kulturvolk und ihrer verdrängten Vergangenheit« auseinander. Gegliedert in verschiedene Schwerpunkte enthält das Buch eine Reihe Artikel, die eine bruchlose Tradition deutschen Opportunismus gepaart mit »herrschaftlicher Anstandskultur« und neokonservativem Denken ans Licht der Öffentlichkeit zerrt.

»Rasende Mitläufer« macht Spaß zu lesen, trotz Kloß im Hals. Andere Artikel demontieren Stück für Stück einen Teil linker deutscher Befriedungsstrategen« wie Urs Jaeggi, Peter Handke, Peter Mosler oder Botho Strauß. Schriftsteller, Kritiker und Journalisten, die sich eingerichtet haben zwischen beschaulicher kultureller Atmosphäre und hochorganisiertem Staatsapparat.

Nicht im üblich todernsten, »gründlich deutschen«, Kritikerjargon werden vermeintliche neue Antworten gegeben, sondern (z.B. in »Vatertagstour durch den Raketenwald« oder aus »amtlichen Höhen«) mit einer oft an Komik grenzenden Leichtigkeit Fragen gestellt und offensichtliche Widersprüche zugespitzt.

Am Rande der Satire bewegt sich die Sprache, benutzt die Mittel scheinbar unfreiwilliger Komik, um den selbsternannten Schwerenötern linker Kultur und »Harmonie« einen »gesalzenen« Strich durch die »Rechnung« zu machen. Als einer der mit den später ambitionierten 68ern groß geworden ist, verweigerte sich Schultz-Gerstein dem »Schulterschluß« der linken Desillusionierung auf dem furchterregenden Weg in die sichere Nische des abgeklärten Kulturbetriebs.

Herby Sachs



Photo: Manfred Kampschulte

Diskussion

btr. SF-24: Flüchtlingsarbeit und Libertäre (Widersprüche)

In der Zeitschrift *Schwarzer Faden* (SF-24, 2/87) und dem Organ der Freien Arbeiter Union (FAU) *Direkte Aktion* (DA-61, 62) wird das Thema Flüchtlinge und Asyl in der BRD und West-Berlin thematisiert.

Aufgrund unseres praktischen Erfahrungshintergrunds im Flüchtlingsbereich und mit asylsuchenden Menschen, möchten wir mit unserem Beitrag zu einer umfassenderen Diskussion anregen.

Wenn wir in guter Tradition darauf bestehen, daß die spezielle deutsche Vergangenheit nicht zu »bewältigen« ist, daß gerade in Deutschland die bewußte Erinnerung an die Behandlung von *Fremden* vor, während und auch nach der Zeit des Nationalsozialismus wachgehalten werden muß, dann bedeutet dies zugleich, sich hier und heute im Alltag so einzumischen, daß ein Rückfall dieser Gesellschaft in die alte oder eine neue Barbarei verhindert wird.

Die staatlich-gesellschaftliche und individuell mitgetragene Verdrängung der erfolgten Vernichtungspolitik alles »Andersartigen« war für einige Anlaß, genauer hinzuschauen, wie heute in Westdeutschland und West-Berlin *Fremde*, und hier vor allem Asylsuchende, behandelt werden. (vgl. Berliner Antifa-Gruppe: Exil-Bilder aus Berlin, SF-24) Empörung und Wut spricht aus diesem Artikel, berechtigte Wut, wenn wir derzeitige Asylpolitik erleben, uns auf einzelne Flüchtlinge einlassen, deren Lebensumstände direkt wahrnehmen.

Empörung ist wichtig, als persönliche Betroffenheit und Motivation für Veränderung, aber Wut allein ist zu wenig. Wenn, wie in dem Artikel der Berliner Antifa-Gruppe, der Staat zum wiederholten Mal »entlarvt« wird und gelcihzeitig wiederum eine »Verschärfung« der Lebensbedingungen der Flüchtlinge konstatiert wird, so bringt uns das nicht weiter. Der Artikel der Antifa-Gruppe mit der treffenden Überschrift »Bilder aus Berlin« zeichnet ein dunkel-düsteres expressionistisches Gemälde der Elendsituation der Flüchtlinge. Übernimmt er damit nicht genau die Sichtweise des »Staates«, der die Asylbewerber auch nur noch als dumpfe, zu verwaltende und reglementierende Masse, als Feindbild, sieht?

Distanziert flüchtet sich die FAU-Moers auf eine nur politische Ebene (DA-61). Das Postulat der FAU den Kampf für die Rechte der Flüchtlinge mit *unserem* Kampf gleichzusetzen (jedoch bleiben die Inhalte offen!) und diesen Kampf in einer kooperativen und solidarischen Gemeinschaft durchzuführen, bezieht sich nicht auf die wirkliche Situation im Flüchtlingsbereich, es sind realitätsferne Wunschvorstellungen.

Unsere Reaktionsformen auf den Staat und seine Politik sind oftmals antiquiert! Unsere Kraft konzentriert sich immer noch zu oft auf das »Weg mit . . .« und »Kampf dem . . .«, und vergißt dabei sich auch auf das »wie anders« zu konzentrieren.

Beide Ebenen sind notwendig! Hierbei geht es um das Erkennen und Nutzbarmachen von Widersprüchen in der herrschenden Asylpolitikund -praxis und auch innerhalb der Bündnisse mit Menschenrechtsorganisationen, Kirchen und Parteien. Flüchtlingsarbeit heute ist weitgehend Bündnisarbeit. Unverständlich hierbei, wenn die FAU das oftmals anzutreffende »Mitleid«, die »bürgerliche Humanität« oder die fehlenden »Klassenwidersprüche« kritisiert.

Flüchtlingsarbeit ist Arbeit mit Menschen. Menschen, die nicht warten können, bis die *Revolution* da ist. Diese Menschen sind betroffen mit so schwerwiegenden Problemen wie Abschiebung, Trennung von Freunden, der Familie und haben Gerichtsverhandlungen, die über ihr weiteres Leben entscheiden. Einzelfallhilfen sind für die Betroffenen überlebensnotwendig. Andererseits ändert sie nichts an der Situation in den Heimatländern, den Ursachen der Flucht, und ändert auch wenig an der Asyl-Abschreckungspolitik, wie sie in der BRD auf breiter Ebene vorangetrieben wird.

Schließlich ist eine weitere Erfahrung zu benennen, nämlich eine scheinbare oder tatsächliche, mangelnde Bereitschaft vieler Asylbewerber, selber für ihre – wenn auch wenigen – Rechte hier zu kämpfen. Viele Flüchtlinge entsprechen nicht *unserem* Idealbild eines kämpfenden politischen Menschen und eines gleichberechtigten Umgangs miteinander. Dies ist verständlich, denn sie haben nicht die gleichen Rechte wie wir, kommen aus anderen gesellschaftlichen Strukturen, haben andere Lebenserfahrung gemacht als wir.

Können wir uns darauf einlassen?

Asylarbeit ist notwendig, da Flüchtlinge keine Lobby haben, am unteren Ende der gesellschaftlichen Hierarchie stehen, kaum Möglichkeiten eigener Interessenvertretung haben (Verbot der pol. Betätigung) und weite Teile der deutschen Bevölkerung immer noch rassistisch sind. Hier geht es um die Verteidigung der Grundrechte von Menschen, ungeachtet ihrer Herkunft.

Arbeit mit Flüchtlingen bewegt sich immer in dem Spannungsfeld von Sozialarbeit (konkreter Einzelfallhilfe) und politischer Arbeit. Diejenigen, die in dieser Arbeit stehen, müssen lernen mit Widersprüchen zu leben. Sozialarbeit und politische Arbeit widersprechen sich zum Teil:

– ☆ Wer im Flüchtlingsbereich aktiv ist, wird oft in die Rolle des Helfers gedrängt und entsprechend vereinnahmt. Dieses »oben« und »unten« macht es extrem schwierig, wenn nicht unmöglich, befriedigende, das bedeutet gleichberechtigte Beziehungen zu Asylsuchenden herzustellen.

– ☆ Auf der einen Seite fordern wir ein ungeingeschränktes Aufenthaltsrecht für Flüchtlinge, auf der anderen Seite sind wir froh, wenn es uns gelingt, für begrenzte Gruppen ein Bleiberecht zu erreichen (z.B. Palästinenser).

– ☆ Wenn wir aus Eigenmitteln Deutschkurse oder Kinderbetreuung für Asylbewerber ermöglichen, helfen wir, die Auswirkungen der Abschreckungspolitik des Staates zu verschleiern. Zugleich bedeutet es aber für den einzelnen Flüchtling, etwas gegen seine Situation des totalen Verwaltet-Werdens zu unternehmen, Kontakte herzustellen, gegen die Depression des Lagerlebens anzugehen.

– ☆ Schließlich, wie steht es mit der parlamentarischen Arbeit für Flüchtlinge? Ist sie eine notwendige Ergänzung oder Ausdruck einer Beschränkung auf den »Rahmen einer reformistischen Politik« (FAU-Moers). Was heißt *hier* reformistische Politik?

Solange in vielen Ländern dieser Erde die Verhältnisse soBsind, daß Menschen flüchten müssen, ist Asylpolitik ein Stück notwendige Solidaritätsarbeit, die hier und heute anliegt. Diese Arbeit schließt das Aktiv-Werden gegen die Ursachen von Flucht, d.h. den Kampf gegen Unterdrückung und Verelendung nicht aus. Beide Aspekte, Solidarität mit Flüchtlingen hier und mit betroffenen Menschen in den Ländern der *»Dritten Welt«* lassen sich verbinden.

Petra und Wolfgang
c/o Libertäres Forum Berlin

btr. SF-25: Kritik am Beitrag von Klaus Kuhm »Von der Notwendigkeit des Aufbaus sozialer Gegenmacht«

Dem ersten Teil des Aufsatzes, u.a. eine Beschreibung und Analyse bundesrepublikanischer Machtstrukturen, möchte ich nicht widersprechen.

Dem zweiten Teil, im Kern der Versuch, den eigenen gewalt»freien« Weg als den einzig gangbaren zur sozialen Umwälzung darzustellen, sehr wohl. Seine Begründung dafür ist nicht moralisch, sondern gibt sich hauptsächlich rational-pragmatisch.

Im einzelnen (der Reihenfolge im Text nach:)

». . . das Feindbild von der zentralen Schaltstelle Macht, die wir einfach nur erobern müßten, (sei) überholt«. Frage: wer hat denn dieses isolierte Feindbild? Daß einer Revolution eine Zuspitzung gesellschaftlicher Konflikte vorausgehen muß, dürfte ja wohl Allgemeingut sein. Wenn mensch in einer solch prekären Situation aber nichts in der Hand hält, als die Hoffnung darauf (wie der Autor nahelegt), daß wir möglichst viele werden, der Feind überläuft und, von Sabotage behindert, seine Macht einfach abgibt, wird daraus sicherlich nichts. [An dieser Stelle könnte mensch sicherlich eine historische Diskussion beginnen.] Deshalb ist es wichtig, daß wir für den Fall des Falles nicht mit leeren Händen – abgesehen von unseren hoffentlich ansteckenden Idealen – dastehen. Beide Kräfte, agitatorische und militärische sindunverzichtbar, und je nach Situation einzusetzen. Das hat nichts mit Klaus Kuhms Unterstellung von »alle Menschen auf der Feindseite massakrieren« zu tun. Es hat allerdings doch was mit den »Schaltstellen der Macht« zu tun: diese nämlich sind neben den Spezialeinheiten des Systems das primäre militärische Ziel – im Rahmen der revolutionären Umwälzung, versteht sich, »so daß die gesellschaftlichen Kampfmittel in einem engen Bezug zu den sozialen Verhältnissen stehen und sich mit ihnen entwickeln . . .«

Damit wäre auch des Autors (indirekte) Frage, »unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen der bewaffnete Kampf (wieder) aufgenommen werden solle« beantwortet. – Trotzdem will ich einzelnen bewaffneten Aktionen auch in einer nichtrevolutionären Situation nicht im allgemeinen widersprechen. Nächste Punkte: Bruch mit reformistischen Bestrebungen, Entwicklung sozialer Gegenmacht von unten – ist klar! Aber *wie* will er (mehr) Menschen langfristig in unsere Zusammenhänge aufnehmen, ihnen konkrete Perspektiven und Handlungsalternativen anbieten?

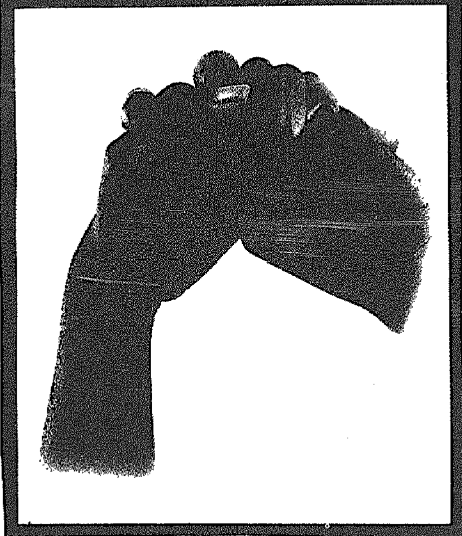
Dadurch, daß »der/die berühmte Oberpfälzerin zur Teilnahme an einer Blockade« bewegt wird anstatt »eine Horde Bullen am Bauzaun in die Flucht zu schlagen«? Diese Alternative ist meiner Meinung nach nicht »entscheidend« – um es etwas abzukürzen:

daß wir Autonome/Anarchisten/innen bessere, langfristige Strukturen aufbauen müssen, dürfte als Forderung inzwischen Allgemeingut sein. Aber solange dieser Staat und seine Ökonomie so sind, wie sie sind, werden wir immer mehr oder weniger Kompromisse im ökonomischen und sozialen Bereich machen müssen. Richtige soziale und ökonomische Gegenmacht können höchstens autarke Landkommunen bieten (s. *Aktion 4/87*). Das soll aber keine Entschuldigung sein für das fehlende Bestreben, unsere Ideale auch schon im Alltag zu verwirklichen. – Aber auch Klaus Kuhm hat außer Platitüden (»Für uns Gewaltfreie . . . wir wollen das alles schon im Hier und Jetzt«) nichts konkretes oder neues zu bieten.

Was er vorschlägt, nämlich unter uns »solidarische Lebensformen, herrschaftsfreie Strukturen zu entwickeln«, ist natürlich in Ordnung, aber nicht einfach (s.o.). Desgleichen: ». . . unter uns offene Zusammenhänge aufzubauen, wo der Streit um das richtige Handeln möglich ist.« – »Wir brauchen stabile Netze unter unseren Gruppen, die es ermöglichen, auch Ältere einzubinden und der Repression standzuhalten«. Vielleicht könnte da die von ihm erwähnte alte Arbeiterbewegung mit ihrem »solidarischen, sozialen Milieu« Anregungen geben. Die letzten 9 Zeilen des Aufsatzes geben noch einmal das Credo der Gewalt»freien« wieder (»Unsere Widerstandsformen sollen daher von größtmöglicher Offenheit nach innen und nach außen geprägt sein . . .«) Begründet wird es damit, daß wir bei einer Beschränkung auf konspirative Aktionen »gar nicht mehr nach außen treten können, daß wir zu einem kleinen Geheimkader verkommen müßten.« Aber wer will sich denn darauf beschränken? Und muß eine Aufgabenteilung unvermeidlich die in dem Papier *Stand autonomer Bewegung* kritisierten und von K. Kuhm zitierten Widersprüche bewirken?

Mir schwebt da eher ein Aufbau sozialer Gegenmacht in Einheit UND Vielfalt vor.

V.W., Köln



btr. SF-25 – **Ernesto Sábato**: Kunst ist eine Fiktion, eine Vision der brutalen Realität des Lebens?« – Beitrag von Wolfgang Haug

Ich will hier nicht auf das literarische Werk Ernesto Sábatos und die Interpretation dessen durch Wolfgang Haug eingehen. Meines Erachtens ist »Literatur« sowieso ein Thema für eine nur kleine, fachkundige Leserschaft und die des hierzulande relativ unbekannten Sábato allemal. Ich will aber sehr wohl einige Bemerkungen zu dem Leben Sábatos und zu seinem »politischen Werk« machen, das Haug ja auch – legitimerweise – zur Hilfe nimmt, um sich mit dem Literaten Sábato auseinanderzusetzen. Dabei will ich mich in meinen Bemerkungen und meiner Kritik auf drei der von Haug erwähnten Punkte beschränken:

a) *Sábatos Betätigung in verschiedenen Funktionen im Staatsdienst*

Haug zählt uns die verschiedenen Posten, die Sábato im Laufe der Jahre innehatte auf und versucht den Eindruck zu erwecken, daß Sábato diese Posten immer wieder wegen der mangelnden Freiheit in Argentinien verloren oder aufgegeben hat, die Art wie Haug dies darstellt, impliziert, daß Sábato sich damit als Gegner unfreiheitlicher Verhältnisse qualifiziert. Ist es Haug denn nicht aufgefallen, daß Sábato zwischen 1945 und 1959 immer wieder Ämter bekleidete trotz der Tatsache, daß in dieser Zeit in Argentinien eine Diktatur die andere ablöste und zu *keiner Zeit* freiheitliche Verhältnisse vorzufinden waren – Sábato »fällt die Erfolgsleiter jedoch hinauf«. Allein dieser Umstand sollte uns schon zu denken geben, »was das alles mit Politik, noch dazu im anarchistischen Sinne zu tun haben kann« und zu einer kritischeren Einstellung Sábatos gegenüber führen.

b) *Sábatos Betätigung als Leiter der CONADEP-Kommission*

Die Übernahme des Vorsitzes der nationalen Kommission über das Verschwinden von Personen durch Sábato kann nicht unkommentiert bleiben, vor allem da der Eindruck erweckt wird, als handle es sich hierbei um »übergreifendes Engagement«, um einen besonderen Akt der Zivilcourage.

Dazu muß man wissen, daß diese Kommission 1984 von der neu eingesetzten Regierung Alfonsin gegen den erklärten Willen der Mütter der Plaza de Mayo und der anderen Menschenrechtsorganisationen, die mehr als 7 Jahre lang mutig und unbeirrt auf die Verbrechen der Diktatur aufmerksam gemacht und sie bekämpft haben, eingesetzt wurde. Die CONADEP-Kommission setzt sich aus (fragwürdigen?) von der Regierung dazu auserkorenen »Honorationen« zusammen, hatte keinerlei Kompetenzen und handelte durchaus im Sinne der Regierung.

Die Mütter hatten dagegen eine mit allen Kompetenzen ausgestatteBparlamentarische Untersuchungskommission gefordert, deren Arbeitsauftrag mehr als eine »Dokumentation« der in der Zeit der Militärdiktatur vom 24.3.76 bis 10.12.83 begangenen Menschenrechtsverletzungen sein sollte. Wie richtig die Mütter mit ihren Vorbehalten lagen, zeigt die Tatsache, daß Mitglieder der Sábato-Kommission im Februar 1984 einer grünen Bundestagsdelegation gegenüber beklagten, daß ihnen der Zutritt zu einem Militärcamp kategorisch verweigert wurde (und dies zu einem Zeitpunkt als es theoretisch durchaus noch möglich war, daß überlebende »Verschwundene« in geheimen Haftzentren festgehalten wurden) mit der Begründung, man möge sich doch ordnungsgemäß mit einem amgemessenen zeitlichen Vorlauf anmelden.

Der Bericht (und nicht die Bewertung) über die Zeit der Militärdiktatur enthielt in seiner ursprünglichen Fassung im Anhang eine Auflistung der Namen der 1350 Folterer und Mörder, die der Kommission benannt wurden. Auf Weisung der Regierung wurde diese bei der Veröffentlichung des Berichtes (*Nunca Mas – Nie Wieder)* fallen gelassen und nur der Zeitschrift *El periodista* ist es zu verdanken, daß die Liste dann doch noch im Oktober 1984 publiziert wurde. (Übrigens fehlt diese Auflistung auch bei der von Reemtsma im Mai 1987 herausgegebenen deutschen Fassung, und m.E. ist nur das ausgezeichnete Nachwort von *Thomas Scherer* die Mühe der deutschen Fassung wert.)

Andere Personen, wie der Friedensnobelpreisträger von 1980 *Adolfo Pérez Esquivel*, haben die Mitarbeit in der Kommission verweigert, u.a. weil sie deren *verschleiernde* und *nicht aufklärende* Funktion von anfang an erkannt haben und weil sie sich nicht gegen den erklärten und wohlbegründeten Willen der Menschenrechtsorganisationen stellen wollten. Und einer der wenigen »anständig« gebliebenen Bischöfe, *Nevares*, hat öffentlich zugegeben, daß seine Tätigkeit in der Kommission ein Irrtum war und er hat sich öffentlich bei den Müttern dafür entschuldigt.

Im Nachhinein hat Sábato seine Arbeit in der Kommission laut der Zeitung *Clarin* mit der Bemerkung, »daß er diese Tätigkeit zeitweise sehr stupide, ein wenig wirklichkeitsfremd fand«, kommentiert; das hätten ihm die Mütter schon 1984 vorhersagen können und es grenzt an Zynismus, wenn man sich die greulichen Folterberichte ansieht.

Wenn Sábato – richtigerweise – konstatiert, daß dem Schriftsteller in Lateinamerika »von den Menschen eine enorme moralische Wichtigkeit zugewiesen wird« (FR, 30.5.87), so hat er durch seine Mitarbeit in der Kommission dem Anspruch eine »moralische Instanz« zu sein nicht genügt – er ist in diesem Sinne »unmoralisch« geworden.

Welche Konsequenzen diese Schein-Vergangenheitsbewältigung wirklich hatte, zeigt die jüngste argentinische Vergangenheit: durch die Verabschiedung des Schluß-Punkt Gesetzes im Dezember 1986 und des Befehlsnotstandsgesetzes im Juni 1987, mit denen eine weitgehende Amnestierung der Folterer und Mörder verfügt wurde, wurde eine Politik konsequent weitergeführt, die mit der Einsetzung der CONADEP-Kommission ihren Anfang gefunden hatte und nur düstere Vorhersagen gemacht werden können, darüber, wie sie enden wird.



c) *Sábatos Weigerung ins Exil zu gehen*

Hier erweckt Haug den Eindruck als sei besonders löblich, wenn jemand »sich weigert ins Exil zu gehen«; dies ist eine Infamie all denen gegenüber, denen kein anderer Weg blieb, als ins Exilzu gehen!

Die 30 000 Verschwundenen, die Gefolterten und Ermordeten Argentiniens aus dieser Zeit geben deutliche Hinweise darauf, wie die Militärs mit ihren Gegnern umgegangen sind. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß auch Personen, die im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens standen, wie Journalisten und Schriftsteller, nicht vor den perversen Greueltaten der Foltergeneräle verschont blieben.

Sábatos »Entscheidung beruhte auf seinem Anspruch, eine Literatur zu schreiben, die in der Tendenz ein totales Weltbild liefert.« Ja, wer es sich leisten konnte . . . Vielen war die Möglichkeit versagt, ihren »Ansprüchen« entsprechend in dieser Zeit zu arbeiten und zu leben. Die argentinische Wirklichkeit sah anders aus, sie bot vielen noch nicht einmal die Möglichkeit zum nackten Überleben!

Und wir können sicher sein, daß viele sich auch im Ausland »nur soziale Aufmerksamkeit« erhalten haben, auch wenn dies laut Sábato »nur im eigenen Land möglich« ist. Wie zum Bsp. der Schriftsteller *Juan Gelman*, der 1976 ins Exil nach Paris gezwungen wurde, wo er bis heute ausharren muß, da ihm unter der konstitutionellen Regierung Alfonsin ein Prozeß und eine langjährige Freiheitsstrafe drohen wegen seiner Mitgliedschaft bei den Monteneros – die er im Übrigen schon längst (1979 noch während der Zeit der Militärdiktatur) aufgekündigt hat. Menschen wie ihm gebührt unsere Achtung – und nicht Ernesto Sábato, der mit der Diktatur kollaborierte und ihr öffentlich Beifall zollte (siehe *GEO*, 1/78).

Mechthild Baum, Aachen



Anm.:

Zunächst will ich gerne zugeben, daß meine Herangehensweise an Ernesto Sábato vor allem über dessen literarisches Werk bestimmt war, und ich mich erst im Verlauf der Auseinandersetzung und im Schreiben des Artikels für seine Person zu interessieren begann. Weite Teile der Kritik Mechthild Baums scheinen mir einfach deshalb berechtigt, weil sie mehr Informationen zu Ernesto Sábatos persönlicher Situation im Rahmen der argentinischen Gesellschaft zusammengetragen hat. Ob sie deshalb jedoch Sábatos Unbehagen mit »offiziellen« Positionen grundsätzlich infragestellen kann, wage ich nicht zu entscheiden, immerhin bleibt es Fakt, daß er diese Funktionen immer wieder niedergelegt hat, als Gegner des Peronismus galt und immerhin bereits 1951 einen politisch-philosophischen Essayband »Hombres y engranajes« (Menschen und Räderwerk) veröffentlichte, in dem er versuchte, eine Technologiekritik mit einer Marxismuskritik (›beide überbewerten laut Sábato die Ratio‹) zu verbinden. Dabei entwickelte er einen Standpunkt, den wir heute – nach Sartre – als »existentialistisch« (oder umständlicher ausgedrückt: personenbezogen sozialistisch, d.h. die Freiheit des einzelnen in den Mittelpunkt einer Gesellschaftsvorstellung gestellt) bezeichnen könnten und der damals noch weniger wie heute von der Linken akzeptiert werden konnte.

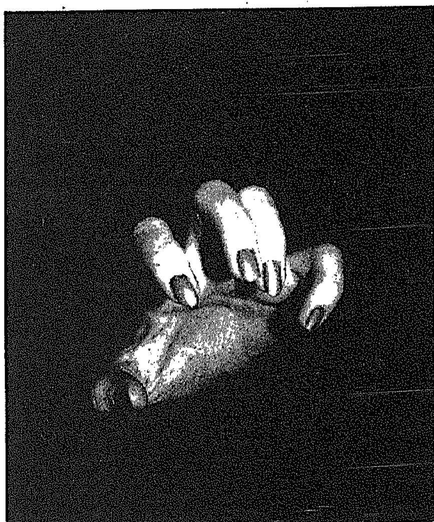
Berechtigt scheint mir die geäußerte Kritik an der Übernahme des Vorsitzes, wenn er damit die Forderungen der Mütter der Plaza Mayo mitunterlief. Allerdings stellt sich für mich die Frage, warum denn ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß mehr Vertrauen verdient haben sollte? Betrachten wir die in der BRD stattgefundenen Schaukämpfe, so bleibt doch jedesmal weniger übrig, als vorher durch die – bei uns nun wirklich nicht geradeglanzvolle – Presse aufgedeckt wurde. Und wenn die Regierung Alfonsin – zweifellos aus opportunistischen Gründen – eine wirkliche Verfolgung der Mörder nicht gewagt (bzw.

welche abgedeckt) hat, weshalb sollten wir dies einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß zutrauen? Selbstverständlich ist es richtig, wenigstens die Namen der Folterer veröffentlicht sehen zu wollen, allein der visuellen Vorstellung wegen: es bedeutet schon etwas, Seite für Seite Namen von Folterern durchblättern zu müssen, anstatt eine aalglatte und abstrakte Zahl »1350« zu lesen.

*Zum dritten Punkt: es geht mir selbstverständlich keineswegs um die Abwertung von Exilanten; es geht auch grundsätzlich überhaupt nicht um dieses »gegeneinander Abwägen«. Ein Beitrag im SF über Juan Gelman ist selbstverständlich willkommen; die Entscheidung im Fall einer Diktatur ins Exil zu gehen, steht meinem Empfinden – gerade auch aufgrund deutscher Geschichte – ebenfalls viel näher als die Entscheidung irgendwie Auszuharren (und dabei zweifelsfrei fragwürdig zu werden). Was Sábato dabei jedoch erträglich macht, und darauf habe ich bereits hingewiesen, ist, daß er seine Widersprüche nicht verschleiert, sich selbst als Opportunist ekelhaft findet (»*bloß die großen Schweine*«, vgl. SF-25, S.55) – also seine Person ehrlicher sieht als die meisten von sich dies können. Wenn diese Widersprüche der Person nicht deutlich genug geworden sind, ist Mechtild Baums Kritik mehr als wichtig; wenn sie eine Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Sábatos Inhalten verhindern könnten, wäre dies mehr als bedauerlich.*

Wolfgang Haug

P.S.: Das Photo auf S.55 (SF-25) stammt übrigens von Hellik Raen, Oslo; sorry!



btr. SF-25: »gefährdet durchgängig«

»Die Zeitschrift Schwarzer Faden, Nr.25, 3/87 ist ohne Vermittlung der Vollzugsanstalt bezogen worden, bzw. hier eingegangen (§ 68 Abs.1 StVollG.). Der Inhalt der Zeitschrift gefährdet anwährend durchgängig das Ziel des Vollzuges bei dem Gefangenen. Einzelheiten hierzu können nicht mitgeteilt werden, weil sonst der Zweck der Vorenthaltung unterlaufen werden würde.«

Mündelein, VA-Leiter

Beschwerde

Dauernd höre ich »Vollzugsziel«! Keine Ahnung, was das sein soll. Seit annähernd 23 Monaten halte ich intensiv danach Ausschau, sehe in allen Ritzen und Ecken nach, ob ich es vielleicht nicht doch irgendwo entdecke. Aber weder unter der Matratze, noch in den Schränken oder Schubladen habe ich es finden können. Es muß mir wohl irgendwie abhanden gekommen sein!? Vielleicht sollte ich mal eine Annonce aufgeben:

»Vollzugsziel verloren gegangen.
Ehrliche Finder bitte melden bei: Reiner Giehl!«

Aber wer weiß, vielleicht hat ja auch die von Herrn Mündelein beanstandete Zeitschrift *Schwarzer Faden* mein Vollzugsziel verscheucht??! Ich sehe das bildlich vor mir, wie mein »Vollzugsziel« vor einer gefährlichen Zeitschrift auf der Flucht ist . . . Dann wäre es ja kein Wunder, daß ich es bis jetzt noch nicht gefunden habe! Gott sei Dank hat Herr Mündelein mich darauf aufmerksam gemacht. Nun kann ich endlich die ergebnislose Herumsucherei danach einstellen, denn ich weiß ja jetzt, daß es vom *Schwarzen Faden* vertrieben worden ist!



Holla! Eben lese ich zufällig den § 2 des St.VollG., worin geschrieben steht: »Im Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Gefangene fähig werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen. (VOLLZUGSZIEL)« – da ist es also! Das vielgesuchte Phantom! Hatte sich doch glatt im § 2 des St.Vollg. versteckt! Wenn das natürlich das Ziel ist, dann hat Herr Mündelein völlig recht! Mich asoziales, verkommenes kriminelles Subjekt muß man natürlich auf den rechten Weg führen!

Weg mit aller kritischen und staatszersetzenden Literatur! Verbrennen sollte man diesen ganzen Schund (irgendwie kommt mir das so bekannt vor . . . naja, was soll's! Die Masken sind anders, die Gesinnung ist gleich!)

Ich beantrage hiermit, daß man meine Ohren abschneidet, damit ich nichts mehr höre. Weiterhin beantrage ich, daß man mir meine Augen aussticht, damit ich nichts mehr sehe, und daß man mir meinen Mund zunäht, damit ich endlich mal mein Maul halten lerne! Und zu guter Letzt wünsche ich, daß mir vor allen Dingen mein »Hirnkästle« herausoperiert wird! – Dann wäre doch das Vollzugsziel bei mir erreicht, oder etwa nicht?!

Ach halt, das Hirnkästle kann man uns Knackis ja gar nicht mehr herausoperieren, denn selbiges haben wir ja bei Haftantritt an der Pforte abgeben müssen! Ich erinnere mich noch vage an ein Schild, welches vor dem Knasteingang angebracht ist. Es lautet: *»Achtung! Achtung! Sie verlassen jetzt den Geltungsbereich des Grundgesetzes der BRD! Ihre Hirnkästen haben sie unaufgefordert an der Torwache abzugeben!!!«*



Ja, ja, wenn sie recht haben, dann haben sie recht! Ganz klar! Ich werde wohl nur geträumt haben, daß ich vor ca. 3 Wochen beieinem gewissen Herrn Kreuz einen ausgefüllten Bezugsantrag für mehrere Zeitschriften, darunter auch der »Schwarze Faden«, abgegeben habe . . .

Obwohl ich durchaus verstehe, daß so ein übles anarchistisches Machwerk wie der »Schwarze Faden« mein »Vollzugsziel« gefährdet (anwährend und durchgängig!) und mir verständlicherweise keine Einzelheiten darüber mitgeteilt werden können, weil ja sonst der Zweck der Vorenthaltung unterlaufen werden würde, so würde mich doch brennend interessieren, ob Herr Mündelein sich überhaupt die Mühe gemacht hat, diese Zeitschrift einmal aufmerksam durchzulesen???

Entweder war sie auf einem zu hohen Niveau angesetzt, oder eine Art vollzugsgöttliche Eingebung aus dem Lager Schwäbisch-Gmünd hat ihn nun endlich erreicht und über gewisse »linksradikale Tendenzen« bei Herrn Giehl unterrichtet und auf dessen Lektüre hingewiesen. Ich meine, daß diese ganze Angelegenheit extrem verdächtig erscheint, denn bis jetzt habe ich immer sämtliche Zeitschriften völlig unbeanstandet ausgehändigt bekommen! Sogar, als während meiner U-Haftzeit in Stuttgart-Stammheim meine gesamte Korrespondenz über die Zensur bei der Staatsanwaltschaft lief. Ich weiß, wie paranoid die VA-Leitung in Gmünd drauf ist, und wie ich dort politisch eingestuft bin! Und seltsamerweise wird erst jetzt, nachdem ich gegen die JVA Gmünd eine Beschwerde eingereicht habe, eine Zeitschrift von mir mit einer völlig absurden Begründung angehalten! War es nicht so, daß die Gmünder Anstaltsleitung hier angerufen hat, und



darum gebeten hat, daß man mir meine Zeitschriften verbietet, weil ich mit dem darinstehenden Gedankengut meine Verlobte, Frl. Reutter, durcheinanderbringe, bzw. ihr Vollzugsziel gefährde???

Wie dem auch gewesen sein sollte, so empfehle ich Herrn Mündelein einmal das intensive Studium des Schwarzen Fadens, und mir dann mitzuteilen, womit denn dieses völlig harmlose, gewaltdistanzierende Blatt mein »Vollzugsziel« gefährdet?

Nach dieser »Anhalteverfügung« hege ich nämlich den Verdacht, daß Herr Mündelein das selber nicht weiß, und nur einer »Eingebung« aus der JVA Schwäbisch Gmünd Folge geleistet hat . . .

Aber ich bin ja nur ein dummer Knacki und verstehe das alles vielleicht nur nicht?!!? Somit bin ich froh darüber, daß jemand anderes für mich die Entscheidungen trifft! *Danke!* Ich gelobe mich zu bessern und werde mich bemühen, Ihnen zu beweisen, daß ich wirklich lernen will, später ein »Leben in sozialer Verantwortung« führen zu können und verurteile mich hiermit zu »lebenslangem Bezug der BILD-Zeitung«!!!

Mit geZIELtem VOLLZUGSgruß,
Reiner Giehl
JVA Freiburg

P.S.
Herr Mündelein, haben Sie etwa den Eigentumsvorbehalt des »Schwarzen Fadens« auch nicht zur Kenntnis genommen? Darin steht klipp und klar: *Knastfreiexemplare bleiben solange das Eigentum des Verlages, bis sie den Gefangenen ausgehändigt sind. Eine »Zur-Habe-Nahme« ist keine Aushändigung!!«*
Also: Raus damit aus meinen Effekten und entweder mir aushändigen, oder umgehend mit der Begründung der Vorenthaltung an den Verlag Zurücksenden!!! Sonst riskieren Sie nämlich eine Strafanzeige wegen »Unterschlagung« oder wegen »Diebstahls«!!

Anm.:
[Überflüssig zu sagen, daß die demokratisch-grundordentliche Arroganz dieser deutschen Anstaltsleitung selbstgerecht genug ist, diese Beschwerde als »nicht formgemäß« einfach nicht zu behandeln. *SF*]

Kurzes

Europa gegen den Strom – internationale Gegenmedienmesse in Amsterdam!! Vom 27.–29. Mai 1988 in Beurs van Berlage, Galerie W 139.

In dem Europa der Nationalstaaten mit ihrer ›nationalen‹ Kultur, die als Handelsware auf dem internationalen Markt ausgetauscht wird, besteht seit langem ein Austausch »anderer« Kultur. Produkte (Poster über Bücher bis Videos) zirkulieren nicht nur im eigenen Kreis, sondern auch weit darüber hinaus – trotz Zensur, trotz Zollkontrolle, trotz finanzieller Einschränkungen.

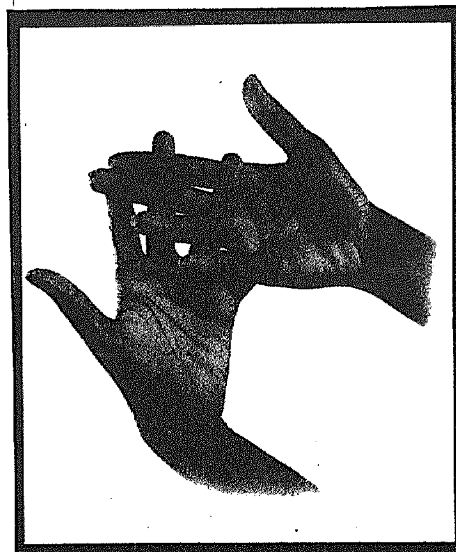
Die Messe EUROPA GEGEN DEN STROM soll diesen Austausch weiter stimulieren, Querverbindungen herstellen zwischen Gruppen und Richtungen. Auch soll sie ein Stimulans sein für den Ort, das Land in dem sie stattfindet – dieses Jahr Amsterdam/Niederlande, nächstes Jahr . . .

Die Messe negiert Grenzlinien zwischen Disziplinen und Themen – bildende Kunst – Literatur – Musik – Theater – Politik – Minderheiten – Milieu – Emanzipation; die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf Misch-Formen und multidisziplinäre Erscheinungen.

Kontakt: Buchladen Het Fort van Sjakoo, Jodenbreestraat 24
NL-1011 NK Amsterdam, Tel. 020-258979 (12-18 Uhr)



Videoverleihkatalog »Videofront – erweiterte Auflage 1987 – der neue Videokatalog der *Medienwerkstatt Freiburg* ist jetzt erschienen! Neue (Dokumentar-)Videos zu politischen, sozialen und kulturellen Themen: zur Ökologie- und Anti-AKW-Bewegung, Friedensbewegung, Autonomie, Internationale Kämpfe, Zentralamerika, Jugendbewegung, Repression, Faschismus, zur Problematik von Macht und Gegenmacht, zur anderen Geschichte . . . Schutzgebühr 8.-DM (incl. Versand und MWST); zu beziehen über: *Medienwerkstatt Freiburg, Konradstr. 20, 7800 Freiburg, Tel. 0761/709757. Wer den alten Katalog* Videofront *schon hat, kann den* Ergänzungsteil 1987 *auch allein für 1.-DM in Briefmarken beziehen.*





Feminismus und Gewaltfreiheit

Internationale Frauenkonferenz »Feminismus und Gewaltfreiheit« in Irland, organisiert von der War Resisters International (WRI) vom 26.7.–1.8. Kurzbericht:

Fünfzig Frauen, die 21 verschiedene Länder repräsentierten, trafen sich um ihre Erfahrungen auszutauschen und die Situation in ihren Heimatländern vorzustellen. Südafrikanische Frauen sprachen über die *»End Conscription Campaign«* (Kampagne zur Beendigung der Wehrpflicht), ein Zusammenschluß von Menschen, der innerhalb der weißen Gemeinde gegen Wehrpflicht und Apartheid arbeitet. 3 Frauen erzählten über die Situation im Pazifik, wo die eingeborenen Völker gegen Atomtests, Militarismus und Kolonialismus und für die Wiedergewinnung ihres Landes kämpfen. Drei Frauen aus Spanien berichteten über die Situation in Riano, wo neun Dörfer zerstört wurden, um Platz für einen Staudamm zu schaffen. Frauen aus den Dörfern hatten den Kampf für die Rückgewinnung ihres Landes angeführt. Es gab Berichte aus Thailand, wo eine Million Frauen in die Prostitution gezwungen wird, um zu überleben, wobei viele von ihnen aufgrund der ausländischen Militärpräsenz erstmalig in diese Lage geraten; ein Bericht aus Hongkong über die Entstehung einer feministischen Friedensbewegung und den Kampf gegen den Bau eines Atomkraftwerks in China; ein Bericht aus Jugoslawien über die erfolgreiche Kampagne von den alternativen Frauen-, Friedens- und Umweltgruppen gegen die Frauenwehrpflicht; ein Bericht aus Polen über die schwierige Situation von Frauen, die sich gefangen sehen zwischen einer sozialistischen Philosophie und einem starken katholischen Einfluß.

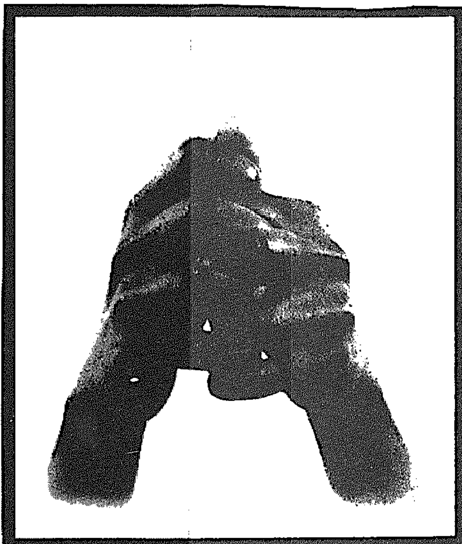
Workshops befaßten sich mit einer Vielfalt von Themen. Diese schlossen irische Geschichte, Erziehung von Jungen nach feministischen Werten, Gewaltfreiheit und Befreiungskämpfe, gewaltfreie Trainingsmethoden, Friedenserziehung, Soziale Verteidigung und Sexismus in der Friedensbewegung ein. Es wurden Kriterien entwickelt, die dazu beitragen sollen, die gleichberechtigte Teilnahme von Frauen in Friedensgruppen zu fördern.

Das internationale Netz von Feministinnen, die in der Friedensbewegung arbeiten, ist sehr gestärkt worden. Frauen werden in der Lage sein, effektiver in Solidaritätskampagnen und bei zukünftigen Aktionen tätig zu werden. Die Teilnehmerinnen begrüßten die Nachricht, daß Janet Cherry, die Aktivistin der End Conscription Campaign, die fast 11 Monate im Gefängnis saß, von der südafrikanischen Regierung freigelassen worden ist. Sie bedauerten die Tatsache, daß vier polnische Frauen nicht teilnehmen konnten, weil sie keine Pässe von der polnischen Regierung erhielten. Geldmangel und familiäre Verpflichtungen hielten andere Frauen von der Teilnahme ab.

Verschiedene Botschaften wurden in alle Welt versendet: An die Shibakusa-Frauen in Japan in Unterstützung ihres fortlaufenden Kampfes zur Rückforderung ihres Landes, and die südafrikanische Regierung mit der Forderung, Sue Land und andere im Gefängnis sitzende Frauen freizulassen; an die USA in Unterstützung für Katya Komiaruk, die hohe Geld- und eine Gefängnisstrafe für ihre gewaltfreie Abrüstungs-Aktion zu erwarten hat.

Ein Unterstützungsbrief wurde an das Volk von Belau geschickt, das zur Zeit unter massivem Druck steht, die erste Atomwaffenfreiheit vorschreibenede Verfassung der Welt aufzuheben; Protestbriefe wurden auch an die Vereinten Nationen und an den US-Kongreß geschickt, die die Ablehnung der Versuche der USA ausdrückten, die Verfassung von Belau zu unterminieren. Ein Brief wurde auch an die jugoslawische Regierung gesendet, der eine Amnestie aller inhaftierten Kriegsdienstverweigerer und die Anerkennung von Kriegsdienstverweigerung als ein Menschenrecht forderte. Ein Brief wurde auch an Beamte in Cumbria, Großbritannien mit der Forderung geschickt, die atomare Wiederaufbereitungsanlage in Windscale/Sellafield sofort zu schließen.

Kontakt für die BRD: *Föderation Gewaltfreier Aktionsgruppen, Scharnhorststr.6, 5000 Köln 60, Tel. 0221/76 58 42*



Suche für Tape/Heft-Set zum Themenbereich DDR-Untergrund/Anarchie/Punk Erfahrungsberichte, Infos, Gedichte, Collagen, Musik, Fotos, Ideen etc.

Kontakt: *KomistA, c/o Sterneck, Eichenheege 12b, 6457 Maintal-1; Tel. 06181/22500*

Kleinanzeigen (pro Zeile 1.-DM) und Kurzmeldungen

Um den Kommunikationswert des SF zu erhöhen und um uns bei den für den SF so wichtigen Direktabonnenten zu bedanken, kann in Zukunft jede/r Abonennt/in eine 5-zeilige Kleinanzeige pro Jahr gratis in Anspruch nehmen. Das gilt für alte wie neue Abonenntinnen/-ten.



*ALTE AUSGABEN DES SF:
Um neuen Abonnenten oder Interessierten die Gelegenheit zu geben, einen besseren Einblick in unsere bisherige Arbeit zu bekommen, machen wir folgendes Angebot: **Für 4 alte Ausgaben schickt ihr uns einen 10.-DM Schein, Überweisung oder Briefmarken**. Welche Nummern ihr haben wollt, schreibt ihr dabei. Zur besseren Orientierung hier die Inhaltsangaben, zusätzlich haben wir eine mit Anmerkungen, Register, Vorwort, Rezension und neuem Lay Out versehene *NOSTALGIENUMMER* (ebenfalls 10.-) zusammengestellt, die Texte aus den vergriffenen ersten 13 Nummern (0–12) enthält. Einzeln nicht mehr lieferbar: Nr. 0–13, Nr.14 nur noch wenige Restexemplare!

Nr.14: (64 Seiten)
★ Arbeit, Entropie, Apokalypse und 35-Stundenwoche ★ Geheimer NATO-Stützpunkt auf den Färörn ★ Cruise auf U-Boote - NATO-Pläne ★ Europawahlboykott ★ Antipädagogik contra Libertäre Pädagogik ★ Gesell-Diskussion ★ Das letzte Interview mit Augustin Souchy; + Filmbesprechung Die lange Hoffnung ★ Aufruf an Anarcha-Feministinnen ★ Kritik an den Ökolibertären u.v.a.m.

Nr.15: (64 Seiten)
★ Kulturnummer? ★ FLI-Treffen (Lutter) ★ Automatisierungsdebatte ★ Interview mit A. Gorz ★ Frau-Mann-Maschine ★ Hacker ★ Pädagogik-Diskussion ★ F. Ferrer ★ Anti-Kriegs-Museum, ein Interview ★ Europawahlnachschlag ★ Migros-Opposition ★ Projektemesse ★ Souchy: Mexiko ★ Reimers: Oskar Kanehl ★ Faschismus – Antifaschismus ★ S.Gesell-Diskussion ★ Omori ★ Libertäre Comics ★ Venedig Veranstaltungsplan ★ u.v.a.

Nr.16: (64 Seiten)
★ Venedig-Berichte (5 Teile) ★ Feminismus und Anarchismus (Vortrag aus Venedig) ★ 1984 = Die Ware (J. Clark-Vortrag aus Venedig) ★ Zur Wende ★ IWF-Kritik ★ Kolumbien/Selbstverwaltung ★ »Atommüllpriester« ★ Buko-Bericht ★ Oskar M. Graf ★ »Bakuninhütte« – Erinnerungen von Fritz Scherer ★ Nachruf auf Otto Reimers ★ Stowasser-Prozeß ★ u.v.a.

Nr.17: (64 Seiten)
★ A-Szene ★ Industrialismus-Kritik, Teil 1 (Ansatz von Alvin Toffler) ★ Sozialstaat oder Marktanarchie ★ Bookchins Natur- und Evolutionsverständnis ★ Menschenrechte ★ Chile-Widerstandstage ★ Puerto Rico Landbesetzungen ★ Angst des Bürgers vor dem Anarchismus (Casas Viejas) ★ »Nährbodenforschung« Neonazis ★ Spuren der Besiegten (Rez.) ★ Zeitschriftenschau ★ u.v.a.m.

Nr.18: (64 Seiten) (Kulturnummer)
★ Theater im Zeitalter totaler Medienwelt ★ Videofront ★ Kultur oder wat? ★ Wider die Vereinnahmung ★ Über Carl Einstein; mit seiner Rede über Durruti ★ Das andere Amerika (Filme) ★ Jean Vigo (Filmemacher) ★ Streit um den CNT-Nachlaß ★ Tschernyschewski: Verwertung von Politik und Kultur ★ Herrschaftskultur: Reise in irische Knäste ★ A-Szene (FLI, AFN, »Volksfront«), u.v.a.m.

Nr.19: (64 Seiten)
★ Unruhen in Griechenland ★ Entstehungsgeschichte der PASOK ★ Raus aus der NATO? ★ Thesen für einen libertären Kommunalismus ★ Kritik der Toffler-Thesen ★ BTX ★ Reise in irische Knäste, Teil 2 ★ Einstellung der Zeitschrift »Anschläge« ★ Kritik der Subkultur (Punk und Ökobank) ★ Anarchismus und Mystik ★ Uracher Kommune 1919 ★ Frauen in der FAUD 1919–1933 ★ Anarchafeminismus ★ »Liebe und Anarchie«

Nr.20: (64 Seiten)
★ Anti-NATO-Kongreß ★ Militarisierung der USA und UdSSR ★ Bruch mit den GRÜNEN ★ Sarc/tazhh ★ Unruhen in Spanien ★ Interview mit Clara Thalmann (I) ★ Deutscher Kolonialismus ★ Barclays Anthropologieansatz ★ Postmoderne ★ Diskussionsteil etc.

Nr. 21: ☆ Anarcho-Szene ☆ Kritik an den GRÜNEN und Selbstkritik ☆ Glotz' Hegemoniemodell ☆ VOBO wieder neu ☆ Staatskritik ☆ Interview mit Clara Thalmann (II) ☆ Mujeres Libres ☆ Stammheim - das Buch - der Film ☆ Franz Jung ☆ Libertarians? ☆ Antisemitismus in der Linken ☆ Diskussion u.a.: Bookchins Kommunalismus etc.

Nr. 22: ☆ Tschernobyl und die Asylanten ☆ Linke und Ausländerpolitik ☆ Das Umbauprogramm der GRÜNEN ☆ Offener Brief der radikalen AKW-Gegner ☆ Appelscha-Treffen ☆ Kollektivierung in Aragon ☆ Krise und Perspektiven der CNT heute ☆ Federico Garcia Lorca ☆ Georg Janthur's Bilder (Vierfarb-Mitteldruck) ☆ Unbekannte Marut/Traven Stories ☆ Die Exilliteraturreihe bei Fischer ☆ Erich Mühsam (DDR) ☆ Anarchismus und Antipädagogik ☆ Gotteslästerungsprozeß ☆ Bookchin-Diskussion etc.

Nr. 23: ☆ FLI-Herbsttreffen ☆ Libertäre Zentren ☆ Versuch einer Neubestimmung autonomer, antiimperialistischer Politik (RAF-Kritik) ☆ Spassguerrilla ☆ A-Kongreß in Australien ☆ Quo vadis – Femina? ☆ Totalverweigerer ☆ Die 1.NSDAP-Gruppe des Ruhrgebiets eine Abspaltung aus der FAUD? ☆ Spanienfilme und deren politischer Standort ☆ § 129a ☆ Kesseltreiben ☆ Neokonservatismus – am Beispiel Späths ☆ Robert Reitzel – Der arme Teufel ☆ Libertarians/Freenetwork-Diskussion etc.

Nr. 24: ☆ Clara Thalmann – Flucht aus Paris 1940 ☆ Anarchoseminar Arnoldshain ☆ Soziale Bewegung – Libertäre Tage ☆ Wuppertaler Häuserkampf ☆ Totalverweigerer ☆ Den Knast ent-tabuisieren ☆ VOBO 1987 ☆ Exil in Berlin – »Asylantenbehandlung« ☆ Wahlnachschlag: UngüLtiG, Trude Unruh und die Geisterfahrer ☆ Stefan Schütz: Künstler und Gesellschaft ☆ Hans Litten – eine »verbesserte« Fassung? ☆ Karl Otten – expressionistische Wurzeln ☆ Libertäre in Ungarn ☆ SMOT-Mitglieder freigelassen, Telefoninterview ☆ US-Basen in Grönland, Rezensionen, Zeitschriftenschau etc.

ciao anarchici

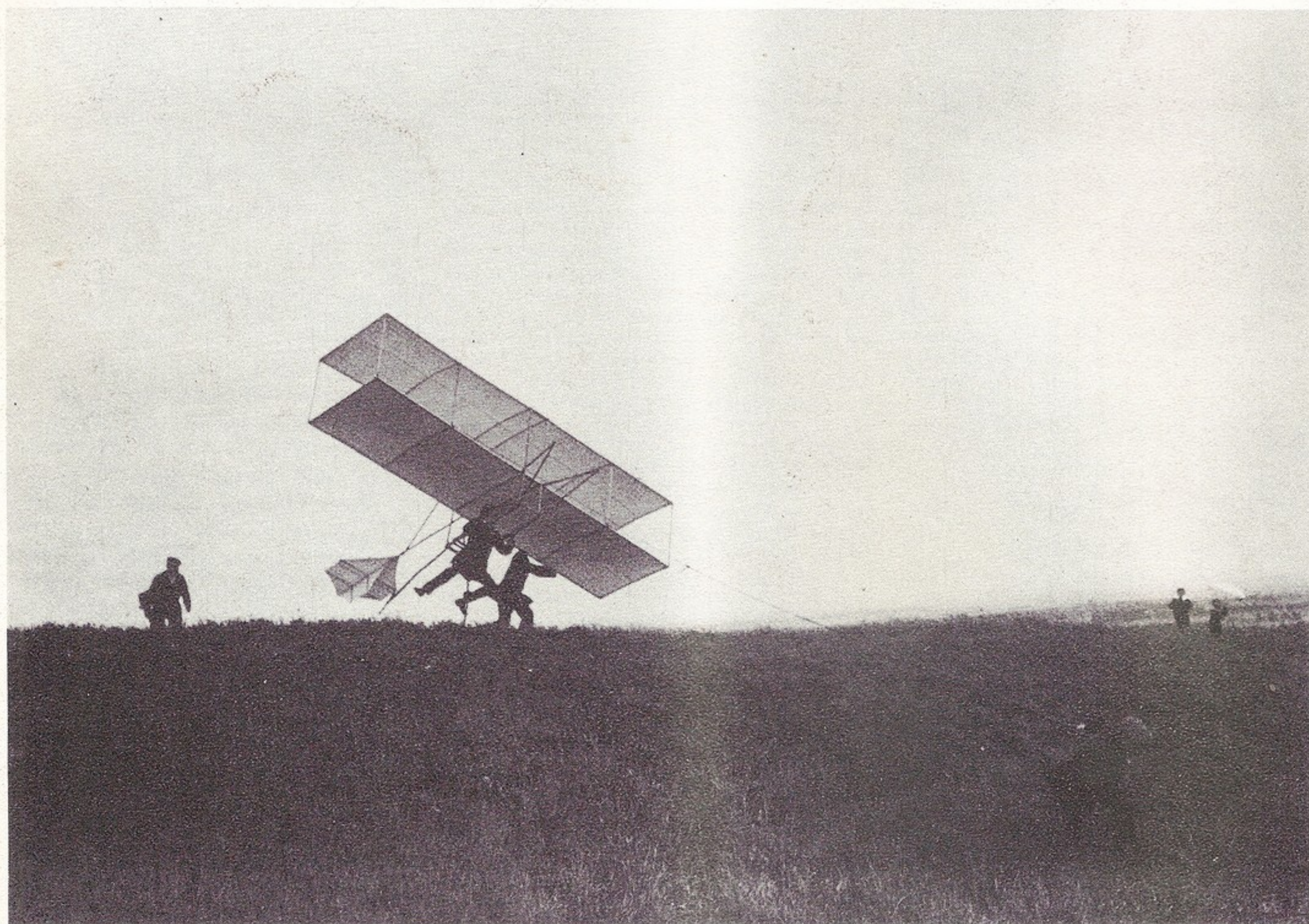


Photo : Jacques-Henri Lartigue